Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Anton Haen de

Anton von Haen kaiserlichen Leibarztes Heilungsmethode in dem kaiserlichen Krankenhause zu Wien : Aus dem Lateinischen

III. Band : enthält den sechsten und siebenten Theil

Leipzig: Weygand, 1781

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0001
DFG

Mb - 3073. (3.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0002
DFG

Anton von Haen

kaiserlichen Leibarztes

Heilungsmethode

in dem kaiserlichen Krankenhause zu Wien.

Aus dem Lateinischen

III. Band, enthält den sechsten und siebenten Theil.

Mit

einigen Aufsätzen

begleitet

von

Herrn D. Ernst Platner

Professor in Leipzig.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1781.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0005
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838318517/phys_0006
DFG

Vorbericht.

Mein Verleger bittet mich, das Haenische Werk fernerhin mit meinen kleinen Abhandlungen zu begleiten; (denn schon längst sagte ich ihm, daß ich den dritten Band und die folgenden, oder vielmehr das Publikum nicht damit beschweren wolle.) Der Bewegungsgrund, den er mir anführt, weil ich ihm die Ursache dieser Aenderung, nämlich meine Ungewißheit über den Beyfall der Leser nicht verschwiegen habe, ist dieser, daß das Haenische Werk gekauft, und zwar deutsch, auch dieser Vermehrung wegen gekauft werde. Ich weis, daß dieses keine Vermehrung, sondern nur eine Verstärkung (jedoch gewiß eine sehr mäßige) der Haenischen Heilungsmethode ist. Ich weis, daß aufgeklärte, vollendete Praktiker, meiner Theorien nicht bedürfen, unaufgeklärte und mittelmäßige aber, sie weder verstehen noch zu benutzen wissen. Ich weis daß schonende oder wohl gar lobende Recensionen, dergleichen ich von diesen Aufsätzen gesehen habe, aus persönlichem Wohlwollen gegen mich entstanden seyn können. Ich sage mir selbst, daß andere Kritiken, die mir gerade zu, und doch mit der größten Freundschaftlichkeit und Höflichkeit einwenden, (und solcher Kritiken habe ich wenigstens eine gesehen,) diese Abhandlungen würden den Praktiker, für den dieses Werk bestimmt ist, nicht so sehr interessiren, als etwan den Theoristen; daß diese Kritiken ei-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0007
DFG

nen richtigen Grund haben können; und dennoch — schreibe ich zu diesem dritten Theile wiederum zween Aufsätze. Daß ich das thue, ist erstlich Autorschwachheit — unter allen Arten der menschlichen Schwachheiten die menschlichste. Anderns aber, (denn ich muß doch nicht ungerecht gegen mich selbst seyn,) ist es Absicht. Und diese Absicht nun — ist keine andere als den Praktikern, d. h. eben denen, die mich nicht lesen wollen, weil sie mich nicht zu lesen brauchen, etwas von meinen Versuchen in die Hände zu spielen. Aber ich sehe, daß es doch auch hier wiederum auf die Autorschwachheit hinaus kommt.

Leipziger Ostermesse 1781.

Ernst Platner.

Verzeichniß
der Kapitel des dritten Bandes.

Sechster Theil.

Erstes Kapitel.

Von der chronischen Kardialgie. S. 3

Zweytes Kapitel.

Von verschiedenen Arten der Bauchwassersucht und Beulen oder Gewächse im Unterleibe. S. 27

Drittes Kapitel.

Von der Brustwassersucht S. 55

Viertes Kapitel.

Verschiedene Aufgaben und schwere Fälle S. 69

Fünftes Kapitel.

Vom Harnblasensteine und vom Steinschnitte S. 120

Sechstes Kapitel.

Vom Brennen des Hirnschädels bey hartnäckigen Krankheiten des Kopfes. S. 166

Siebentes Kapitel.

Von der besondern Kraft und Wirkung einiger Arzneymittel. S. 196

Siebenter Theil.

Erstes Kapitel.

Von der unächten äusserlichen Pulsadergeschwulst. S. 219

Zweytes Kapitel.

Von der wahren Schlagadergeschwulst. S. 262

Drittes Kapitel.

Von der Sackwassersucht und von den Wasserblasen. S. 288

Viertes Kapitel.

Von einem in der Gegend der Weichen durchborten Darme, wo der Koth durch die Wunde hervordrang. S. 317

Fünftes Kapitel.

Ueber verschiedene Gegenstände. S. 347

Anton von Haens

Heilungsmethode

in dem praktischen

Krankenhause zu Wien.

Dritter Band.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0011
DFG

Sechster Theil.

Erstes Kapitel.

Von der chronischen Kardialgie.

§. 1. Die Kardialgie hat vielerley Ursachen ihrer Entstehung, und ist entweder protopathisch, oder deuteropatisch. §. 2. Daß ein Scirrhus die Ursache der Kardialgie sey, hat man zuweilen sehr wahrscheinlich geglaubt, theils weil sie so lange anhielt, theils weil sie sich durch nichts wollte heben lassen; da doch inzwischen eine anhaltende Beständigkeit im Gebrauche dienlicher Mittel, wodurch eine dauerhafte Gesundheit bewirket worden ist, deutlich bezeuget hat, daß der Grund der Schmerzen nicht ein Scirrhus, sondern eine andre hartnäckige Ursache gewesen sey. §. 3. Nichtsdestoweniger ist der Scirrhus allzuoft die Ursache der Kardialgie, und öfters kann man aus medicinischen Gründen zwar genau wissen, daß ein Scirrhus da seyn müsse, den eigentlichen Sitz desselben aber kann man bey lebendigen Personen seltner, als nach dem Tode solcher Kranken genau angeben. §. 4. Wenn die protopathische Ursache der Kardialgie im Pylorus ist, so giebt sich dieses bey manchen Personen durch ein fortdauerendes Brechen der kaum zu verdauen angefangenen Speisen zu erkennen, bey andern findet man diesen Zufall gar nicht. Beydes wird durch Beyspiele bewiesen. §. 5. Gleichwohl hat man mehr Bemerkungen, daß dieses Brechen alsdann da ist, wenn die propopathische Ursache der Kardialgie im Pylorus, oder

die deuteropathische um den Pylorus herum ist, und weniger Fälle, wo man unter diesen Umständen kein Brechen bemerkt hat. Einige Krankengeschichten, die es beweisen. §. 6. Der Magen pfleget in diesem Falle ungemein vergrößert zu werden, bisweilen nur allein in der Weite seines Umfanges, bisweilen auch in der Dicke; man kann aber den wahren Grund des Unterschiedes aus Bemerkungen nicht wohl schließen. §. 7. Man entdecket eben so große Verschiedenheit in Ansehung dieser Umstände auch an andern hohlen Eingeweiden des menschlichen Körpers, daß sie nämlich bald dicker, bald aber nur allein größer werden. In Rücksicht auf die Gebährmutter hat man bishero nicht einig werden können, ob selbige nämlich bey schwangern Personen dickere Häute bekomme, oder ob die Häute eben so dick als vor der Schwangerschaft bleiben, oder endlich, ob sie dünner werden und sich ausdehnen. Es wird aber durch Beyspiele unwidersprechlich dargethan, daß die Gebärmutter bey ihrer Ausdehnung in der Schwangerschaft eben so dick als vorhero bleibe. Auch die Häute der Muttertrompeten, der Eyerstöcke, der Wasserblasen werden oftmals nach und nach viel dicker. §. 8. Es wird erwiesen, daß es allerdings eine schwere Sache sey, die wahre Beschaffenheit des Magenwehes aus denen sich äußernden Zufällen zu bestimmen, indem man zuweilen einen ganz verborgenen und ungewöhnlichen Grund entdecket, warum seit geraumer Zeit die Speisen ziemlich unverdauet weggebrochen worden sind. Einige Regeln der Klugheit und Vorsicht, welche man in solchen Fällen beobachten soll, wo man Muthmaßungen einer so ungewöhnlichen Ursache der Kardialgie hat.

§. 1.

Ich bin nicht Willens, hier eine Beschreibung von der chronischen Kardialgie zu geben, denn man findet sie schon in den Schriften der Aerzte, und höret sie in den Vorlesungen über die Arzneywissenschaft; sondern ich gedenke vielmehr, dasjenige mitzutheilen, was mir in meiner eignen Praxis davon vorgekommen ist, und vielleicht zur deutlichern Kenntniß und leichtern Kur dieser Krankheit etwas beytragen kann. Um es in gehöriger Ordnung zu thun, so ist nöthig, vorhero ein Verzeichniß der verschiedenen Theile und Eingeweide unsers Körpers anzugeben, wo der Sitz und Ursprung der Kardialgie seyn kann, und wo man schon irgend einmal gefunden hat, daß selbige ihren Sitz hatte.

Unter diesem Verzeichnisse stehet denn der Magen und der Pylorus oben an, wenn das Innere oder die wesentlichen Theile beyder viscerum widernatürlich beschaffen ist. In diesen Fällen ist die Kardialgie protopathisch, und unter dieser Klasse sind gewissermaßen auch diejenigen Gattungen zu zählen, die in diesem Verzeichnisse unter den Nummern 28. 29. 30. und 31. vorkommen werden. Ferner sind hieher zu rechnen 2) der Magenschlund am Magen, 3) das Zwerchfell, 4) das Pankreas, 5) das Duodenum, 6) das Netz, 7) die Leber, 8) die Milz, 9) das Brustbein, entweder mit seiner Spitze, oder ein daran gewachsenes Gewächs und Beule, 10) die rechten Schmeerbauchs Muskeln, 11) die Gallenblase, 12) das Gekröse, 13) die Nieren- und Harngänge, 14) die Gebährmutter, 15) die Eyerstöcke, 16) die Muttertrompeten, 17) widernatürliche Verwachsungen und Gewächse an denen im Schmeerbauche hin und wieder befindlichen appendicibus adiposis 18) die Hydatides, 19) Wasser, Blutwasser, di-

ckes Eyter, dünnes Eyter, Schleim, blutiges Eyter, oder alle mögliche andre Feuchtigkeiten, es mögen selbige nun im hohlen Schmeerbauche selbst, oder in besondern Bälgen und Wasserblasen stecken, 20) verschiedene Fehler an den Saamengefäßen, 21) mancherley Anevrismen, 22) die widernatürliche Beschaffenheit von dem oder jenem innern Eingeweide, 23) und das Verwachsen dieses oder jenes innern Theiles mit einander, 24) ein geringer Bruch, der bald austritt, bald wieder zurücktritt, und oft dem, der ihn hat, unbekannt ist, 25) verschiedene Gattungen von Vorfall der Gebärmutter und Mutterscheide, 26) vielfältige Unordnungen der Gedärme, 27) ein anhaltender heftiger Kopfschmerz, 28) die allzugroße Empfindlichkeit eines schwachen Magens, 29) der clavus hystericus, 30) besondere und mit nichts zu stillende Magenkrämpfe, (crampi) 31) im Magen fest stockende und in desselben Substanz befindliche oder sonst beständig vorräthige saure, laugenhafte Feuchtigkeiten, Unreinigkeiten und Würmer.

Daß die Kardialgie in einem oder mehrern der jetzbenannten Theile ihren Sitz habe, und von einer oder mehrern der angegebenen Ursachen herrühre, davon überzeugen uns zwar unzählige Beyspiele; da ich aber, wie oben bereits angemerket worden, nicht Willens bin, eine Abhandlung von der Kardialgie zu schreiben, so will ich mich nur darauf einschränken, was ich aus eigner Erfahrung sowohl, als aus andrer Aerzte Bemerkungen, es mögen selbige ganz neu oder schon vor einiger Zeit gemacht worden seyn, von dieser Materie angemerket habe, und noch nicht öffentlich bekannt gemacht worden ist. Wenn endlich in den Bemerkungen der Alten etwas diesen ähnliches vorkommt, werde ich sie auch mit anführen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0016
DFG

Es giebt sehr viele Personen, welche Jahre lang Magenschmerzen, Ekel und Brechen haben, einige immerfort beständig, andere aber abwechselnd.

Brechmittel, Abführungen, der Säure widerstehende, stärkende, Nervenstärkende, Blähungstreibende, und aus Opium bereitete Arzeneyen, es mögen entweder nur einige oder alle diese Arten von Mitteln nach und nach dabey gegeben worden seyn, verschaffen zwar Erleichterung, diese aber ist zum öftern nur auf kurze Zeit, unbeständig und oft ganz betrüglich gewesen. Die Kardialgie ist bey allen damit behafteten Personen entweder protopathisch, wo nämlich der Magen schwach und äußerst empfindlich, oder voller Säure ist, oder Fehler in der Struktur und in den Theilen, woraus er bestehet, mancherley Beulen oder Gewächse hat; oder sie ist deuteropathisch, indem entweder verdorbene Säfte aus den Gedärmen in dem Magen aufsteigen, oder Würmer, Unreinigkeiten, eine Menge Galle bey jachzornigen Leuten zurück in den Magen heraufstreten, und sich immer wieder einfinden und sammlen, daß man niemals damit fertig werden kann, besonders aber und meistens, wenn der Magen beständig gedrückt, geprickelt und gereitzet wird, weil die in der Nachbarschaft desselben befindlichen Theile aufgetreten und verhärtet oder scirrhös sind.

§. 2.

Alle diejenigen, die mir jemals an dieser Krankheit vorgekommen sind, haben versichert, daß sie schon viele Jahre damit behaftet wären, und von allen möglichen Mitteln keine Erleichterung gehabt hätten. Ich habe dahero jederzeit stark gemuthmaßet, daß sie einen Scirrhus oder eine andre Art von Gewächse entweder am Magen und Pylorus, oder an den benachbarten Theilen haben müßten, die auf den Magen oder Magenmund drückten. Weil ich aber doch immer noch

ungewiß blieb, und in der Ungewißheit nachstehende Arzeneyen verloren gab, so habe ich das Glück gehabt, sehr vielen zu ihrer vollkommenen Gesundheit zu verhelfen, und zuverläßig zu erkennen, daß selbige unmöglich einen Scirrhus haben könnten, welcher die Kardialgie verursachte. Vorhero aber muß ich gestehen, daß ich diese Methode dem unvergleichlichen Boerhave zu verdanken habe.

Erstlich habe ich äußerlich auf die Gegend des Magens folgendes Pflaster legen lassen: ℞ Empl. de Labdan. vel Diabot. unc j. ß. Camphor. Opii crudi ää scrup ß gr. XV. scrup. j. Balf. Peruv. q. s. m. Dieses Pflaster mußte lange getragen, und wenn es abfiel, wieder frisch geschmieret werden. Und wenn ein gewisses Brennen oder Blütgen auf der Haut zuweilen erforderten, daß ich es bey manchen Personen abnehmen lassen mußte, so ließ ich die Haut mit Seife und Milch waschen, und diese beyden Dinge warm umschlagen, darauf ward die Haut bey den meisten so beschaffen, daß ich es wieder auflegen lassen konnte. Ferner mußten sie aller zwo bis drey Stunden zween Löffel von folgender Mixtur einnehmen: ℞ Lap. Cancror. unc. ß Ol. still. Menthae cum Sacch. ʒiij in Elaeosacch. redact. gt. x. Spir. Menth. unc. j. Laud. liqu. Syd. un. ß Syr. Menth. unc. j. aqv. Menthae unc. viij. m. Dergleichen Personen haben meistens seltene und trockne Leibesöffnung, wie ich sonst öfters bemerkt, und auch hier bey den mehresten gefunden habe, so machten die Blähungstreibenden Mittel und das Opium, daß nun der offne Leib völlig natürlich wurde, oder wenigstens ein zuweilen gegebenes leichtes Abführmittel herrliche Wirkung that. Doch sind auch verschiedene darunter gewesen, wo die Säure zu heftig war, und denen ich nebst der Mixtur zu Dämpfung der Säure, Pillen aus viel venedischer Seife mit ein

wenig Gummi Ammon. und Mass. pill. Ruffi. versetzt geben mußte.

Andere unter meinen Kranken dieser Art hatten die Magenschmerzen nicht sowohl von der Säure, als vielmehr von einer heftigen Schwäche und Krämpfen, und diesen that folgende Latwerge sehr gut: ℞ Cort. Peruv. unc. iii. Camphor. Myrrh. āā dr. iß. Syr. Diacod. et Menth. āā unc. iiiß. M. Davon täglich sechsmal einer Muskatenuß groß zu nehmen. Noch andere mußten eine weit größere Dose Opium, besonders auf die Nacht einnehmen, wenn sie ohne Schmerzen sollten schlafen können. In der That, viele sind auf diese Weise von ihrer Kardialgie völlig kuriret worden, wenn sie nur, während dem Gebrauch dieser Mittel, sich vor allen unverdaulichen Speisen, vor Milch, Käse, Essig und saurem Weine hüteten, und in Speisen und Getränk sich mehr alkalischer Speisen bedienten.

Wenn ich, wie gesagt, diese Arzeneyen gab und sahe, daß sie gut thaten, so begrif ich endlich, daß man dergleichen lange Jahre mit der Kardialgie geplagte Personen deswegen für fast unheilbar hielte, oder von ihnen glaubte, daß sie am Magen oder den benachbarten Theilen einen Scirrhus haben müßten, weil sie niemals etwas rechtschaffenes eine Zeitlang hintereinander gebraucht, und sich davor mit Essen und Trinken eine Güte gethan hatten: daß aber gleichwohl eine völlige und dauerhafte Genesung uns versichere, daß die muthmaßliche Gegenwart eines Scirrhus die Grundursache ihrer Schmerzen nicht gewesen sey. Ich habe hieraus den Schluß machen müssen, daß es viele dergleichen Personen gebe, die eine fast unbezwingliche unmäßige Säure im Magen haben, deren Magen so schwach ist, daß ihn nichts zu stärken vermag, und bey denen es fast unmöglich scheinen möchte, sie von Blähungen, von Krämpfen und von Ver-

zuckungen in den ersten Wegen zu befreyen: ob ihnen schon bald säuredämpfende, bald beruhigende, bald abführende, bald wieder stärkende, und sogenannte blähungstreibende Arzeneyen in Menge öfters gegeben werden: und zwar deshalben, weil diese vortrefflichen und herrlichen Mittel weder in hinreichender Menge, noch lange genug hinter einander, noch in einer Verbindung verschiedener obiger Gattungen von Mitteln miteinander, noch auch endlich lange genug nachhero, wenn alle Zufälle und Schmerzen aufgehöret haben, verordnet oder genommen worden sind.

§. 3.

Wiewohl alles dieses in der Wahrheit gegründet ist, so ist gleichwohl keinesweges zu läugnen, daß die Scirrhen des Magens, Magenschlundes, Pylorus und der benachbarten Theile gar keine seltne Krankheit sind, die nicht so leicht zu heben, als in so weit zu beruhigen ist, daß keine Schmerzen und andre üble Zufälle daher entstehen können; außer wenn der Arzt bey Zeiten gerufen wird, und alsdann, wenn er aus zuverläßigen Zeichen schließen kann, daß eine Anlage zu einem künftigen Scirrhus in diesen Theilen stecket, in solchen Fällen, wie im 2ten Syhen angegeben sind, mit den gelindesten auflösenden Mitteln, und besonders mit Honig, der aber in größter Menge und sehr lange gebrauchet werden muß, diesen Anfang eines Scirrhus aufzulösen sich bemühet. Es wird derowegen nützlich seyn, diejenigen Zeichen im beständigen Andenken zu haben, welche, den Entdeckungen und Bemerkungen der besten Aerzte zufolge, sich bey diesen Umständen äußern, und beobachtet werden müssen.

Diese sind 1) die vorhergegangenen Ursachen, z. B. eine Entzündung des Magens, welche sich weder durch eine gutartige Zertheilung, noch durch eine

critische Ausleerung gelöset hat, 2) die Langwierigkeit des Uebels, 3) die hartnäckige Fortdauer desselben trotz der auserlesensten Mittel, 4) ein öfteres Brechen während der Verdauung, 5) die Empfindung eines Gewichts, oder einer Schwere an dem Flecke, 6) die Linderung der Schmerzen, wenn der Magen, oder Bauch heftig gedrücket wird, 7) die Untersuchung des Leibes durch Befühlen, 8) die Fehler des leidenden Eingeweides, weil dadurch, daß in selbigem keine Absonderung vorgehet, in der ganzen Einrichtung des Körpers mehr oder weniger Unordnungen entstehen.

Bisweilen ist es gar leicht, den Ort genau zu bestimmen, wo das verhärtete Gewächs sitzt, es mag an und in dem Magen selbst, oder in der Nachbarschaft desselben befindlich seyn, und auf den Magen drücken, andremal ist es schwerer, öfters aber gar nicht möglich. Daher rühren so viele Streitigkeiten, wenn Versammlungen von Aerzten ihr Urtheil fällen sollen. Aerzte, die einigermaßen in der Zergliederungskunst bewandert sind, und ein- oder etlichemal Scirrhen in dem Pankreas gefunden haben, suchen nachhero allezeit den Scirrhus darinnen; andre, die gelesen oder gesehen haben, daß selbst im Gekröse befindliche Gewächse so hoch ansteigen, daß sie den Magen in seinen Verrichtungen hindern, geben allezeit das Gekröse als den Sitz des Scirrhus an, und auf eben diese Weise hat immer jeder andre Meynungen. Wir wollen aber lieber aufrichtig gestehen, daß es ungemein selten zuverläßige Zeichen gebe, wodurch man unter der unzählichen Menge Ursachen die wahre, wodurch man den eigentlichen Sitz des Gewächses oder Scirrhus, wodurch man den innern Theil, den es einnimmt, und woran es hängt, wodurch man die Art und Weise, wie es dem Körper in seinen Verrichtungen hinderlich ist, und wodurch man die Natur und Beschaffenheit

des innern Fehlers ganz genau zu bestimmen vermag. Bey Sektionen wird man zuweilen überzeugt, daß man sich in seinen Gedanken geirret habe. Wir wollen zur Erläuterung dieser unsrer Meynung Beyspiele anführen.

§. 4.

Der berühmte G. Macneveu o Kelly ab Agrin, der Director der mediciniſchen Facultät in Prag, hat im Jahr 1760 eine Streitschrift de raro Ventriculi casu herausgegeben, worinnen er sagte, daß der Grund eines lange Zeit angehaltenen Brechens der kaum ein wenig veränderten Speisen und Getränke, in der Gegend des Pylorus läge. Diese Meynung war der angegebenen Ursache halber gar wahrscheinlich, doch noch nicht so beschaffen, daß man auch zuverläßig bestimmen konnte, ob dasjenige, was dieses Brechen verursachte, es möchte nun seyn was es wollte, in der Substanz des Pylorus selbst, oder in den umliegenden Theilen säße. Als man aber diese Person nach dem Tode öffnete, sahe man, daß ein Scirrhus da war, und daß dieser rings um den Pylorus so herumgieng, daß man kaum mit einer mittelmäßig dicken Borste im Stande war, durchzukommen, und der Eingang im Magen fast völlig verschlossen war. Dieses Hinderniß hatte denn verursachet, daß der Magen nach und nach sich so erstaunend vergrößert hatte, daß er, wie ein Sack, den ganzen Schmeerbauch ausfüllte, und mit dem untern Theile zwischen dem Mastdarme und der Blase lag, dahero auch die Ursache des Stuhlzwanges und der öftern Strangurie gewesen war. Dieser Magen war so groß, daß er, nach der Erzählung dieses berühmten Mannes, „vor seiner Auslee„rung eine böhmische Elle, drey Viertheil derselben „und zwey Daumen breit maß, als man einen Faden „um den größern Bogen dieses Magens herumzog,

„in der Gegend des kleinern Bogens aber drey Vier„theil Elle und einen Daumen dicke weit war.“

2) Bey dem Riverius findet man eine Bemerkung des Herrn A. Jodon, eines Arztes zu Auxerres, da ein Mensch, dessen Magen drey ganzer Jahre lang auf das heftigste geschwollen war, ohne jedoch, daß diese Person Brechen dabey gehabt hätte, endlich an einem Fieber und Beklemmungen ganz abgezehrt gestorben war. Eben der Herr Jodon, der die Geschichte erzählet, hatte ihn auch nach seinem Tode geöffnet. Mitten im Pylorus hieng eine große Hydatis, die ganze inwendige Oberfläche des Magens war voller Wasserblasen, und die in diesem Magen befindliche Feuchtigkeit wog 90 Pfund. Der mitten von einander geschnittene Magen war länger als eine Pariser Elle, und diese ist anderthalb Elle Wiener, und beyde Oeffnungen des Magens waren nahe beysammen. Warum hatte aber dieser Mensch kein Brechen gehabt? Weil der Magen mit den Peritonäum auf das genaueste verwachsen war. Wir erblicken also hier einen Fall, wo bey der Gegenwart aller zum Brechen erforderlichen Ursachen gleichwohl das Brechen gar nicht möglich war. Blancard Cent. I. No. 84. hat entweder eine selbst unter Händen gehabte vollkommen ähnliche Geschichte erzählet, oder diese Bemerkung des Jodon unter seine eigenen gerechnet.

3) Auch jener seltne Fall, den ich Th. 5. Kap. 2. angeführt habe, wo nämlich derjenige Theil des Magens, der nahe am Pylorus anliegt, und der Pylorus selbst von einem dicken und harten Fortsatze des kleinen Netzes gedrückt wurde, und überdem der Pylorus von einem besondern äußerlich angewachsenen Gewächs zusammen gepresset worden war, zeiget, daß zwar eigentlich schlechterdings bey solcher Beschaffenheit des Magens Brechen hätte erfolgen

müssen, hier aber in diesem Falle ohnmöglich erfolgen konnte, weil das so erstaunend schwere und unbeweglich steife Netz den Magen so heftig drückte, daß er auf einem Flecke stille liegen mußte, und sich nicht rühren konnte.

4) Was ist wunderbarer als der Fall, den ich den 10ten April 1758 im öffentlichen Hörsaale gezeiget habe, der gleichfalls eine seltne Bemerkung vom Magen enthielt. Der Magen stellte erstlich eine Flasche vor, die sich nach der linken Hand zu ausstreckte, und $3\frac{1}{2}$ Daumen lang war: hernach gieng aus der rechten Seite des Bodens eine Röhre heraus, die 6 Linien im Durchmesser hatte, und nach und nach anderthalb Daumen breit wurde, und $4\frac{1}{2}$ Daumen in der Länge maß, hierauf den Pylorus machte, und in den Zwölffingerdarm hinein sich endigte. Eine große Menge sehr verhärtetes Fett, das am Magen angewachsen war, hatte gemacht, daß der Magen diese Gestalt bekommen hatte. Inzwischen hat dieser Mensch, dessen Krankheit ich im gegenwärtigen Theile Cap. 4. Probl. 8. erzählen werde, vor seiner letzten und sehr kurzen Krankheit niemals Brechen gehabt. Wenn man mich um die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung fragt, so weiß ich keine andre anzugeben, als weil die Natur sich zuweilen nach dergleichen widernatürlichen Bildungen richtet. Und warum sollte dieses nicht geschehen? Wir haben alte Scirrhen bey Todten gefunden, welche viele Jahre lang die Anzeigen ihrer Gegenwart dergestalt zu Tage geleget haben, daß dergleichen Personen öfters viele Wochen und Monate durch weder die mindesten Schmerzen, noch auch Brechen bekommen haben. Warum sollte das, was Monate lang möglich ist, nicht auch Jahre lang, ja wohl die ganze Lebenszeit eines Menschen hindurch möglich seyn?

5) Der Goldschmidt, von dem Riverius Cent. I. No. 90. erzählet, hat einen erstaunend großen Scirrhen in dem Pankreas und im Gekröse gehabt, welcher den Pylorus und den Anfang des Leerdarms so drückte und verengerte, daß beynahe nicht das mindeste mehr durchgehen konnte, und dieser Mann übermässige Schmerzen ausstehen mußte. Selbiger hatte wenigstens drey Monate, ehe er dem Riverius sich anvertrauet hatte, und auch einige Zeit nachher sich weder von selbst gebrochen, noch auch durch ein Brechmittel anders zum Brechen gebracht werden können, als wenn man ihm nach dem ersten noch eine Arzeney zum Brechen gab, wiewohl man nach dem Tode den Magen des Kranken voller Speisen und Getränke fand. Die ganze Erzählung erkläret uns nicht, weshalben er nicht zum Brechen zu bewegen war. Weil aber die Natur seiner Krankheit es eigentlich so mit sich brachte, daß er hätte öfteres Brechen haben sollen, und er es gleichwohl niemals hatte, so sehen wir, daß es bey vielen der Fall ist, daß sie sich nicht brechen, wenn gleich die ganze Anlage so ist, daß sie sich öfters, ja beständig brechen sollten.

§. 5.

Wir entdecken demnach, so wie bey allen Gattungen von Krankheiten, also auch bey dieser, wunderbare Ausnahmen. Im übrigen, wenn weder ganz sichtbare Ursachen an und um den Magen herum sich finden, welche das Brechen, das ausserdem unvermeidlich wäre, verhindern, noch auch der Magen an sein Leiden so gewohnt ist, daß er dadurch nicht ferner zum Brechen gereitzet wird, so pflegen dergleichen Personen immerzu Brechen zu haben, und dieses sogleich oder wenigstens bald nach dem Essen und Trinken, da denn das genossene ziemlich unverändert fortgehet, wie man aus unzähligen Bey-

spielen darthun kann. Vor neunzehn Jahren habe ich die Zergliederungsgeschichte einer Weibsperson herausgegeben, die sich beständig brechen mußte, und die Speisen meist unverdauet von sich gab: man ersahe, als man sie geöffnet hatte, daß ihr Netz zween Finger dicke war, und am Magen, an der Leber, an den Därmen, an dem Kolon, dem Leerdarm dem Zwölffingerdarm anhieng, und alle diese Theile wie in ein einziges Bündel zusammengezogen hatte.

Am 19ten April dieses Jahres starb ein sehr berühmter und vortrefflicher Arzt, Herr Leopold Erndl, der eine unheilbare Krankheit seines Magens und das daher rührende öftere Brechen durch seine Klugheit und unermüdete Sorgfalt ganzer funfzehn Jahre lang immer so zu stillen wußte, daß er unter den practischen Geschäften bey Gott und Menschen beliebt sein Leben bis in das fünf und vierzigste Jahr seines Alters verlängert hatte. Als man ihn öffnete, fand man seinen Magen also gestaltet: erst stieg er in Gestalt einer umgekehrten Flasche in einer Länge von $8\frac{1}{2}$ Daumen breit beynahe bis an den Nabel hinab, machte drauf einen Winkel und stieg aufwärts, verwandelte sich drauf in einen 4 Daumen langen Canal, und endigte sich alsdann in dem Pylorus.

Es offenbarte sich ferner auch die mechanische Ursache dieses wunderbaren Unfalles: die erste davon war die Ausdehnung des Magens überhaupt, und die andre, warum er diese und keine andre Form angenommen hatte. Es hatte sich nämlich das Pankreas nach und nach verhärtet, und als es weit größer als es sonst zu seyn pfleget, worden war, hatte es den Zwölffingerdarm, der von der Gegend an, wo der Pylorus sich dahinein endet, zurückgebogen war, zusammengedrückt, dadurch war denn das Duodenum an die Rückenwirbel angedrückt worden, und hatte

folglich den Chymus, der aus dem Magen dahinein gehen sollte, zurückgehalten, und dessen längeres Verweilen im Magen verursachet. Dieses war demnach der wahre Grund, warum der Magen überhaupt ausgedehnt war, weil der Magen immer Speisen bekam, und sie nur alsdann, wenn der Weg zuweilen offen war, wieder los werden konnte. Die erstaunlich große Leber aber, welche auf der rechten und linken Seite über den Nabel weggieng, war so beschaffen, daß unter dem linken Lobus derselben der Magen die Gestalt eines Bauchs von einer dicken Flasche annehmen konnte, und weil der rechte Lobus der Leber ziemlich dicke war, die Ausdehnung des Magens auf die Seite nicht erfolgen konnte, sondern selbiger nirgends anders, als über den Nabel, Platz hatte, wo er sich einen leeren Raum zwischen den Rändern der beyden herunterhängenden Hälften der Leber gemacht hatte, und in dieser Enge schmiegte er sich ein Eckgen, so, daß hier gleichsam der Hals der Flasche war, machte hierauf einen Winkel, stieg in die Höhe, und endigte sich hernach, als er unter den sehr dicken rechten Lobus der Leber fortgegangen war, in den Pylorum. So daß sich, wie ich schon gesagt habe, die mechanische Ursache dieser sonderbaren Form des Magens klar offenbarte, daß nämlich der zusammengedrückte Zwölffingerdarm schuld war, daß sich der ganze Magen nach und nach ausgedehnet hatte, und die widernatürliche Gestalt der Leber verursachte, daß der so sehr ausgedehnte Magen diese Form annahm, und keine andere.

§. 6.

Es wird nicht undienlich seyn, unsere Betrachtungen über dergleichen widernatürliche Bildungen weiter fortzusetzen. Bey einem Menschen findet man

die hohlen Eingeweide, die crystallischen Geschwülste, die Anevrysmen, u. d. g. um desto dünner, je ausgedehnter sie sind; bey andern um desto dicker, je weiter sie sind. Sollte wohl die vermehrte Dicke der Häute von langsamen, und die Verdünnung derselben von jählingen Ausdehnungen herrühren, und damit ein gewisses Verhältniß haben? Die Zergliederungsgeschichte verwehren uns, so zu schliessen. In der von dem berühmten Mac-Neveu erzählten Geschichte hatte der Magen sowohl an Dicke als an Größe zugenommen. Im Gegentheil war der große Scirrhus des Octavianus von Taxis, welcher den Pylorus immer mehr und mehr verengert hatte, zwar Ursache gewesen, daß der Magen ganz erschrecklich ausgedehnet worden war, nicht aber, daß er davon dicker worden wäre. Denn Herr Högstetter hatte ihn viel dünner als gewöhnlich gefunden: und wiewohl sich der Magen bey unserm Herrn Erndl nur äußerst langsam ausgedehnet hatte, so waren doch die Häute desselben nicht dicker, als sie gewöhnlich sind. Ich werde im Kap. 3. §. 2. eine Geschichte erzählen, wo ich bey der Section dieser Person Lust bekam, zu messen, wie viel in seinem Magen hineingienge, welcher sich bey einem beständigen und viele Jahre lang fortgesetztem Schmausen nach und nach so ausgedehnt hatte, daß er einem großen Sacke ähnlich sahe. Wir hatten es aber bey dem Messen gar vergessen, den Magen auszuleeren, und die Menge Sachen, wovon er allenthalben strotzend voll war, herauszuschütten, ehe wir den Pylorus unterbunden. Demohnerachtet konnten wir 5 Maaß oder 20 Pfund Wasser bequem hineingiessen, und würden noch mehr hineingebracht haben, wenn er nahe am Schlunde nicht sogar dünne gewesen, und einen tiefen Riß bekommen hätte, als wir ihn mit den Fingern ausdehnten, um das Wasser hineinfüllen zu können. Die Häute des Magens waren

überall so dünne und schwach, wie an dem angezeigten Flecke.

§. 7.

Es ist also ein großer Unterschied in Ansehung der Dicke der Häute des Magens, wenn er gleich langsam sich ausgedehnet hat. Bey der Gallenblase und bey der Urinblase pflegt man wahrzunehmen, daß sie um desto dünner ausfallen, je mehr sie ausgedehnet worden sind. Was hat es aber mit der Gebährmutter vor eine Bewandniß?

Galenus Libr. de uteri Anatome cap. 8. p. 280. apud Charter. in Tom. 4. sagt: „Die Mutter ist „anfänglich nach der Empfängniß dick, wenn aber „die Zeit der Entbindung nahe herbeykommt, ist sie „zwar größer, jedoch dünner: denn das, was sie vor„hero dicker war, hat sich dadurch verzehret, daß sie „nun länger und weiter ist.“ Und eod. Charterii Tomo p. 653. widerholet Galen Libr. 14. Libr. de usu part. cap. 14. eben dieses. Weil die Autoren der folgenden Jahrhunderte und alle arabische Aerzte schlechterdings in allen des Galenus Meinung zugethan waren, und ihnen nicht leicht eine Gelegenheit vorkam, die Gebährmutter einer Schwangern zu untersuchen, so darf man sich gar nicht wundern, daß bis beynahe an unsre neuesten Zeiten heran hin und wieder viele Aerzte, ja sogar solche, die wegen ihrer Kenntnisse in der Anatomie berühmt sind, z. B. Vesalius, dieser Meinung zugethan geblieben sind. Jedoch haben du Laurent, Riolan, Bartholin, Plazzonius, Harväus und andre das Gegentheil behauptet. In dieser Unentschiedenheit befand sich diese wichtige Frage zu Zeiten des Moricäus, welcher, ehe er seine Schriften herausgab, schon manche Stunde mit Betrachtungen und Untersuchung der Mutter zugebracht hatte: er behauptet kühnlich, daß die Meinung des

Galen die wahre sey, und glaubt, sie sey sonnenklar, füget auch hinzu, es hätten viele deswegen fälschlich davor gehalten, daß sich die Mutter zur Zeit der Schwangerschaft nicht verdünne, weil sie gesehen hätten, daß sie an denjenigen Orte dicke bliebe, wo der Mutter-Kuchen anhängt, und sie folglich Recht hatten, schlechterdings zu urtheilen, daß sie aller Orten eben so beschaffen wäre, wie an diesem, dieses aber bestünde nicht in der Wahrheit, sondern die Mutter würde nach Verhältniß ihrer Ausdehnung überall, ausser an obbestimmtem Orte, dünner. La Motte, Trew, Möbius und viele andre sagen, die Mutter bliebe in der Schwangerschaft wenigstens eben so dicke, als vorhero, Syleius, Heister, Volstinus und mehrere schreiben hingegen, sie würde dicker, als im natürlichen Zustande.

Dem trefflichen Albin gebühret hierinnen ein vorzügliches Lob, weil wir die herrlichsten Kupferstiche von der schwangern Gebährmutter in ihrer natürlichen Gestalt ihm zu verdanken haben; darinnen wir selbige in verschiedenen Lagen betrachten und wahrnehmen können, daß sie keinesweges nach Verhältniß ihrer Ausdehnung sich verdünne. Der vortreffliche und gründlich gelehrte Noordwyck hat in seiner anatome uteri gravidi in 4to edita 1743 das nehmliche bey einer fünfmonatlichen Schwangerschaft erwiesen. Endlich bin ich selbst ein Augenzeuge davon, da ich am 26sten May 1751 zu Haag eine schöne Gelegenheit hatte, diesen Umstand genau zu untersuchen. Eine Weibsperson aus Frankreich, die sieben Monat schwanger war, und die Bewegung ihrer Frucht bis an ihr Ende fühlte, mußte an der Lungensucht sterben. Der ehrwürdige Carmeliter, Pater Cyrillus, trug vorzüglich Sorge, daß man sogleich nach ihrem Tode einen Versuch machen möchte, ob man durch einem

augenblicklich hernach vorzunehmenden Schnitt der Republik einen Bürger, oder der Kirche ein Mitglied retten könnte. Ich ward dahero ersuchet, daß ich mich in dieser Absicht nebst einem Wundarzte im nächsten Hause aufhalten möchte. Wir traten den Augenblick, als sie starb, in die Stube, und untersuchten, ob sie wahr und wirklich todt wäre, fragten auch ihren Mann und die umstehenden Weiber, ob sie gewiß glaubten, daß sie gestorben sey? und als sie dieses insgesamt bejahten, so fiengen wir die Operation an. Wir machten auf der rechten Seite den Schnitt in die Gebährmutter, weil wir nicht gerne auf den Mutterkuchen treffen wollten, und demohnerachtet hatten wir den Schnitt da gemacht, wo selbige anhieng. Dieser war also vergeblich, das Blut aber kam mit aller Heftigkeit aus denen Gefäßen in einem zwo Linien starken Strome geschossen. Wir machten sogleich noch einen Schnitt gegenüber, und fanden die Gebährmutter allenthalben einen Finger dicke. Sie war vorhero gewiß noch dicker gewesen, denn weil von dem Augenblicke an, da wir den ersten Schnitt gemacht hatten, das Blut strommeise lief, so mußte nothwendig dieser Abfluß einige Abnahme in Ansehung der Dicke gemacht haben. Wir durchschnitten nachher die Häute. Die Wasser sprungen mit Ungestüm heraus, und das Kind, welches mit dem Gesichte gegen das os coccygis der Mutter zulag, wurde von ihr genommen. Ist dieses nicht der allgemein angenommene Meinung zuwider, daß nämlich ein Kind in den letzten Monaten der Schwangerschaft niemals anders liegen soll, als mit dem Kopfe hinunterwärts hangend? Es war aber schon gestorben. Ich wollte den Mutterkuchen auf der rechten Seite der Gebährmutter bedächtig losmachen, und an einem Flecke gieng es leicht an, am andern aber hieng derselbe so fest an, daß ich ihn nicht anders ablösen

konnte, als wenn ich entweder den Mutterkuchen oder die Gebährmutter zerriß und verletzte. In der weiten Fläche, wo der Mutterkuchen ohne die mindeste Gewalt sich gelöset hatte, sahe ich auf der Seite, wo selbiger an der Mutter angelegen hatte, viele Höhlen und Gruben, die voller geronnen Blut waren. Nachdem man aber die Gebährmutter rein abgewischet hatte, war weder ein offen Gefäß, noch sonst eine Oeffnung oder Sinus in der Mutter zu spüren. Vielleicht war dadurch etwas geändert worden, weil wir an diesem Orte den ersten Schnitt machten. Ich sahe einige weißlichte Linien, die den Fibern gleich waren, und hin und wieder im Grunde der Gebährmutter auf mancherley Weise sich befanden: ob dieses eben diejenigen sind, welche dem Ruysch auf den Gedanken gebracht haben, daß im Grunde der Gebährmutter Muskeln befindlich wären, weiß ich nicht. Nichts aber war schwerer, als das chorion von der Gebährmutter abzulösen; denn ich mochte mit noch so großer Vorsicht daran arbeiten, so waren doch das zellichte Gewebe und die Blutgefäße so stark, daß ich entweder die Mutter zerreissen, oder ganze Stücken von dieser Haut dran lassen mußte. Das amnion ließ sich von dem chorion gar leicht absondern, ohne daß es auch nur an einem Orte gerissen wäre. Würde wohl, wenn diese Frau wirklich niedergekommen wäre, das chorion nicht an der Mutter hangen geblieben seyn? würde dieses nicht eben sowohl mit einem Theil des Mutterkuchens geschehen seyn? Die Wahrheit dieser Besorgniß wird eine Geschichte, die ich Kap. 2. §. 3. erzehlen will, bestätigen, wo die Mutter von bösen blutigen Eyter erschrecklich ausgedehnt, und mehr als einen Daumen dick gefunden wurde.

So viel von der Beschaffenheit des uteri, während der Schwangerschaft. Es wird hinreichend

seyn, uns zu überzeugen, daß nichts als die Seltenheit ähnlicher Untersuchungen Ursache sey, warum viele die irrige Meinung gehabt haben, als ob die Mutter in der Schwangerschaft dünner würde; und daß man auf der andern Seite es vor etwas widernatürliches halten müsse, wenn man den Muttergrund zwey, drey bis vier Daumen dick antrifft.

Auch die Tubae fallopianae, die Ovaria, die Hydatides, und die cystischen Geschwülste auf der Oberfläche des Körpers pflegen um desto dickere Häute zu haben, je größer und ausgedehnter sie sind. So habe ich z. B. diesen Winter eine Tuba gesehen, die 7 Pfund wog, in diesen Tagen eine andere, die ich, um sie besser zu untersuchen, und das fehlerhafte deutlicher zu zeigen, aller Orten entzwey reissen mußte, und folglich nicht wiegen konnte, welche aber gewiß noch schwerer gewesen wäre. Cyprianus hat eine Hydatis, welche aus einer tuba entstanden war, und 150 Pfund Wasser in sich hielt, gewogen, und 30 Pfund schwer gefunden. Dergleichen Hydatides sind selten glatt und eben, sondern meistens auf einer oder beyden Seiten, inn- oder auswendig, ungleich, höckerigt und voller Hervorragungen.

§. 8.

Hieraus ergiebt sich dann deutlich, daß scirrhöse und andre Gewächse am Gekröse, an der Gekrösdrüse, an dem Pylorus, an dem größern und kleinern Netze, und an den Nieren, an welchem letztern ich selbst im vorigen Jahre ein Gewächse gezeigt habe, welches gegen sechs Pfund wog, verschiedene Krankheiten des Magens und ein beständiges Brechen, wobey die Speisen unverändert fortgehen, veranlassen können, und daß gleichwohl keine zuverläßigen Zeichen vorhanden sind, woraus man unumstößlich darthun

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn838318517/phys_0033 DFG

könne, an welchem Theile eigentlich der Fehler liege, und so, daß wir dahero oft nicht bestimmen können, ob der Sitz der Krankheit in dem Magen selbst, oder ob die Stöhrung seiner Verrichtungen blos eine Folge von der Krankheit anderer Theile sey.

Die praktischen Aerzte sind zwar der Meinung, daß der Magen in der Gegend des Pylorus alsdann gepresset und zusammen gedrücket werden müsse, wenn die Speisen ziemlich unverändert wieder weggebrochen worden. Sie irren sich aber hierinne, indem bisweilen der ganze Fehler nur in den äußern Theilen oder Bedeckungen des Unterleibes liegt, wovon ich sogleich einige Beyspiele anführen will.

Im ersten Theile von den Abhandlungen der Pariser Akademie der Chirurgie, hat Garengeot einen Bruch unter der knorpelichten Spitze des Brustbeines beschrieben, der daher entstand, weil die beyden musculi recti des Unterleibes aus einander gewichen, und an diesem Orte ein kleiner Theil des Magens vorgefallen war.

Er erzählt noch eine andere Art von einer hernia ventriculi, da ein Theil des Magens zu beyden Seiten dieses Knorpels, in jenem dreyeckigen Raum, welches zwischen dem Knorpel und dem Rande von der vagina musculorum rectorum abdominis vorfällt, wo die Blutgefäße zum musculo pectorali und den andern äußern Theilen der Brust durchgehen. Er giebt diese Ursache davon an, weil die aponevrosis des musculi obliqui externi ganz allein (nicht aber, wie an einem andern Orte stehet) die aponevroses obliqui interni und transversi die gedachte Scheide dieser Muskeln bildet. Er führet aus dem Camerarius und Renealmus Beyspiele an, und erzählt zum Lobe des Petit, Andoville und Arnaud, daß sie eben dieses beobachtet hätten. Die beygefügte Ge-

schichte beweiset, daß fast unzählige Aerzte in Europa und Amerika sich viele Jahre lang haben hintergehen lassen, in den Fällen, wenn die Speisen beynahe unverändert weggebrochen worden, und wenn die Verstopfungen des Stuhlganges anhaltend und unglaublich lange gewähret haben, die Ursache dieser langwierigen Krankheit der widernatürlichen Beschaffenheit des Pylorus, oder zum wenigstens der demselben am nächsten liegenden Eingeweide beyzumessen, da man doch nachhero bey genauerer Untersuchung der Gegend deutlich gesehen hat, daß eine wahre hernia des Magens der Grund sey, welchen man durch recht angelegten Binden oder gutes Zusammendrücken entweder völlig heilen, oder es wenigstens so weit bringen konnte, daß die üblen Folgen davon nachliessen, und dem Kranken nichts weiter zu fehlen schien. Es ist derowegen bey Erzählungen derjenigen Ursachen, welche ein beständiges Brechen unverdauter Speisen erregen, nöthig, auch diese sonderbare anzuführen, und bey vorfallenden Gelegenheiten darauf besonders acht zu haben.

Es wird aber gleichwohl unter solchen Umständen große Behutsamkeit und eine genaue Erwägung aller möglichen Ursachen erfordert. In unserm Krankenhause findet man täglich Fälle, und nur jezt haben wir einige solche Kranken, wo innerliche Eiterungen auf der Brust an verschiedenen äußern Orten der Brust sich einen Ausgang zu machen suchen, und an eben den obbeschriebenen Orten Beulen entstehen. Es ist folglich nicht jede Beule, welche man daselbst findet, eine hernia ventriculi, wiewohl man sie leicht davor ansehen könnte, wenn auch schon kein Brechen dabey vorfällt, indem auch oft Leisten und Schenkelbrüche lange Jahre getragen werden, ohne daß dabey Brechen erfolget. Der vortreffliche Foubert beschreibet in dem nur gedachten ersten Theile der Pariser

chirurgischen Abhandlungen einen solchen Fall, den einige praktische Aerzte für eine hernia des Magens gehalten, und wo er behauptete, daß es eine Eiterbeule aus der Lunge wäre, weil diese Person wirklich die Lungensucht hatte, und man beym Befühlen und Drücken der Beule das Hin- und Herschwanken einer darinnen steckenden Feuchtigkeit deutlich bemerkte: er würde sie auch gewiß geöffnet haben, wenn nicht die Stimmen aller Aerzte darwider, und der Zustand des Kranken so beschaffen gewesen wäre, daß gar keine Hoffnung zu seiner Genesung übrig blieb. Als dieser Kranke nachhero starb, und man seinem Leichnam öffnete, zeigte es sich, daß man wohl gethan haben würde, wenn man diese Beule geöffnet hätte, denn das Eiter hatte sich aus der hier angewachsenen Lunge einen Ausgang suchen wollen.

Ich habe aber Th. 5. Kap. 6. gezeiget, daß auch diese Oeffnung zuweilen gefährlich sey: und allda einen Fall erzählet, wo alle mögliche Zeichen da waren, daß in dieser Beule sich Eiter aus den Lungen gesammlet hatte, und man nachhero fand, daß unter dem Eiter ein Anevrysma war.

Endlich ist auch noch eine besondere Ursache eines unausbleiblichen Wegbrechens aller Speisen ausfindig gemacht worden, die mit allen bishero angegebenen nicht in der mindesten Verbindung stehet. La Motte de re obstetricia lib. 4. cap. 17. obs. 375. erzählet zwey merkwürdige Beyspiele, eins von seiner Mutter, und das andre von einer schwangern Frau. Bey diesen rührte das beständige Brechen daher, weil sich der Endknorpel des Brustbeines einwärts gedrückt hatte. Diese beyde Personen hat La Motte auf folgende Art von ihrem Brechen curirt, er beugte die Brust rückwärts bis an die Knie, und zog mit seinen Fingern den gedachten Knorpel nach aussen heraus.

Hierdurch wurde die Ursache, welche der beständige Reiz des Magens veranlasset hatte, gehoben, und das Brechen gestillet. Er fügt hinzu, daß dieser Fall nicht sogar selten sey, und daß er viele Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht auf diese Art von einem sonst unheilbaren Brechen curirt hätte.

Zweytes Kapitel.

Von verschiedenen Arten der Bauchwassersucht und Beulen oder Gewächse im Unterleibe.

§. 1. Die linke Tuba fallopiana einer Person wiegt 7 Pfund, und hält 32 Pfund Feuchtigkeiten in sich. Untersuchung, woher sich bey dieser Frau Eiter erzeugte. Auch bey Jungfern können in der Gebährmutter und denen mit ihr verbundenen Theilen Entzündungen und Eiterungen entstehen. §. 2. Es wird gezeiget, daß es möglich sey, daß in der Tuba fallopiana ein Kind empfangen werden und wachsen könne. §. 3. Ein merkwürdiger Fall, wo beyde Tubae, die Gebährmutter und der obere Theil der Mutterscheide, erweitert und voller Materie, und die Mutterscheide völlig zugewachsen war, daß gar keine Oeffnung in der Schaam gefunden wurde. Bey Gelegenheit dieser Atresie werden die verschiedenen Arten der Atresie beyläufig beschrieben, und die Art und Weise, wie sie zu behandeln, gelehret. In welchen Fällen sie unheilbar ist: hiernächst wird noch ein merkwürdiger Fall, benebst der Cur desselben, beygefügt. §. 4. Beträchtliche Geschwulsten des Bauches von der widernatürlichen Größe der Leber oder Milz, oder beyder Eingeweide, wo selbige vollkommen gesund, aber dabey ungewöhnlich

größer waren, und die Wassersucht darzu kam, ingleichen andere Fälle, wo keine Wassersucht daraus entstand. In allen diesen Fällen ist es schwer zu bestimmen, wo der Fehler eigentlich stecke. §. 5. Eine neue Art von Geschwulst, die man nach Anleitung der Natur so behandeln mußte, wie die Pariser Wundärzte es vorgeschlagen haben, dessen Unheilbarkeit sich nach dem Tode dieser Person bey der Section derselben zu Tage legte. Endlich wird noch durch ein Beyspiel dasjenige bekräftiget, was §. 1. von der Erzeugung des Eiters gesagt worden ist.

§. 1.

Wiewohl ich beynahe in allen Theilen dieser Abhandlungen von den verschiedenen Gattungen der Wassersucht und Gewächse im Unterleibe gehandelt habe, so sehe ich mich doch immer genöthiget, von dieser Materie weiter zu handeln, da mir täglich neue Fälle in Menge vorkommen, welche theils zur Verbesserung, theils zur Vermehrung, theils auch zur Bestätigung desjenigen dienen, was ich vorhero davon gesagt habe.

Eine unverheirathete Weibsperson von dreyßig Jahren, die einen guten Ruf vor sich hatte, auf dem Lande wohnte, und seit vier Jahren an einem viertägigen Fieber krank gewesen war, wofür sie, wie es auf dem Lande üblich ist, aller Orten und Enden mancherley Mittel zusammengeholet hatte, war endlich ihr Fieber losgeworden. Sie verlor aber nachhero ihren monatlichen Blutabgang, und bemerkte sogleich in der linken Seite eine Beule, die immer zunahm, endlich kam auch die Bauchwassersucht des ganzen Unterleibes darzu. Der ordentliche Arzt im Pasmannischen Krankenhause, Herr Collin, ein geschickter Mann,

hatte ihr die besten Urintreibenden und wider die Verstopfungen dienlichen Mittel gegeben, und seit dem Monat August 1760 befand sie sich um ein großes besser. Zu Anfange dieses jezigen 1761sten Jahres aber wurde ihre Bangigkeit wieder so groß, daß sie sich der Operation des Abzapfens unterwarf, da denn zwar kein Wasser, aber an die 24 Arzneypfund von einer gallertartigen Feuchtigkeit herausgiengen. Der Leib satzte sich darnach, und man fühlte das innere Gewächs so deutlich, daß man es mit Händen greifen konnte. Zur Vermehrung ihrer Noth bekam sie einmal plötzlich einen Auswurf von einer so beträchtlichen Menge Eiter aus der Brust, daß sie ersticken mußte, und man nach ihrem Tode die ganze Luftröhre voll Eiter fand. Herr Collin schnitt dieses Gewächs, benebst der Gebährmutter, der Mutterscheide und dem Mastdarm in einem Stücke heraus, und schickte mir es gütigst zu, um öffentliche Vorlesungen darüber zu halten.

Zuerst wogen wir es, wie es war, es wog 31 medicinische Pfund. Hernach brachten wir alle Theile in ihre natürliche Lage, und ersahen, daß dieses Gewächs in der linken tuba fallopiana war, und das ovarium im übrigen beynahe seine natürliche Größe hatte. Aus der tuba liefen nach Oeffnung derselben 18 Pfund weisse eiterichte Feuchtigkeit. Die tuba selbst oder die Haut dieses Gewächses war an einem Orte zwo, am andern drey Linien dicke, inwendig vom Eiter angefressen und zerrissen, auswendig aber strotzendvoll Blutgefäße, doch waren diese kleiner, als ich sie sonst in ähnlichen Fällen gefunden habe.

Als wir diese Beule so geöffnet hatten, stack noch ein ander Gewächs darinnen eingeschlossen, dessen Haut eben so dicke war, und worinnen 4 Pfund von einer braunen, dünen und trüben Feuchtigkeit

waren. Wenn man ein Pfund darzu rechnet, daß bey der Untersuchung auslief und aufgefangen wurde, und abrechnet, was die Gebährmutter, der Mastdarm und die Blase wog, so bleiben 7 Pfund übrig, als so schwer die widernatürlich beschaffene tuba war, und 23 Pfund darinnen befindliche Feuchtigkeiten.

So heilsam öfters die Wechselfieber sind, so groß ist auch öfters das Unheil, welches sie theils an und vor sich selbst, theils wegen übler Behandlung stiften, da die hartnäckigsten Verstopfungeu und das Aussenbleiben der monatlichen Reinigung daraus zu entstehen pfleget. Die fehlerhafte Beschaffenheit der tuba zeiget, daß alle vom Fieber zurückgebliebene Unreinigkeit darauf gefallen sey, so wie sie auf jeden andern Theil des Körpers hätte fallen, und allerhand Fehler desselben veranlassen können. Woher rührte aber das Eiter in der Höhle der tuba dieser Weibsperson, bey welcher doch, so viel man wußte, niemals etwas von einer Entzündung vorher bemerket, und deren Körper, auch dem äussern Ansehen nach, gar nicht so beschaffen war, daß man einen Hang zur Entzündung hätte vermuthen sollen? Wo kam so eine große Menge Eiter in den Lungen her, daß, nachdem die Behältnisse, worinnen es stack, zerrissen, der ganze Raum in den Lungen, worinnen ordentlicher Weise Luft ist, auf einmal vom Eiter überschwemmet, und die Person ersticket wurde? Unsere Säfte haben in Wahrheit die Art an sich, daß sie, ohne daß an besondern einzelnen Orten Entzündungen oder Entzündungsfieber entstehen, einen Hang zur Entzündung annehmen, und immerfort behalten. Ich habe Th. 2. Kap. 2. diese Wahrheit, meines Erachtens, unumstößlich bewiesen, und in den folgenden Jahren durch neue Beyspiele unwidersprechlich bekräftiget. Ja ich habe sogar im letzten Kapitel des Buchs von den Fie-

bern durch unläugbare Beyspiele dargethan, daß auch die Wechselfieber zur Erzeugung des Eiters Anlaß geben können. Wenn demnach unser Blut einmal einen widernatürlichen Hang zu Entzündungen hat, so dringt es entweder durch die Gefäße oder ordentlichen Blutbehälter durch, und erwählet einen von Natur offnen Ausgang, z. B. durch die Lungen, Nieren, Gedärme, oder es bricht durch selbst gemachte Wege, z. B. zur Nase, Ohren, oder den Schaamtheilen heraus, oder es sammlet sich inwendig an Orten, wo es von Natur nicht hingehört, oder es tritt endlich mit Verminderung seiner Menge in den Gefäßen hier und da in den Körper. Bey der gedachten Weibsperson hatte es sich nicht nur ein neues Behältniß gemacht, und sich daselbst gesammlet, sondern sich auch in den Lungen angehäuft. Und damit man nicht etwa auf die Gedanken fallen möge, als ob diese Person keine Jungfer mehr gewesen wäre, so muß ich beyläufig erinnern, daß selbst bey ledigen und unbefleckten Jungfrauen alle die verschiedenen Theile des weiblichen Körpers, welche zur Erzeugung dienen, der Sammelplatz einer widernatürlichen Feuchtigkeit werden können, wie jeder andere Theil des Körpers. Man weiß dieses aus ähnlichen Fällen mit Zuverläßigkeit, kann es mit dem Beyspiel vieler keuschen Nonnen beweisen, und die dritte Geschichte dieses Kapitels wird es unumstößlich darthun.

§. 2.

So hat Cyprianus eine tuba beschrieben, die 30 Pfund wog, und 150 Pfund Wasser in sich enthielt. Wenn man demnach diese und die vorherige Geschichte erwäget, wird sich deutlich ergeben, wie es möglich sey, daß vollkommene Kinder sowohl zuweilen in der tuba sind gefunden, als auch bey Lebzeiten der Mutter theils ganz, theils stückweise, durch eine

Oeffnung im Nabel oder Unterleibe, welche die Natur selbst gemacht, oder wenigstens angezeigt hat, wo man sie machen solle, herausgezogen worden. Abraham Cyprianus selbst hat in Gegenwart vieler Aerzte und Wundärzte zu Leuwarden ehemals ein vollkommenes Kind, ein und zwanzig Monat nach der Empfängniß desselben, durch den Nabel einer Frau herausgelanget: denn die tuba war an den Nabel angewachsen; hatte sich entzündet und vereitert, und man hatte die Frucht, deren Afterbürde noch an der tuba Fallopii anhieng, ungehindert daselbst von der Mutter abnehmen können.

§. 3.

Eben sowohl, als dergleichen widernatürliche Beschaffenheit an einer von beyden tubis entstehen kann, kann sie auch an beyden zusammen entstehen. Folgende in aller Betrachtung merkwürdige Geschichte, die ich, wenn gleich nicht alles, was darinnen vorkommt, zu unserm gegenwärtigen Zwecke gehöret, doch deßwegen, weil vollständige Nachrichten im praktischen Fache besonders merkwürdig sind, ganz hersetzen will, wird diese Sache noch mehr erläutern.

Eine Jungfer von vier und zwanzig Jahren, welche seit acht Jahren alle mögliche Mittel, ihre monatliche Reinigung zu befördern, vergeblich gebrauchet hatte, bekam endlich eine ziemliche Geschwulst und Härte über den ganzen Unterleib: beym Nabel war es, als wenn queer durch eine Schnur gezogen wäre, und so weit herauf gieng die Härte und Geschwulst, die den ganzen Unterleib einnahm: sie litt acht Jahre lang erschrecklich. Endlich fand eine Kindermutter, daß sie an der Atresie laborirte, und bey der Untersuchung, die von den geschicktesten Aerzten und Wundärzten zur Erörterung dieser Sache angestellt wurde, bekräftigte es sich, daß es wahr war.

Letztere machten derowegen den 25sten Jenner 1761 die Operation, aber es fand sich, daß die Sache nicht allein daran lag, daß der Eingang der Mutter verschlossen war, sondern auch daran, daß die Lage, Figur und Bauart aller Theile so widernatürlich beschaffen war, daß man die Operation schlechterdings nicht gehörig machen konnte. Denn als man in das Hymen einen breiten Schnitt gethan hatte, so fühlte man zuerst mit einer Sonde, hernach aber auch mit dem Finger eine weite Oeffnung, von der man natürlicher Weise schliessen mußte, daß es die Mutterscheide wäre: und diese Muthmaßung hielt man um destomehr vor gegründet, da sogleich, nachdem der Schnitt gemacht worden war, ein kohlschwarzes Blut in Menge zum Vorschein kam; welches allezeit zu erfolgen pflegt, wenn die Operation gut gemacht ist. Der Ausgang aber lehrte leider, daß auch jetzo diese Jungfer keinesweges von ihrer Atresie geheilet worden war. Denn drey Tage nach der Operation starb sie, nachdem sie schon seit langer Zeit schwach und kraftlos gewesen war. Die geschickten Aerzte und Wundärzte, welche die Operation gemacht hatten, und dabey zugegen gewesen waren, baten um die Erlaubniß, den Leichnam untersuchen zu dürfen. Es wurde ihnen verstattet, und sie liessen mich ersuchen, dabey gegenwärtig zu seyn. Wir fanden die Sache folgendergestalt:

Die erstaunlich große Gebährmutter und die zu beyden Seiten derselben gelegenen überaus großen tubae machten zusammen ein Gewächs, welches den ganzen Unterleib füllte, und zuoberst jenen Gürtel verursachte, der, wie man bey Lebzeiten dieser Person fühlte und sahe, den ganzen innern Bauch gleichsam umgränzte, und von dem obern absonderte. Eine ziemliche Menge schwarzes trübes stinkendes Wasser

war in den hohlen Leib ausgelaufen, wie man aber untersuchte, woher sich dieses schriebe, so fand man, daß es hier und da aus kleinen Löchern in den faulichten rubis aussickerte. Die wahrscheinlichste Ursache ihres Todes leitete sich ohnstreitig daher, weil diese geborsten waren. Die ovaria waren nicht viel gröser, als gewöhnlich.

Nun kam die Reihe an die Mutterscheide. Wir ersahen, daß der Schnitt in das Hymen vollkommen gut und groß genug gemacht worden war, so, daß, wenn nur die Mutterscheide natürlich beschaffen gewesen wäre, eben dieser Schnitt das Hymen und folglich auch die Mutterscheide vollkommen geöffnet hätte. Was die Art und Weise, wie dieser Schnitt gemacht werden soll, anbelangt, so schreibt Celsus, er müsse in zween Creuzschnitten bestehen, davon ein Schnitt den andern durchschnitte, und Bonivanius pflichtet dieser Meinung bey: Job von Meckern befiehlt, nur einen einzigen schiefen Schnitt zu machen, daß man die Harnröhre nicht beschädige: Wierus lehrt es so, man solle erst ein kleines Löchelgen mit einem oberwärts stumpfen Scheermesser machen, daß man nicht in die Harnröhre schnitte, hierauf ein stumpfes Instrument oder den Finger in dieses Löchelgen stecken, und an verschiedenen Orten auf beyden Seiten behutsam die Haut durchschneiden. Sonst steckte eben dieser Wierus einen gekrümmten Spatel (speculam) hinein, und der obere Theil desselben bedeckte die Harnröhre, so, daß er selbiger keinen Schaden thun konnte. Fabrizius ab Aquapendente machte die ganze Operation mit einem einzigen geraden Schnitte: und hier hatte man es eben so gemacht, und mit einem einzigen Schnitte die Mutterscheide geöffnet. Ich erinnerte vorhin, daß bey dieser Person alle Theile widernatürlich gestaltet gewesen wären. Mithin war der Schnitt, bey welchem man sich äußerst hatte angelegen seyn lassen,

gar nicht an die Harnröhre zu kommen, wie man nunmehro sahe, durch die Harnröhre hindurch und in die Blase selbst hineingegangen: und sie schlossen daher, daß alle das schwarze geronnene Geblüte, welches nach dem Schnitte mit Gewalt herausgedrungen war, lediglich aus denen zerschnittenen Blutgefäßen gekommen seyn müsse: mithin hatten sie bey aller angewandten Mühe und Vorsicht, der Harnröhre nicht zu nahe zu kommen, gerade dasjenige gethan, wofür sie sich hatten hüten wollen, die Ursache aber lag nicht sowohl an ihnen, als vielmehr an dem ganz widernatürlichen Bau der Theile, den ich sogleich beschreiben werde. Doch nahmen sie sich vor, in Zukunft den allersichersten Weg zu wählen, und nicht nach des Aquapendens Methode, sondern nach der Vorschrift anderer, die einen schiefen Schnitt vorschlagen, zu verfahren, weil man nicht im Stande sey, die widernatürliche Beschaffenheit der Theile zum voraus zu sehen.

Es war demnach das Hymen zwar vollkommen da, aber nicht eine Spur von der Mutterscheide, sondern ein fester Körper zugegen gewesen, der die ganze Mutterscheide ausfüllte, der einen Daum breit und anderthalb Daumen dicke war, und dergestalt mit der Mutterscheide in ein einziges Stück zusammengewachsen war, daß, eigentlich zu reden, die Mutterscheide selbst überall so dicke geworden zu seyn schien, und einen ganz verwachsenen festen Körper ausmachte, in welchem man nicht einmal eine Spur fand, wo beyde Wände an einander gewachsen seyn könnten, indem sich der ganze Klumpen in ein einziges untheilbares Stück verwandelt hatte. Ueber diesem festen fleischigten Körper war ein Stückchen von einer hohlen oder offnen Mutterscheide, diese aber war so erstaunend weit, daß ein Kindeskopf darinnen stecken konnte, und stack voll braunschwarzes dünnes Eiter.

Die unermeßlich großen tubae zu beyden Seiten waren von eben solcher Materie ausgedehnet, obgleich hier und da viel davon durch die kleinen Löcherchen, wie bereits gedacht worden, in den hohlen Leib hineingesickert war. Der uterus selbst war im Fleische einen Daumen dicke, und der ganze innere leere Raum war voll eben so schwarzen dünnem Eiter.

Mithin waren bey einer Jungfrau, an deren unverletzter Keuschheit wohl nie ein Mensch wird zweifeln können, beyde tubae, die Gebährmutter selbst und die Mutterscheide auf eine erstaunende Weise fehlerhaft und widernatürlich beschaffen, als man sie wohl kaum jemals bey einer Schwangern oder Kindbetterin gefunden hat, und ich habe das, was ich oben zu beweisen versprach, dadurch ohnwidersprechlich dargethan.

Dieser Fall von einer verwachsenen Mutterscheide ist so sonderbar, daß ich mich nicht erinnern kann, dergleichen gelesen oder gehöret zu haben. Aus den verschiedenen in Schriften der Aerzte befindlichen Beyspielen ist aber überhaupt zu schliessen, daß bey diesem Zufalle mancherley seltne Veränderungen vorkommen. Man findet 1) Beschreibungen von verschlossenen Jungfrauen, wo das Hymen ganz gewesen, und entweder ohne die mindeste Oeffnung, oder mit einem runden Loche versehen; (dergleichen Geschichten hat Wolf beym Schenkius, Wierus, der berühmte Albinus in seinem exerc. Acad. lib. 4. cap. 10. beschrieben,) dieses Loch war entweder sehr klein, oder, wie Fallopius gesehen hat, so groß, daß man den Finger, oder wie es Albinus bey einer erwachsenen Weibsperson gefunden hat, so groß, daß man hätte glauben können, als ob dieses Frauenzimmer zu der Ausübung des Beyschlafs geschickt sey. Hippocrates scheinet von der Atresie, wo das Hymen völlig

verschlossen, und wo nur ein ganz kleines Loch darinnen war, schon etwas gewust zu haben. Man lese hiervon de Sterilibus apud Charter. Tom. 7. pag. 851. Libr. de natura Mul. cap. 68. Lib. de Morb. Mulierum cap. 22. pag. 743. auch Celsum. Lib. 7. cap. 28. nach.

2) Ruysch hat eine Art von Atresie entdecket, und in seiner 22sten Bemerkung beschrieben, welche zuvorderst von dem Hymen, worinnen aber eine Oeffnung war, hiernächst aber auch von einer höher oben in der Mutterscheide sitzenden Haut herrührte, die völlig verschlossen war: diese Weibsperson sollte niederkommen, und er mußte beyde Häute durchschneiden. Denn durch die in dem Hymen befindliche Oeffnung war sie geschwängert worden, und damals mußte der Weg von hier in die Gebährmutter offen gewesen seyn, nach der Schwängerung aber mochten die schlaffen Seitenwände der Mutterscheide sich einander gerieben haben, wund geworden und zusammen gewachsen seyn.

3) Celsus, Fabrizius ab Aqvapendente und Ruysch haben Atresien bemerket, wo nur die beyden Seitenwände der Mutterscheide zusammen gewachsen, und äußerlich kein verschlossenes Häutchen zu spüren war.

4) J. N. Pechlinius erzählet in obs. phys. med. einen Fall von einem Mädchen, welches mit keiner verschlossenen Mutterscheide gebohren worden war, sondern wo sich erst nach der Geburt ein Häutchen gebildet hatte: dieses Mädchen hatte nämlich eine solche Schärfe im Urin, daß ihre Geburtsglieder davon roh worden waren: nun waren die beyden Seiten erst an einem Orte zusammen gewachsen, nachhero wieder auseinander gegangen, und auf diese Art hatte sich nach und nach eine wahre Haut erzeuget.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0047
DFG

5) Eben dieser Pechlinius hat eine Weibsperson gesehen, bey der um die Zeit herum, als sie ihre monatliche Reinigung bekommen sollte, die Nymphen und die sogenannten myrthenförmigen Fleischwärzchen so groß wuchsen, daß sie, wie er den Ausdruck braucht, die Oeffnung der Schaam auf eben die Art verschlossen, wie die valvulae tricuspidales die Mündung der rechten Herzkammer, und diese Theile waren von einem zähen Schleime so an einander geklebet, daß diese Weibsperson dem abfliessenden Blute dadurch Luft schaffen mußte, daß sie mit den Fingern diese Art von verwachsener Haut aus einander zog.

6) Ueber dieses haben Zacutus Lusitanus, Ruysch, Bonetus und mehrere verschiedene Arten von Atresie beschrieben, und Fälle erzählet, wo sie von Gewächsen, die aus den fleischigten Theilen der Mutterscheide ausgewachsen waren, und nach Beschaffenheit ihrer Größe diesen Weg verengerten oder ganz verschlossen, wo sie von einem Gewächs der Mutterscheide, das zwey, sechs, ja wohl bis zwölf Pfund wog, und aus der Schaam heraushieng, herrührt: ingleichen von solchen Atresien, die von Vorfällen der Mutterscheide oder der Gebährmutter entstanden waren, diese Vorfälle hatten sich nach und verhärtet, und konnten also unmöglich zurückgebracht werden.

7) Ganz sonderbar ist der Fall, den Simon Schulze bemerket hat, und im Mangetus Bibl. chir. Tom. 4. beschrieben ist: hier war das Hymen auch vor die Harnröhre vorgezogen, so, daß der Urin nur durch ein kleines darinnen befindliches Löchelgen herauströpfeln konnte, und viel üble Zufälle daher entstunden. Er hatte es aber aufgeschnitten, und die Person völlig hergestellet.

Einen ähnlichen aber noch seltnern Fall haben wir vor nicht gar langer Zeit in unserm Krankenhause

gehabt. Ein Mädgen von zwanzig Jahren, die ihre Monatszeit noch nicht hatte, war seit Jahresfrist mit heftigen Bauchschmerzen befallen worden. Diese Schmerzen waren über dem Nabel angegangen, hatten sich nach den Seiten zu, und von da in der Gegend der Schaam ausgebreitet, und verursachten einen Stuhlzwang und Drängen auf die Blase. Wenn sie bey diesen Schmerzen mit der Hand in den Weichen der Schaam sich drückte, gieng mitten im Paroxismus der Urin ab, der offne Leib aber erfolgte erst den Tag drauf. Wenn der Paroxismus vorüber war, empfand sie den ganzen Tag nicht die mindesten Schmerzen, sondern war vollkommen gesund; den andern Tag aber kam der Paroxismus wieder, den dritten abermals, und so dauerte es einen ganzen Monat fort.

Der ordentliche Stadtarzt, der erfahrne D. Joseph Schreyer, wurde zu dieser Person damals gerufen, und erfüllte vom Anfange bis zum Ende alle Pflichten eines klugen und vorsichtigen Arztes vollkommen. Denn er milderte die Zufälle der Krankheit, so viel als möglich, verschaffete der Kranken verschiedene schmerzenfreye Tage, entdeckte nach einer mit den Wundärzten gepflogenen Berathschlagung die Atresie, und wollte, so wie die benachbarten Aerzte, welche er herbeyzuholen bat, den Vorschlag thun, die Operation der Atresie an ihr zu machen: die Eltern aber schafften ihre Tochter lieber nach Wien, brachten einen Brief und Bericht von obgedachten ihrem vorherigen Arzte mit, und fragten mich um Rath, was zu thun wäre.

Am nächstverflossenen 19ten August untersuchte ich das Mädgen, und sahe, daß sie verschlossen war. Das Hymen hatte sich fast bis an die Schaamlefzen vorgezogen, und war nach vornen zu höher, so, daß

zwischen den Häutchen und den Schaamlefzen noch ein Stückgen von der Mutterscheide überblieben war, hinterwärts aber war es so tief am Ausgange der Mutterscheide, daß es sich mit dem Fleische der Schaamlefzen und der kahnförmigen Höhle (fossa navicularis) in eins verwandelt hatte. Vorwärts und mehr als eine Linie breit von der Mutterscheide abwärts war ein kleines Loch, als man dahinein einen Griffel steckte, war er erst schwer hinanzubringen, man bewegte ihn aber behutsam hin und her, und brachte ihn ohne Anstoß in die Harnblase hinein. Zu beyden Seiten dieses Löchelgens war ein in etwas erhabener Fleck, der aber gegen die Mitte des Häutchens zu nach und nach verschwand. Waren dieses vielleicht Ueberbleibsel von den Nymphen, weil keine Nymphen bey diesem Mädgen zu finden waren?

Ferner fühlte man, daß die hinter dem Hymen befindliche Hohlung mit etwas angefüllt war, und wenn man selbige einwärts drückte, bemerkte man, daß innerlich etwas dran lag, das diese Haut nach aussen zu preßte. War dieses vielleicht gesammletes Blut von ihrem Monatsflusse? So schien es; denn weil in dem Häutchen gar kein Loch zu finden war, ausser demjenigen, das in die Harnröhre hinein sich endigte, so hatte der Monatsfluß nirgends durchbrechen können.

Als ich hierauf befraget wurde, was bey der Sache zu erwarten stünde, gab ich meine Antwort unter gewissen Bedingungen. Ich versicherte, daß sie in kurzer Zeit und leicht zu curiren seyn würde, wenn der einzige Fehler darinnen bestünde, daß das Hymen zugewachsen wäre: daß es aber schwerer damit zugehen würde, wenn die Gebährmutter, die tubae und die ovaria beträchtliche Mängel hätten, welches sich einigermaßen aus den vorherigen Zufällen

schliessen liesse: daß sie gar nicht curiret werden könnte, wenn ihre Beschaffenheit derjenigen, wovon ich alleweile erzählt habe, ähnlich seyn sollte.

Was den Schnitt selbst anbelangte, so hatte ich mit unserm Wundarzte, dem Herrn Leber, bereits Abrede genommen, daß wir ihn nicht nach Fabricius ab Aquapendente Methode vornehmen, und einen geraden Schnitt machen wollten, sondern daß der Schnitt nach Vorschrift des Job von Meckern schief gemacht werden sollte: Er wurde auch so gemacht, und wie dieses geschehen war, drungen sogleich 30 Unzen schwarzes und so dickes und zähes Blut heraus, daß es kaum fliessen konnte. Wir machten nachhero mit einer Zange, die seitwärts eingriff, einen Creuzschnitt, nach der Art des Celsus, daß die Haut nicht etwa wieder zusammen wachsen möchte: steckten hierauf eine große Wiecke hinein, bestrichen sie erst mit Rosenhonig, nachhero mit einer Digestivsalbe, und erhielten an der Haut eine Eiterung. Weil der Urin deshalben nicht abfliessen konnte, so mußten wir den ersten und andern Tag, so oft sie Brennen vom Urin spürte, den Urin abzapfen, nachhero aber floß er neben der Wiecke frey heraus. Gleich nach der Operation gab man ihr eine schmerzstillende Emulsion ein.

Kurz nach der Operation war der Leib beynahe gar nicht geschwollen noch aufgetreten, aber an dem nämlichen und folgenden Tage klagte sie über ein beschwerliches Brennen an der Mutterscheide, am dritten Tage auch über dieses Brennen im Unterleibe. Den vierten Tag aber bekam sie einen Bauch, der von unten bis oben heran gespannt war, schmerzhaft wehe that, mußte sich oft brechen, und verfiel in ein sehr starkes Fieber. Man ließ ihr dreymal zur Ader, setzte ihr immerfort erweichende und öhlichte Clystire, machte über den Bauch Breyumschläge, ließ ihr er-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0051
DFG

erweichende und ein wenig säuerliche Decocte trinken, gab ihr viel öhlichte Arzeneyen ein, und brachte es mit dem allen so weit, daß den siebenten Tag nach der Operation, oder den vierten nach entstandenen Schmerzen das anhaltende Fieber nachließ, und ein gelber Urin von ihr gieng, welcher viel dicken, schweren eiterichten Bodensatz hatte.

Die Krankheit aber lösete sich dadurch nicht. Nach dem anhaltenden Fieber stellte sich ein anhaltendes nachlassendes ein, das früh einen heftigen, Nachmittags aber einen noch viel stärkern Paroxismus machte, welcher am dritten Tage so erstaunend stark wurde, und so lange währte, auch mit einem so heftigen Brechen verbunden war, daß wir besorgten, sie möchte in diesem Paroxismus drauf gehen. So bald er demnach vorüber war, gaben wir ihr eine Mixtur mit einem Loth Chimaextract zu nehmen, ehe der folgende Paroxismus kommen konnte, und fuhren inzwischen mit allen bisherigen in- und äußerlichen Mitteln fort. Wir sahen bey dieser Methode nach sieben Tagen, auch dieses Fieber, nebst dem dabey vorfallenden Brechen vergehen.

Während diesem Fieber war der Abgang vom Urin zwar immer spärlich, er sahe aber gelb und hatte beständig eine schwere weiße eiterartige Materie bey sich. Nach dem Fieber gieng der Urin etwas stärker ab, aber er war doch allezeit voll ähnlicher Materie.

Bey den Clystiren war, so lange das Fieber angehalten hatte, der Stuhlgang immer roh, nach dem Gebrauch der China mehr gekocht, und, nach überstandenem Fieber, völlig wie bey gesunden Menschen, nur daß er von der China völlig schwarz aussahe.

Die ganze Krankheit durch wurde des Tags dreymal Injectionen von Gerstenwasser und Rosenhonig gemacht, da denn anfänglich die Ueberbleibsel von

zähen anhängenden Blute, und nachhero öfters eine eiterichte Materie aus der Mutterscheide abgieng.

Was den obbeschriebenen Schmerz und Spannung des Leibes anbelangt, so war dabey merkwürdig, daß den ersten Tag nach dem Fieber aller Schmerz und Spannung in der Gegend des Magens weg war, und daß auch das Brechen von der Zeit an sich verlor; da inzwischen in der Gegend unter dem Nabel, besonders aber auf der linken Seite, zwischen den Rippen und den Hüften, die heftigste und schmerzhafteste Spannung zu spüren war: daß ferner am dritten Tage auch diese Spannung weich zu werden anfieng, und den sechsten Tag weder der mindeste Schmerz, noch auch einige Spannung mehr da war: und daß auch nachhero die Gegend unter dem Nabel und die Seitentheile des Unterleibes weich und unschmerzhafter wurden, und jezt, da ich dieses schreibe, schon das ganze ilium dextrum eingefallen ist.

Kann man nun wohl hoffen, daß die Materie der Krankheit sich durch solche Urine, wenn sie noch ferner abgehen, lösen werde? Wenigstens trifft man noch bis jezo immerfort solche Materie im Urin an.

Inzwischen ist es sehr schwer, einen Umstand, der hier vormals zugegen war, zu erklären. Man hatte zwar ehedem im Unterleibe eine Beule gefühlet, weil wir aber doch die erste Zeit nach der Operation weder Geschwulst noch Spannen wahrnahmen, so scheint es, als wenn diese Beule wohl von der Mutterscheide hergerührt haben mußte, und daß selbige vom vielen Blute sehr aufgetrieben war, und die Gebährmutter sowohl als die Blase auswärts drängte: und daß der ganze Unterleib sich setzen mußte, als die Blase ausgeleeret war. Wenn dem also ist,

so fragt es sich, woher entstund am dritten Tage nach der Operation das Brennen, und am vierten Tage die Spannung und der Schmerz im Bauche, benebst dem überaus heftigen Fieber? Einen ähnlichen, aber traurigen Fall sahe ich im Jahr 1760 bey einem Steinschnitte. Er ist von der Art, daß sich die Wundärzte, welche sich mit dem Steinschneiden beschäftigen, ungemein dafür fürchten, weil er mit der äußersten Gefahr verknüpft ist, und bestehet in einem nach der Operation sehr gespannten und überaus schmerzhaften Bauche, welcher Zufall mit einem starken Fieber verbunden ist. Sollten denn also etwa die Wunden nervenreicher, und mithin äußerst empfindlicher Theile, z. B. der Blase, des Hymens, u.s.f. vielleicht auf eine uns noch nicht bekannte Weise den ganzen Unterleib, oder wenigstens alle äußere Theile desselben entzünden?

Man wird mir hoffentlich diese Ausschweifung von der Atresie vergeben, da selbige, weil zugleich eine Erklärung von mancherley Beulen und Gewächsen des Schmeerbauches gemacht worden ist, allerdings nothwendig war, und hier eingeschaltet werden mußte: ich will aber nunmehro wieder zur Hauptsache schreiten.

§. 4.

Ein Edelmann, der in Kriegsdiensten sich abgehärtet hatte, und wohlgewachsen, freundlich und scherzhaft war, wurde in dem acht und dreyßigsten Jahre seines Alters heftig beschimpfet, mußte es aber, ohne sich verantworten zu dürfen, verschmerzen. Er verfiel daher in den größten Grad von Melancholie, seine Melancholie aber hatte keine zähe Beschaffenheit und Verderbniß der Säfte zum Grunde. Funfzehn Monate drauf war er wieder so glücklich, daß ihm eine Ehrenbezeugung gemacht wurde, welche das

beste Mittel war, die ihm angethane Beschimpfung vergessend zu machen. Aber zum Unglück hatte seine Gemüthskrankheit so tiefe Wurzeln geschlagen, daß seine körperlichen Werkzeuge, innern Theile, Nerven und Säfte verderbet worden waren, daß sich seine Gemüthskrankheit in eine Krankheit des Körpers verwandelt hatte, und er die wahre Bauchwassersucht bekam. Alle Kunst wollte hier nichts ausrichten. Der Kranke hatte in einer Zeit von acht Jahren zwar einmal das Carlsbad gebraucht, und gespüret, daß sich die Wassersucht darnach setzte, aber es zeigte sich eine gewisse Härte, zuerst auf der linken, nachhero auch auf der rechten Seite des Bauches, und diese nahm immer mehr und mehr zu.

Die Meinungen über die wahre Beschaffenheit seiner Krankheit waren ganz ungemein verschieden, und zwar um desto mehr, je weniger man zu manchen Zeiten durch das äußere Anfühlen des Unterleibes etwas sicheres bestimmen konnte, weil mannigmal der Bauch viel dicker und mehr voll Wasser war, als ein andermal, und man das erstemal fast gar nichts, das andremal schon etwas mehr fühlen konnte. Die Milz sollte gar oft der leidende Theil seyn; bald sollte sie verstopft, bald scirrhös seyn. Zu manchen Zeiten bemerkte man zwey Beulen, eine in der Gegend der Milz, die andere in der Gegend des Magens, diese war steinhart, und einige muthmaßten, sie hinge am Magen an. Nachhero sollte der Fehler am Netze, ingleichen am Gekröse liegen, endlich sollte es eine Art von Windsucht in dem dicken Darme seyn. Zwey Jahr vor seinem Ende fragte man unsern würdigen Herrn Präsidenten und mich um unsre Meinung, wir antworteten aber, daß es ganz unmöglich wäre, mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, was vor Theile eigentlich widernatürlich beschaffen wären, noch auch zu

wissen, worinnen die Fehler dieser Theile bestünden. Ein halbes Jahr vor seinem Tode aber trug es sich zu, daß ich ihn einmal von Person zu sehen bekam, und untersuchte; eben dieses geschahe noch etlichemal: ich hatte zwar einigen Verdacht auf seine Milz, und dieser vermehrte sich dadurch, weil seine Wassersucht bald zu- bald abnahm; weil ich aber bedachte, daß bey Sectionen solcher Personen gar zu öfters ein anderer Grund ihrer Krankheit sich zeiget, als man vorher nach aller Wahrscheinlichkeit glaubte, und der Arzt, der es gewagt hat, sein Urtheil zu sagen, hernach ausgelacht wird, wenn es nicht eintrifft, so war ich schlechterdings nicht dahin zu bringen, daß ich einen unbedingten Ausspruch von dem eigentlichen Sitze seiner Krankheit gethan hätte.

Er starb ausserhalb der Stadt, ich war bey seinem Tode nicht zugegen, konnte auch bey seiner Section nicht seyn: man schickte mir aber die aus seinem Körper ausgenommene Leber und Milz zu. Diese beyden Eingeweide waren ungewöhnlich groß, und ganz erstaunend fest und derb, die Leber wog $9\frac{1}{4}$ Pfund, und die Milz $6\frac{1}{2}$ Pfund, beyde waren sehr derb, in keinem von beyden aber ein Scirrhus zu finden. Folglich hatten alle diejenigen, die seine Krankheit auf die Milz allein geschoben hatten, eben so unrecht gehabt als die, welche sie in der Leber allein suchten, ingleichen als die, die behaupteten, er hätte einen Scirrhus inwendig. Ich kann nicht einsehen, wie es zugehet, daß bey Personen, die sich übrigens abzehren und knochendürre werden, einige innere Theile, vorzüglich aber die Leber und die Milz, zuweilen so ungeheuer groß, und im übrigen ohntadelhaft sind? Am 21sten December 1758 habe ich meinen Zuhörern eine Milz öffentlich gezeiget, die eben so groß als die Leber war, $4\frac{1}{2}$ Pfund wog, und im übrigen nicht

das mindeste widernatürliche an sich hatte; da inzwischen der ganze übrige Körper dieser Person überall verstopft, wassersüchtig und völlig abgezehret war, weil sie sich ein Wechselfieber zu geschwind vertrieben hatte. Und am 2ten Jenner 1759 habe ich bey einer cachectischen Person, welche endlich noch an dem Beinfraße, der sich an den Wirbelbeinen des Rückgrades, an dem Kreuzbeine und an den meisten Ribben äußerte, starb, eine so große Leber und eine so große Milz gefunden, auch in öffentlichen Lehrstunden gezeiget, daß ich diese beyden Eingeweide in meinem Leben nie so ausserordentlich groß gesehen, auch nirgends gelesen habe, daß sie größer gefunden worden wären, und ich bedaure nichts mehr, als daß ich in meinem Tagebuche vergessen habe anzumerken, wie schwer sie eigentlich gewesen: sie giengen beyde bis ins Becken herab. Einen wunderbaren Fall von einer cachectischen Person habe ich Kap. 1. §. 5. erzählet, deren Leber ganz ohne Tadel, aber ganz erstaunend groß war. Wenn man bey Lebzeiten solcher Menschen diese Theile betastet, so kann man nicht leicht zuverläßig bestimmen, was für ein Theil es ist, den man fühlet: denn wenn Gewächse oder Beulen im Gekröse, allerhand widernatürliche Dinge an den Nieren, wenn an diesem oder jenem innern Werkzeuge Säcke oder Bälge, worinnen bald dieses bald jenes stecket, befindlich sind, wenn der Magen fehlerhaft ist, wiewohl sich das letztere zuweilen durch öfteres Brechen verräth, so fühlet man auf einer von beyden, oder auf beyden Seiten des Schmeerbauches ziemlich eben das, was man bey einer so großen Leber oder Milz fühlen kann. Weil man aber, je öfter man selbst bey Sectionen gewesen ist, nun desto mehrere Gründe entdecket, welche zwar himmelweit von einander verschieden sind, gleichwohl aber bey den Befühlen und bey Lebzeiten solcher Personen angestellten Untersuchungen

sich sehr ähnlich, ja wohl vollkommen gleich zu seyn scheinen, so muß man lernen, bey Bestimmung eines innern Fehlers vorsichtig zu seyn, und nur unbestimmt zu urtheilen, wenigstens seine Meinung nicht hartnäckig zu vertheidigen, wenn andre Aerzte von der Krankheit nicht eben die Meinung haben, als wir, und den Grund in irgend einem andern innern Theile suchen. Wenn der Kranke nach dem Tode geöffnet wird, so wird man wohl sehen, wer recht geurtheilet und wer sich geirret hat, und zuweilen sowohl eine noch nie bemerkte Ursache der Krankheit finden, als auch erkennen, daß die Meinung vieler geschickten Aerzte von dieser Person nicht jederzeit die rechte gewesen sey, und die Krankheit ihren Grund ganz wo anders gehabt habe. Hat aber ja ein Arzt von ohngefehr das rechte Fleckgen getroffen, und will sich damit groß machen, so wird er vielleicht in dem nächstfolgenden Falle davor gestraft werden, wenn er bey Oeffnung dieses Kranken wahrnehmen wird, daß er sich hier geirret habe, und dessen Ruhm eitel sey. Um davon deutlich überzeugt zu werden, wollen wir folgende Geschichte zur Ueberlegung geben.

§. 5.

Am 4ten December 1760 bekamen wir einen zehnjährigen Knaben in unser Krankenhaus. Die ersten zwey Jahre seines Lebens war er, wie seine Eltern erzählten, ziemlich gesund, aber dabey beständig im Gesichte aufgedunsen gewesen: zu Anfange seines dritten Jahres hätte er die Nächte so heftig geschrien, und auf einmal hätten sie gesehn, daß sein Schenkel gleichsam zusammengezogen gewesen wäre, sie hätten ihn gerieben, und es wäre vergangen. Eben dieses war ihm im achten Jahre noch einmal wiederfahren, und nach dem Reiben gleichfalls vergangen. Zwischen dem andern und dritten Jahre hätte er die

Blattern gehabt, und ganzer sechs Monate darnach über beständige Beklemmung auf der Brust geklaget; man hätte ihm Arzeneyen davor verordnet, und es hätte sich dieser Zufall wieder verlohren. Ausser diesen jezt erzählten Umständen hätte er seine Lebenszeit bis hierher so ziemlich gesund zugebracht, gleichwohl aber beständig, und besonders alle Herbste, eine Art von Schlafsucht gehabt. Er hätte nämlich immer gefroren, und dahero, sobald die Stuben geheizet worden wären, wäre er kaum vom Feuer wegzubringen gewesen, und hätte derowegen seine Zeit den Winter meistens mit Schlafen zugebracht, auch den Winter noch weit mehr Geschwulst im Gesicht gehabt, daß ihm beyde Backen gleichsam heruntergehangen hätten.

Vorzüglich aber ist hier zu erinnern, daß er vom Herbst 1759 an, als von welcher Zeit an sowohl seine beständige Neigung zum Schlafen sich vermehret, als auch am linken Schenkel sich ein Fehler gezeiget hatte, eine Beule auf der linken Seite zwischen den Rippen und der Hüfte bekommen, worauf die Mutter alle Tage genau Achtung gegeben, und, wie sie sagte, beobachtet hätte, daß selbige erstlich über der Schaamgegend, und in der Leistengegend auf der linken Seite zum Vorschein gekommen, hernach über die Spitze des ossis ilii hinangezogen, nach und nach immer höher in die Gegend der Ribben und der Lendenwirbel hinaufgetreten wäre, und schon damals eine merkliche Krümmung des Rückgrades verursachet hätte. Als wir die Beule selbst untersuchten, fanden wir, daß sie nicht im Unterleibe, sondern über dem Rande des ossis ilii zwischen den falschen Ribben, dem Rückgrade, und dem Rande des ossis ilii ihren Sitz hatte, und über und über hart war, ausser an der obern Seite und nahe am Rückgrade, wo man ein Hin- und Herschwanken einer

Feuchtigkeit deutlich wahrnehmen konnte. Auf der Brust hörte man ein Rasseln, und der Kranke hatte den Husten dabey.

Wir waren ungewiß, was es eigentlich vor eine Beule wäre, und richteten also unsere Cur nach solchen Umständen ein, die dabey am nöthigsten zu seyn schienen: wir suchten durch Meerzwiebelsaft einen Auswurf zu befördern, und durch Breyumschläge die Beule immer mehr zu erweichen. Er konnte darnach freyer und besser Othem holen, und man sahe, daß die Beule entweder bald von selbst aufgehen, oder aufgemacht werden müßte.

Am 18ten December öffneten wir sie, und es lief mehr als vier Pfund dickes gelbes Eiter heraus, das nicht übel roch. Wir untersuchten sie mit der Sonde, und konnten damit beynahe bis in die Mitte des Schmeerbauches hineinfahren. Wir machten nachhero die Oeffnung immer weiter, um dem Eiter einen freyen Ausgang zu verschaffen, und es behielt selbigen beständig bis an seinen Tod, und wenn er husten mußte, floß es viel stärker, als ausserdem. Man sprützte täglich zweymal Gerstenwasser mit Rosenhonig ein, so lange die Krankheit währte, zuletzt aber konnte man beym Sondiren und Einsprützen kaum eine innere Höhle mehr entdecken, sondern es schien alles zugewachsen zu seyn. Während diesem allen gab man ihm nahrhafte Speisen, man ließ ihm die Glieder reiben, man verordnete ihm erst verdünnende, nachhero auflösende und endlich stärkende Arzeneyen, und suchte seinen welken und erschlaften Körper zu verbessern, aber alles vergebens. Vom 15ten Februar 1761 an bekam er noch darzu, erstlich an dem innern, und dann auch an dem äußern Knöchel des linken Schienbeines ein schwammichtes Gewächs, und als man es öffnete, waren, wie bey dem Winddorne, (spina ventosa) die Knochen schon entblöst zu sehen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0060
DFG

Zu Ende des Aprils, als aus einer breiten Oeffnung im Rücken vieles gutes Eiter herausfloß, fieng er an, ein Fieber zu bekommen, und über Rücken- und Lendenschmerzen zu klagen. Es wurde nachhero ein anhaltendes Fieber daraus, das oft seine Paroxismen gegen Abend, oft auch zu ungewisser Zeit machte, und die Rückenschmerzen hielten fast beständig an: wir schrieben selbige dem Eiter zu, das an den Knochen anläge und sie vermuthlich schon anfräße. Von der Mitte des May wurde das Fieber heftiger, er bekam einen lehmfarbigen dünnen Stuhlgang, wie man dergleichen bey Personen, die große Eiterungen im Körper haben, zum öftern findet, zuweilen blutige und ruhrartige Stühle, vom 22sten May an entstunden Gliedschwämme am linken Ellbogen und auf dem Rücken des rechten Fußes. Endlich den 27sten Junius machte der Tod allem seinem Jammer ein Ende.

Wir öffneten ihn. Sein Magen war sehr groß, im Bauche alles gut, ausser, daß hin und wieder und zwar besonders im Becken ein wenig flockigtes Eiter, und überdem beynahe drey Pfund Lymphe befindlich waren. Wir richteten uns bey der Untersuchung seiner innern Theile besonders darnach, daß wir den Gegenden nachgiengen, wo der Sucher, den wir in die Wunde steckten, hinwies. Auf diese Weise entdeckten wir einen gewissen Sack, dessen hintere Wand von dem viereckigten und von dem großen Lendenmuskel, die vordere vom kleinen Lendenmuskel, der vom großen ziemlichweit entfernt war, weißlicht und schleimicht sahe, und von dem Darmfelle, die innere Seite von einem gewissen callösen Körper, der an der Seite des Rückgrads angewachsen war, und den kleinen Lendenmuskel von dem großen ziemlich weit absonderte; die äussere Seite endlich von dem musculo abdominis transverso gebildet worden war.

Ferner waren drey Umstände hier besonders merkwürdig: 1) Der alleweil beschriebene Sack, der über den musculum iliacum längs der Seite des grossen Lendenmuskels und der Flechse desselben, mit einem engen und callösen Gange aufwärts stieg, und sich, ohne eine Oeffnung daselbst zu haben, zwischen dem Hüftbeine und dem großen Trochanter endigte.

2) Die Oeffnung, welche die Natur selbst angezeigt hatte, und die wir am 18ten December des nächstverflossenen Jahres an eben dem Flecke machten, wo der Zwerchmuskel des Unterleibes nicht weiter vom viereckigten Lendenmuskel bedeckt ist, ohngefähr in der Höhe, wo der oberste Lendenwirbel sitzt.

3) Die Seitenhöhle in dem großen Sacke, worinnen wir bis an das unterste Rückgrads Wirbelbein, welches rauh, höckerigt und angefressen war, herab, und aufwärts bis an das fünfte Rückgrads Wirbelbein, längs den Wirbelbeinen hinauf, kommen konnten. Auf beyden Seiten waren die Rückgradsknochen mit einer callösen Haut umkleidet, alle hier benannte Wirbelbeine nebst ihren Fortsätzen angefressen, vergangen, und allenthalben voll faulichtes stinkendes Eiter.

Wenn wir nun erwägen, daß 1) dieser Knabe lange zuvor, ehe er ins Krankenhaus aufgenommen wurde, sowohl auswärts, als auch einigermassen einwärts, besonders an der Gegend, wo das Hohlgeschwür war, eine Krümmung des Rückgrades gehabt, 2) daß die Beule anfangs sich nicht oben am Schenkelknochen, wo das Ende des Sackes war, sondern über der linken Schaamleiste (inguine sinistro) habe spüren lassen, 3) daß der unterste Theil des Sackes am Schenkelknochen ohne alle Oeffnung

und callös gewesen sey, 4) daß man im ganzen Schmeerbauche nichts, was widernatürlich beschaffen gewesen, gefunden habe, als eine Erschlaffung der Fibern des kleinen Lendenmuskels, 5) daß der Sack eine Seitenhöhle hatte, welche an denen angefressenen Wirbelbeinen überall Löcher hatte: wenn wir, sage ich, alles dieses betrachten, so werden wir leicht der Meinung seyn, daß der Anfang der Krankheit dieses cachectischen Knabens am Rückgrade entstanden, und die scharfe Materie sich zwischen den Muzkeln und dem Darmfelle durchgefressen habe, daß der Sack länger worden, und hinunterwärts sich gesenket habe, als der Materie darinnen so viel wurde, daß derselbe seiner Schwere halber immer weiter hinuntergieng, daß er über dem Rande des Schaambeines sich in ein längliches Hohlgeschwür verwandelt habe, daß sich zwar die Materie in der Schaamleiste versammlet und die gedachte Beule gemacht habe, weil sie über dem Schaambeine weniger Widerstand fand, als unter selbigen, daß sie aber endlich doch höher heraufgetreten sey.

Woher kamen aber gleich bey der Oeffnung die vier Pfund Eiter, und woher kam alles das Eiter, welches ein ganzes halbes Jahr aus dem Loche herausquoll? Inwendig lag in Wahrheit wenig Eiter vorräthig, und man fand auch weder in der Lunge, noch sonst irgendwo im Körper eine Vomica. Wir haben schon aus einer ganzen Menge Bemerkungen ersehen, daß zu einem Abgange von Eiter, der Jahre lang dauert, nichts weiter erforderlich sey, als ein Hang zur Entzündung im Blute, und daß dieses allein verursache, daß aus solchen alten Schäden immerfort Eiter kommt: und können uns folglich leicht vorstellen, daß der Beinfraß an den Wirbelbeinen des Rückgrades in dem Blute dieses Knaben eine beständige Anlage zur Entzündung verursachet hat, und

daß sich alle diese Entzündungsartige Materie nach dem Rückgrade zugezogen habe, daselbst aus dem Blute abgesetzet worden, und auf diese Weise der beschriebene Sack gebildet worden sey, da des Eiters immer mehr worden, und selbiges durch seine Schwere den Sack beständig erweitert hat.

Zum Schlusse dieses Kapitels erinnere ich noch, daß man unter der großen Menge von Gewächsen und den verschiedenen Arten der Wassersucht im Schmeerbauche, die in den bisherigen Theilen beschrieben worden sind, nicht zween vollkommen ähnliche Fälle finde: und daß es ganz zuverläßig gewiß ist, daß wir, je mehr Körper wir in der Folge öffnen und untersuchen, auch um desto größere Verschiedenheit finden werden, wenn wir gleich bey Lebzeiten solcher Personen die Krankheiten für ziemlich ähnliche hielten. Ich wiederhole dahero das, was ich oben gesagt habe: und ziehe endlich den Schluß daraus, daß es jederzeit viel Fälle gegeben habe, und auch in Zukunft geben werde, wo die von den Pariser Aerzten angegebene und Th. 4. Kap. 3. beschriebene Methode gar nicht statt hat; daß es aber auch nicht an Fällen fehle, wo diese Methode von der Natur selbst durch einen beständigen Eiterausfluß angezeiget wird, wo sie die einzige ist, durch die man dem Kranken Erleichterung verschaffen kann, wenn es gleich unmöglich ist, ihn ganz gesund dadurch zu machen, wie aus dieser letzten Krankengeschichte unsers Knabens deutlich erhellet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0064
DFG

Drittes Kapitel.

Von der Brustwassersucht.

§. 1. Eine Bauch- und Brustwassersucht von zu starkem Fluß der goldnen Ader: dem äußern Ansehn nach glaubte man, diese Person hätte die Windsucht. Die ganzen Lungen waren widernatürlich beschaffen und ganz verdorben, so wie auch das ganze Rippenfell, und gleichwohl war nirgends etwas von diesen Theilen zusammengewachsen. So wie bey der Zergliederung dieses Körpers alles merkwürdig war, so war es vorzüglich das, daß im ganzen Körper beynahe kein Blut mehr gefunden wurde. §. 2. Eine Brustwassersucht, wobey man vierzehn Tage das vornehmste Kennzeichen dieser Krankheit und die wesentlichsten Zufälle derselben vermißte, ohne daß man wußte, wie es zugieng. Bey der Section fand man die Lebenswerkzeuge fehlerhafter, als man erwartet hatte. Es waren weder in den Urinwegen, noch in den Gallengängen, noch in den Lungen Steine, oder eine Anlage zur Erzeugung der Steine vorhanden, da doch verschiedene Umstände uns bey Lebzeiten desselben vermuthend machten, daß wir Steine finden würden. Die Frage, wie es gekommen sey, daß das Hauptkennzeichen der Brustwassersucht bey diesem Menschen eine Zeitlang gemangelt habe? wird beantwortet. §. 3. Eine Lungensucht, wegen welcher man eine ziemlich starke Brustwassersucht nicht entdecken konnte: wenn man gleich zu rechter Zeit gewußt hätte, daß diese Person die Brustwassersucht hatte, so hätte man ihr doch nicht helfen können, wenn man ihr auch die Wasser abgezapfet hätte. Ein besonderer Ort, wo sich die Wasser gesammlet hatten. Alle diese Fälle

bestätigen die Th. 5. borgestellte Schwierigkeit, welche man bey der Kenntniß sowohl, als bey der Kur dieser Krankheit findet. Oeftere Bemerkungen lehren, daß diejenigen, welche auf Stühlen schlafen, um die Anfälle von Bangigkeit und Ersticken, welche dergleichen Kranke im Bette ausstehen müssen, sich zu ersparen, selbigen gleichwohl nicht allezeit entgehen.

§. 1.

Ich habe Th. 5. dieser Abhandlungen die Brustwassersucht weitläuftig beschrieben, und die Ursachen angegeben, warum es so gar schwer sey, sie zu erkennen, und noch schwerer, ich will nicht sagen, unmöglich, sie zu curiren: und jezo will ich alle diejenigen neueren Bemerkungen, welche diese meine Meinung bekräftigen, erzählen.

Am 8ten Jenner 1761 kam ein Mensch von dreyßig Jahren ins Krankenhaus, um sich guten Raths zu erholen: Nach seinem Berichte hatte er vor drey Jahren eine von Verstopfung der Eingeweide des Schmeerbauches herrührende Melancholie gehabt, und, um davon befreyet zu werden, sich die goldne Ader flieſſend zu machen gesuchet, wie er denn auch in Erreichung seiner Absicht so glücklich gewesen wäre, daß die goldne Ader seit der Zeit alle Monate ordentlich zum Flusse gekommen, und viel Blut von ihm gegangen war; seit fünf Wochen aber waren die Gefäße der goldenen Ader zwar aufgetreten, aber nicht flieſſend geworden. Vierzehn Tage nach der Zeit, da sie zum letztenmale Blut von sich gegeben hatten, hätte er einen trocknen und beschwerlichen Husten bekommen, seine Kräfte nähmen sehr ab, und seit acht Tagen wären ihm nun auch der Bauch und die Füße geschwollen. Ueberhaupt schien der Mensch sehr schwach

zu seyn, keichte, war mager, und sahe gelbbraun und bleich aus.

Es hatte ihm vor drey Jahren ein verständiger Arzt den vortrefflichen Rath gegeben, sich Blutigel setzen zu lassen, und als er dieses gethan, war die goldne Ader bey ihm fliessend worden. Aber auch der beste Rath hat öfters keine erwünschten Folgen. Viel berühmte Männer haben schon zu mehrernmalen bemerkt, daß die Hämorrhoidalgefäße, wenn sie einmal offen sind, sich nachhero oft nicht genugsam schliessen, und daß daher, wenn sie zu stark fliessen, die Wassucht rühre, oft auch solche Personen gar daran sterben müssen. Ich habe in meiner Abhandlung de haemorrhoidibus dargethan, daß die Aerzte von Galen bis auf unsre Zeiten darüber geklaget haben. Derowegen ist dieses Mittel bisweilen treulos, und dieser unser Kranke mußte ein trauriges Beyspiel davon seyn. Er war schon lange cachectisch gewesen, vierzehn Tage, nachdem die goldne Ader zum letztenmal fliessend worden war, hatte er einen Husten bekommen, der die Brustwassersucht anzeigte, und die Wassersucht im Bauche und an Füßen konnte man sehen und fühlen, und zwar seit der Zeit, da der goldne Aderfluß zum erstenmal wegblieb. Es ist also ganz sonnenklar, daß der Grund der Wassersucht nicht darinnen lag, weil sich die goldne Ader versetzte, sondern weil sie zu stark geflossen war.

Man verordnete ihm besonders harntreibende Arzeneyen, und seine Wassersucht nahm ab, aber nachhero klang es, wenn man auf den Bauch klopfte, als wenn man auf eine Trommel schlüge, der Bauch war auch ungleich aufgetreten, war an einem Orte erhaben, und an dem andern wieder eingefallen, kurz, er sahe so aus, wie bey einer Person, die die Trommelsucht hat: die Urintreibenden, abführenden und

stärkenden Mittel befreyeten ihn nach Monatsfrist von der Wassersucht völlig, aber es schien doch keine Hoffnung zu seiner Genesung übrig zu seyn, denn seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab, und den 23. Februar starb er.

Man fand in seinem Bauche nichts von der Trommelsucht, sondern das Netz war es, das uns betrogen hatte, und so gestaltet war, daß es aussah, als wenn der Mensch die Trommelsucht hätte; denn dieses hatte sich in lauter ungleiche länglichte Hocker und Beulen verwandelt, und diese hiengen mit dem Darmfelle zusammen. Dieses verursachte, daß der Leib so ungleich aussahe, wie bey der Trommelsucht: denn als die Wassersucht größtentheils vergangen war, so hatte sich das Darmfell nicht gehörig an die Därme anlegen können, weil die dicken festen Beulen im Netze damit verwachsen waren. Die Gedärme hatten daher in diese leeren Plätze sich nothwendig oft hineinlegen, und von der Luft aufgetrieben werden müssen, und wenn man folglich auf den Leib schlug, so klang es hohl, aber sie waren nicht beständig von der Luft so aufgetrieben. Inzwischen wurden wir hier auf eine angenehme Weise belehret, daß wir uns geirret hatten. Denn das ganze Netz war von dem untern Theile der Gedärme weggewichen, und wie in einander gewickelt, und hatte sich von der Krümmung des Grimdarms unter der Leber an, bis an die Krümmung dieses Darms unter der Milz in eine harte, dicke, knorpelichte Masse verwandelt, die an vielen Orten einen Finger stark, und allerwegen mit dem Darmfelle in eins zusammengewachsen war. Es war derowegen hier nicht leicht, diese Theile zu zergliedern, und die Beschaffenheit derselben einzeln vorzulegen, besonders da die dünnen Därme, welche das Netz ganz und gar nicht bedeckte, mit dem Darmfelle hin und wieder zusammenhiengen. Das so ausser-

ordentlich beschaffene Netz machte also den Leib so ungleich, daß er an einem Orte aufgetreten, und am andern eingefallen war, und wenn die von Winden aufgetriebenen Därme die zwischen denen im Netz befindlichen Beulen vorhandenen leeren Plätze einnahmen, und man auf den Bauch schlug, so mußte es natürlicher Weise klingen, als wenn der Mensch die Windsucht hätte.

Im übrigen waren das ganze Darmfell, alle Därme, nebst dem ganzen Gekröse und Rippenfell sowohl äußerlich als innerlich durchaus voller Körnerchen. Diese Körnerchen waren weiß, ragten merklich hervor, waren harte und lagen dichte bey einander. Die Leber, Milz und Nieren waren untadelhaft: an den Nieren war nicht das mindeste Fett zu spüren, kaum 3 Pfund Lymphe im ganzen Bauche befindlich. Diese Lymphe aber sahe, vielleicht weil viel Galle ausgeschwitzet war, recht hochgelb. Die Galle in der Gallenblase war dunkelgelb; in beyden Brusthöhlen war ein Anfang zur Wassersucht, ohngefehr ein halb Pfund in jeder, und dieses Wasser sahe gelbroth; das Herz selbst aber bleich aus, und beyde Kammern desselben strotzten von geronnenem Blute. In den großen Blutgefäßen war da, wo sie aus dem Herzen entspringen, noch etwas weniges Blut, etwas weiter hin aber die großen Pulsadern und die Blutgefäße im Becken leer und zusammengefallen: und als man selbige der Länge nach aufschnitt, kam kaum ein Tröpfgen Blut heraus. Man darf sich aber nicht etwa einbilden, als ob schon vorher dieses daher gerührt hätte, weil andre Gefäße wären zerschnitten, und das Blut ausgelaufen gewesen; denn der berühmte Herr Gasser und alle meine bey dieser Leichenöffnung gegenwärtige Zuhörer verwunderten sich nebst mir, daß vom Anfange bis zum

Ende alles so trocken und ohne Blut und Feuchtigkeiten abgienge. Die ganzen Lungen waren voller harter Beulgen, die sich völlig wie Knorpel anfühlten, und als man sie zerschnitt, lief zwischen diesen Beulgen allenthalben Eiter heraus: am meisten aber mußte man sich darüber wundern, daß sie nirgends an das Rippenfell angewachsen waren.

Ich habe oben gesagt, daß wir durch den Anschein einer vorhandenen Trommelsucht waren hintergangen worden. Waren wir aber nicht eben so sehr durch den Anschein der Brustwassersucht hintergangen worden? Denn wahrscheinlicher Weise mußte man nunmehro den Husten, das ängstliche Othemholen und das Keichen eher von der so widernatürlichen Beschaffenheit der Lungen, als von dem einzigen Pfunde Wasser herleiten, das man in beyden Brusthöhlen zusammengenommen fand. Wir müßten denn eher davor halten, daß das Wasser aus der Brust eben sowohl als das aus dem Bauche durch die Harn- und Wassertreibenden Arzeneyen ausgeführet worden wäre.

Hatte sich denn wohl das Körnichte, das sowohl in den festen Theilen der Eingeweide, als auf der Oberfläche derselben und der Häute befindlich war, erst beym Sterben erzeuget, und war es etwa in veränderter Gestalt jenes Entzündungsartige, das so oft in der Todesangst ausschwitzt, und wie eine Art von Haut die innern Theile, das Rippenfell und das Darmfell bekleidet, wie wir schon bey Oeffnung so mancher todten Körper gefunden, und es bereits erinnert haben?

Ich kann den Grund nicht wohl einsehen, warum bey dieser Person die so ganz verdorbenen Lungen nicht an das Rippenfell angewachsen waren, sondern ganz frey hiengen, da doch die gesündesten Lungen, wie schon

so oft angezeiget worden, und bald durch neuerliche Beyspiele bekräftiget werden wird, unzählige mal an das Rippenfell, Zwerchfell und Mediastinum, ingleichen an den Herzbeutel so angewachsen sind, daß sie fast überall fest ansitzen? Ich bin gewiß überzeugt, daß, wenn auch vielleicht vor einiger Zeit mehr Wasser in der Brust gewesen, dieses gleichwohl die Ursache nicht seyn könne, warum die Lungen nicht angewachsen waren, weil wir erstlich hin und wieder schon bey Brustwassersüchtigen mehr oder weniger angewachsene Lungen gefunden haben, zum andern, weil der obere Theil der Lungen, der nach der Gurgel zuliegt, demohnerachtet leicht und oft an das Rippenfell anwächset, weil die Wasser gewöhnlichermaßen weiter unten gegen das Zwerchfell zu stehen, und noch darzu die Lungen in die Höhe treiben.

§. 2.

Bey eben derjenigen Mannsperson, dessen ungeheuren Magen ich S. . beschrieben habe, waren ganz wunderbare Dinge zu bemerken. Ich öffnete ihn vorzüglich aus drey Ursachen. Erstlich, weil er den Stein gehabt, und in vorigen Jahren viele Steine mit dem Urin weggelassen hatte, seit Jahr und Tag aber so frey von allen Steinschmerzen gewesen war, als wenn er nie welche gehabt hätte. Zum andern, weil man ihn gewiß für brustwassersüchtig gehalten hatte, und gleichwohl in den letzten Tagen seines Lebens alle die Zufälle, welche sichre Zeichen dieser Krankheit sind, und die ihn sonst besonders des Nachts geplaget hatten, nicht weiter bemerket hatte. Drittens, weil man muthmaßte, die Brustwassersucht rührete vielleicht von Steinen und steinartigen Gewächsen in seinen Lungen her, indem man erst seit der Zeit, da keine Steine mehr von ihm gegangen und die Steinschmerzen weggeblieben waren, die Brust-

wassersucht muthmaßete. Von diesen Steinen will ich im 7ten Kapitel melden, wie es bey der Oeffnung befunden worden, jezt aber nur das berichten, was seine Brustwassersucht und die in Rücksicht derselben vorgefundenen merkwürdigen Umstände angehet.

Dieser Mann war, als er starb, älter als vierzig Jahr, und hatte seit geraumen Jahren Anfälle vom Stein gehabt; es waren auch beym Urinlassen durch die Harnröhre viele Steine von ihm gegangen; endlich aber, als er eine gewisse Arzney brauchte, war er zu seiner großen Freude von allen Steinschmerzen befreyet worden. Jedoch hatte er seit dieser Zeit Beklemmungen auf der Brust, Geschwulst an Füßen, einen üblen Husten, und zuweilen einiges Blutspucken bekommen. Diese Zufälle nahmen dergestalt überhand, daß er nach drey Monaten nicht anders als auf der rechten Seite liegen konnte, gleich, so bald er nur eingeschlafen war, heftige Bangigkeit und Brustbeklemmungen bekam, und an Füßen und Schenkeln gewaltig schwoll: denn er hatte schon seit vielen Jahren einen dicken Bauch gehabt, dessen Dicke aber nicht von Wasser oder andern ausgetretenen Feuchtigkeiten herrührte. Man hatte ihm Meerzwiebelsaft in Menge gegeben, allerley andre harntreibende Arzneyen, den Mineral-Kermes, das Ammoniack und andre Gummiarten, ingleichen starke wassertreibende Mittel verordnet, allerhand Arten von Bewegung vorgeschlagen, ihn reiben lassen, u. s. w. alles aber vergebens.

In den letzten vierzehn Tagen seines Lebens aber trug sich mit ihm etwas ungewöhnliches zu. Er schlief nämlich ohne die geringste fernere Anwandlung von der großen Marter, die er sonst alle Nächte ausstehen mußte, sechs bis sieben Stunden hinter einander vollkommen ruhig. Folglich war das Hauptkennzeichen der Brustwassersucht gänzlich verschwun-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0072
DFG

den: das allerwunderbarste aber hierbey war das, daß, wenn er länger als gewöhnlich im Bette blieb, um seine jezige Glückseligkeit recht zu geniessen, die Beklemmungen, welche vormals des Nachts kamen, nunmehro anfiengen, sich am Tage einzustellen, ja ihn sogar auf dem Stuhl sitzend anzufallen. Die Geschwulst der Füße und die Mattigkeit im ganzen Körper nahmen dabey über alle Maßen zu, und nachdem er vierzehn solche gute Nächte gehabt, starb er endlich den 12ten May, und hatte vorher nur abwechselnd ein wenig Phantasie.

Den folgenden Tag öffnete ich ihn in Gegenwart des Herrn Hofrath von Hentzschel und des Wundarztes Leber. Der ganze Körper sahe purpurroth und bläulicht angelaufen, vorzüglich an den Schultern, an der Gurgel und an der Brust oberwärts und auf beyden Seiten, ohnerachtet er erst sechs und dreyßig Stunden todt war. Der Bauch war weit stärker geschwollen, als bey Lebzeiten, die ganzen Knorpel an den Rippen waren, ausser den untersten, zu Knochen geworden: in der rechten Brusthöhle waren acht Pfund stinkendes röthliches Wasser, in der linken aber kaum einige Unzen befindlich. Die rechte Herzkammer war so groß als ein Ochsenherz, und die Wände derselben so dünne, daß sie an einem Orte kaum eine, am andern etwa anderthalb Linien stark waren: die Häute der linken Herzkammer hingegen waren einen Zoll dicke, inwendig aber wenig leerer Raum. Die große Schlagader, die Schlaf- und die Schlüsselbeinschlagadern waren ungemein dicke und weit; in beyden Höhlen des Herzens war etwas von einem Herzgewächs, die Lungen waren bläulicht, welk und schlaff, man mochte hineinschneiden, wo man wollte. Der linke Flügel der Leber war klein, der rechte ungeheuer groß und so lang, daß er zunächst dem obern Seitenrande des

Beckens mit dem Darmfelle verwachsen war: gelbe Galle fanden wir in Menge vorräthig, aber keine Gallensteine. Der Magen war, wie ich Kap. 1. bereits gesagt habe, ganz erstaunend groß: die rechte Niere viermal so groß als gewöhnlich, weich, welk, übrigens gut, ohne Steine, und der Harngang derselben ohne Tadel: die linke Niere so abgezehrt, daß sie kaum einen Finger stark in der Länge und Dicke war, ausserdem aber weder Eiter noch Steine in sich hatte. Die Harnblase war ganz natürlich und kein Stein darinnen. Das Darmfell war aufgeschwollen wie ein Kissen, und füllte die ganzen Lenden bis ins Becken hinunter aus, als man solches aber durchschnitt, sahe man, daß es nichts als ein verdorbenes zellichtes Gewebe war, woraus dieses dicke Kissen bestund, die großen Lendenmuskeln waren verdorben und fast ganz verzehrt.

Es ergab sich demnach bey der Leichenöffnung dieses Menschen, 1) daß man recht geurtheilet habe, wenn man nach den gegenwärtigen Umständen geglaubt hatte, daß er die Brustwassersucht hätte, 2) daß man in seinen Lungen keine kalkartigen oder versteinerten Stückchen fand, wie man mit Wahrscheinlichkeit vermuthete, 3) daß bey diesem Menschen, der ehemals die Steinschmerzen im höchsten Grade hatte, und von dem eine Menge Steine wirklich abgegangen waren, der ganze Hang zu Erzeugung der Steine sich endlich verloren habe, auch keiner seiner innern Theile in einem wesentlichen Stücke widernatürlich beschaffen gewesen sey, denn obgleich die linke Niere zu klein war; so war sie doch übrigens untadelhaft, und, was der abgieng, wurde durch die Größe der rechten ersetzt. Den ruhigen Schlaf, den dieser Mann in den letzten vierzehn Tagen seines Lebens hatte, bin ich nicht im Stande zu erklären. Nur

Nur dieses will ich erinnern, daß ich Th. 5. eine Geschichte von einem im höchsten Grade brustwassersüchtigen Menschen erzählet habe, der ganzer fünf Monate die Nächte ohne alle Beklemmungen [illegible] ruhig zubrachte: und noch einen Fall von einer solchen Person, die niemals dergleichen Angst des Nachts gehabt hatte; und ich will sogleich eine Geschichte erzählen, wo man bey einem Kranken nach dem Tode die Brustwassersucht fand, die sich zu einer Lungensucht gesellet hatte, wo die Lungen so übel zugerichtet waren, als man kaum glauben sollte. Es hatte dieser Mensch Blutspeyen und ein hectisches Fieber gehabt, aus allen diesen Umständen hatte man zwar sicher gewußt, daß er lungensüchtig war, davon aber, daß er die Brustwassersucht hätte, war man nicht das mindeste gewahr worden. Wiewohl ich nun nicht vermögend bin, anzugeben, woher diese ruhigen Nächte gekommen sind, so folget doch, meines Erachtens, aus den jezt vorgebrachten Fällen so viel, daß man sich nicht so gar sehr darüber wundern dürfe, wenn bey einer wahren deutlich erkannten Brustwassersucht vierzehn Tage lang eins von den Hauptkennzeichen dieser Krankheit fehlet, da man in andern Fällen, wo man erst nach dem Tode bey der Oeffnung findet, daß dieser oder jener die Brustwassersucht hatte, bey dem man sie nicht vorher bey Lebzeiten vermuthete, eben dieses Hauptkennzeichen entweder gar niemals bemerket, oder erfahren hat, daß es noch längere Zeit weggeblieben ist, als vierzehn Tage.

Von den beyden andern sonderbaren Bemerkungen, nämlich von der ehemals vorhandenen, nachhero aber ganz vergangenen Geneigtheit zur Erzeugung von Steinen und von der übernatürlichen Größe des Herzens, werde ich an seinem Orte mit mehrern

reden: vorjezo will ich nur die versprochene Krankengeschichte erzählen.

Zu Anfange des letztverflossenen Monats Junius öffneten ich, der Herr D. Keßler und Herr Guarin den Leichnam eines Menschen, der mich vorzeiten wohl drey- bis viermal um Rath gefraget hatte, und bey welchem man, weil er ein starker Weintrinker war, beständig viel Eiter auswarf, und immerzu nachlassende, anhaltende Fieber hatte, zwar sicher wußte, daß er hectisch war, niemals aber einige Zeichen von Brustwassersucht wahrgenommen hatte, ausser, daß man in den letzten Tagen seines Lebens einigermaßen darauf fallen konnte, da sich einige muthmaßliche Zeichen davon angaben. Bey Oeffnung desselben aber fand man in seinem Unterleibe sechs Pfund, in der rechten Brusthöhle achthalb Pfund, und in der linken ein Pfund Wasser. Das, was sonst an den Lungen knorpelicht ist, war viel härter als gewöhnlich, und an vielen Orten ziemlich knöchern, ich nahm heimlich ein Stück davon mit, und zeigte es in meinen Vorlesungen öffentlich vor: die Lungenbläschen stacken voller Stückgen Fett, und die ganzen Lungen waren fast völlig verweset und zerflossen. Ueber beyden Nieren waren Beulen einer Mannsfaust groß, voller zittrichen Schleimes, wie eine Gallerte, und diese hatten ihre besondren Häute. Im Magen giengen ganz bequem zwölf Pfund Wasser, und in der Gallenblase stacken drey Steine, die viele Ecken hatten.

Diese Brustwassersucht war aber ganz besonders: gewöhnlichermaßen findet man das Wasser in der Brusthöhle, hier aber war die Lunge unterwärts drey Finger hoch über dem Flecke, wo das Zwerchfell an der Brust anhängt, mit dem Zwerchfell, mit dem Mediastinum, und mit dem Rippenfelle auf das ge-

naueste verwachsen, und oberwärts rings herum zween Finger breit gleichfalls mit dem Rippenfell zusammen gewachsen. Zwischen den beyden Oertern, wo oben und unten die Lungen angewachsen waren, war das Rippenfell blos, und die $7\frac{1}{2}$ Pfund Wasser, welche an dem bloßen Rippenfelle befindlich waren, hatten die Lungen weggedränget, und sie oben und unterwärts und an das Mediastinum stark angepresset, um Platz zu gewinnen. Dieser Platz war an der Krümmung der Ribben so, daß die Lunge an Brustbeine und hinten am Rückgrade genau anhieng, mitten in der Brusthöhle aber in der Gegend, wo die Ribben ihre Bogen haben, keine Lunge befindlich war.

Ich mache hieraus abermals den Schluß, daß diese Krankheit, welche sich unter vielerley Gestalten offenbaret, lange Zeit vorhanden seyn könne, daß eine große Menge Wasser sich versammlet haben könne, und daß sich gleichwohl nichts äußern kann, woraus man schliessen müßte, daß die Brustwassersucht vorhanden sey.

Zweytens, daß sich dadurch dasjenige bestätige, was ich im vorigen Jahre sagte, nämlich, daß es öfters ungemein schwer sey, diese Krankheit zu kennen, und drittens, daß sich dasjenige, was ich vom Abzapfen der Wasser auf der Brust oben angemerket und dabey erinnert habe, daß diese Operation besser theoretisch anzugeben, als praktisch auszuführen sey, dadurch bestätige, wenn man den Fleck betrachtet, wo die Brustwasser hier bey diesem Menschen waren: denn wenn man die Operation bey diesem Menschen hätte an dem Orte machen wollen, wo sie gewöhnlich gemacht wird, so würde der Stich geradesweges in die angewachsene Lunge gegangen, und kein Wasser gekommen seyn. Da dieses Anwachsen der Lungen so oft vorkommt, daß, Diemerbroecks Meinung nach, bey dem dritten, oder doch wenigstens bey dem

vierten Theile der Menschen die Lungen an das Rippenfell und anderwärts angewachsen sind, so würde natürlicher Weise das Abzapfen der Wasser öfters eine unnütze Operation seyn, weil man nicht gerade den Fleck treffen könnte, wo die Lungen los wären, und das Wasser herausliefe.

Zum Schluß dieses Kapitels will ich meine Leser nochmals an das erinnern, was ich Th. 5. Kap. 3. und schon vor mir Piso bemerket hat: nämlich, daß die Brustwassersüchtigen, weil sie gefunden hätten, daß sie sich bey den die Nacht im ersten Schlafe eintretenden Anfällen von Beklemmung dadurch Erleichterung verschaffen könnten, wenn sie sich plötzlich in die Höhe richten und aufsetzen, sich nachhero vor dem Anfalle damit hätten verwahren wollen, daß sie auf einem Stuhle sitzend aufrecht geschlafen hätten, dieses aber nichts geholfen habe: und daß also, weil auch dieses Schlafen im Sitzen nicht verhindere, daß dergleichen nächtliche Bangigkeiten sich nicht fänden, es unsers Erachtens schwer sey, den Grund dieser nächtlichen Anfälle von Beklemmung zu erklären. Die vorgelegte Geschichte bekräftigt die vorherigen Bemerkungen augenscheinlich, und ist um deswillen noch merkwürdiger, weil diese Bangigkeit, wie daselbst erzählt worden, sich auch alsdann ereignete, wenn der Kranke am Tage sitzend schlief. Diese Bemerkung soll zwar nicht als eine allgemeine Regel angenommen werden, denn es giebt vielleicht Personen, die anfänglich auf dem Stuhle sitzend ruhig haben schlafen können; da ich aber, und Piso vor mir, das Gegentheil so vielmal gefunden habe, so folgt wenigstens so viel, daß es gar kein seltner Fall sey, daß auch beym Schlafe im Sitzen die Bangigkeit sich einfinde.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0078
DFG

Viertes Kapitel.

Verschiedene Aufgaben und schwere Fälle.

§. 1. Lob der Pathologie und öftere Zuverläßigkeit derselben bey Bestimmung der Krankheiten, wobey jedoch zugleich zu beklagen ist, daß die Gränzen derselben zu enge sind, und man vieles nicht zu erklären oder zu bestimmen im Stande ist, was bey kranken Personen vorkommt: der Grund ist dieser, weil wir nach der Pathologie nur auf eine einzige Weise gewissermaaßen das Leben der Menschen einsehen können, Gott aber, der Ursprung und die Quelle des Lebens, auf unzählbare Arten das menschliche Leben bestimmen und erhalten kann. Dieses wird durch Beyspiele bewiesen. §. 2. Erzählung von der Cur einer unächten Pulsadergeschwulst, welche zwar sehr gut und glücklich gemacht worden war, aus unbekannten Ursachen aber dennoch unglücklich ablief. Alle Zeichen liessen bis an den Tod des Kranken vermuthen, daß seine Gefäße voller Blut seyn müßten, nach dem Tode aber fand man sie ganz leer. §. 3. Die Leichenöffnung einer Person, die ein ganzes Jahr vor ihrem Tode niemals einen schwachen, sondern beständig einen starken und harten Puls, auch noch bis zum Todeskampfe gehabt, auch keinen Blutverlust oder Ausleerung erlitten hatte, und bey der man dem ohnerachtet kein flüßiges Blut, sondern in allen ziemlich weiten Blutgefäßen des Cörpers nichts als einen feinen polypösen Faden fand. Einige ziemlich, aber doch nicht vollkommen ähnliche Fälle aus dem berühmten Lieutaud. §. 4. Ein Fall von einer Weibsperson, bey welcher man niemals einige Zufälle wahrgenommen hatte, wor-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0079
DFG

aus man einen Fehler am Herzen, oder an den großen Blutgefäßen hätte muthmaßen können, deren Herz und große Gefäße aber so ungeheuer groß auch ausserdem widernatürlich beschaffen waren, daß sie beynahe die ganze Brusthöhle ausfüllten. §. 5. Die Zergliederung eines seltsamen Herzens, in dessen fleischigten Theile ein Knöchelgen war, und worinnen die Valveln der rechten Herzkammer nicht nur den Anfang der Gefäße des Herzens niemals bedecken, sondern auch das Herz niemals weiter verschliessen konnten, so, daß es immer einen Zoll weit offen stund. §. 6. Erzählung eines Falles, wo eine Person weder am Othenholen, noch sonst irgend worinnen bey Lebzeiten viele Abweichungen und Beschwerlichkeiten gehabt hatte, und bey deren Oeffnung man gleichwohl fand, daß das Rippen- und Zwerchfell, das Mediastinum, die Lungen, der Herzbeutel, das Herz und die großen Gefäße alle fest unter sich, in einen unbeweglichen Klumpen verwachsen waren. §. 7. Eine wunderbare Geschichte von dem Tode einer Person, welche einen Fehler am Brustbeine hatte, bey der man weder bey Lebzeiten eine hinreichende Ursache der Krankheit, noch an deren Leichname die wahre Ursache ihres Todes entdecken konnte: die bey einem offenbaren hectischen Fieber fett und fleischreich bis an den letzten Hauch des Lebens blieb. §. 8. Die Quetschung an einem Hoden erzeuget schreckliche Dinge im Unterleibe: ohne vorhergehende Quetschung aber erregt die Menge sowohl als die üble Beschaffenheit des Saamens gleichfalls traurige Zufälle: sonderbare Zergliederung einer so beschaffenen Person. Wenn die Krankheit schon so hoch, wie hier, angestiegen ist, so hilft nicht nur die Ausschneidung des Hodens nichts, sondern sie beschleuniget vielmehr auf eine traurige Art den Tod. Einige hieher gehörige Stellen aus dem

Hildenius und andern. Allerhand gute Verwahrungsregeln dafür. §. 9. Eine Beule, welche sich von einer Quetschung am Schienbeine gesetzet, und ganzer dreyßig Jahr nichts gethan hatte, wird endlich bösartig und muß ausgeschält werden. Sie wächst hernach wieder, wird aber gereizet und erzeugt die Art von Gliederstarre, welche man Emprostotonos nennet, ingleichen den Kinnbackenzwang. Man nimmt die Beule wieder weg, die Zufälle aber halten an, und der Mensch muß sterben. Des großen Hippocrates Lehrsätze von den Arten der Gliederstarre. Eine brennende Hitze in einem hitzigen Fieber, wo das Thermometer nicht viel mehr als den ordentlichen Grad der Wärme zeigte. Eine Erstarrung der Muskeln und Sehnen, welche noch lange nach dem Tode anhielt. §. 10. Ausserordentlich sonderbare Umstände, die man bey der Oeffnung dieser Person fand, da alle dünnen und dicken Därme von ihrer äußern Haut abgesondert waren, so, daß man sie aus selbiger ohne alle Verletzung gleichsam als aus einer Scheide herausziehen konnte. Hierdurch wird erwiesen, 1) daß die Därme ihre äußere Haut vom Gekröse bekommen, 2) daß die ligamenta coli vornehmlich von der äußern Haut entspringen. Die gehörige Länge der Därme wird bestimmt, und die Schwierigkeiten in Ansehung der wahren Beschaffenheit dieser Krankheit gezeiget. §. 11. Ein Darm- und Mutterscheidenbruch als der Grund einer schädlichen Darmgicht welche lange Zeit im Cörper vorhanden war, aber weder durch Zeichen noch Zufälle sichtbar wurde. Zergliederung dieses Cörpers.

§. 1.

Die Pathologie beruhet vornehmlich auf vier Grundkenntnissen, davon die erste die Anatomie ist, welche die Figur, Größe, Lage, verschiedene Verbindung und Zusammenstimmung aller Theile des menschlichen Cörpers lehret. Die zwote ist die Physiologie, benebst der Mechanic, Hydraulic und andern zur Erlernung der Physiologie unumgänglich nothwendigen Wissenschaften. Diese erkläret den Nutzen und die Bestimmung derjenigen Theile, die man in der Anatomie hat kennen lernen, und leget die Art und Weise, wie die Menschen ihre Verrichtungen und Handlungen mit ihren körperlichen Werkzeugen verrichten können, deutlich aus. Die dritte Grundkenntniß ist mit großem Rechte die medicinische Erfahrung zu nennen, besonders die man zu solcher Zeit und unter solchen Umständen gemacht hat, wenn eben diese Verrichtungen und die Werkzeuge, womit sie gemacht werden, entweder müßig sind, und das ihrige nicht thun, oder Schaden gelitten haben, oder ganz verderbt sind. Die vierte endlich ist die Besichtigung aller todten Cörper, besonders aber solcher, deren Krankheiten man bey ihrem Leben genau erwogen und fleißig bemerket hat.

Auf diesen festen Grundkenntnissen stehet die Pathologie, und mit Hülfe derselben ist sie oft vermögend viele Krankheiten vom Anfange bis zum Ende so zu erklären, daß man in der Naturlehre keine gewissere und deutlichere Auslegung machen kann: es ergiebt sich auch zugleich daraus, daß niemand ein guter Kenner der Krankheiten, und ein guter Arzt für Kranke seyn kann, der nicht zugleich eine richtige Kenntniß von allen Theilen des menschlichen Cörpers hat, und ihren Gebrauch und Nutzen kennet, und weiß, wie alle Werkzeuge ihre Verrichtungen thun.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0082
DFG

Denn so wie die gerade Linie uns zur Erkenntniß der krummen führet, so führet uns die Kenntniß des gesunden und untadelhaft beschaffenen Menschen und die Kenntniß seiner Verrichtungen, wie sie beschaffen seyn müssen, wenn sie mit gesunden Werkzeugen verrichtet werden, zur Kenntniß derjenigen Ursachen, die einen Mangel, Unordnung und das Aussenbleiben dieser Verrichtungen zu verursachen pflegen.

Aber leider kommen uns auch öfters Krankheiten vor, deren Erscheinungen und Zufälle man nicht nur aus denen jezo erwähnten und so nöthigen Grundkenntnissen zu erklären nicht vermag, sondern die auch selbigen schnurstracks zuwider sind. Was ist denn wohl die Ursache solcher ungewöhnlichen und unerklärlichen Zufälle? Ich will es mit wenig Worten sagen: Wir wissen zwar vieles von denen Dingen, die zum Menschen gehören, vieles aber wissen wir auch nicht, und die Hauptsache ist diese, wir wissen den Umfang seines Lebens nicht, daß ich mich dieses Ausdrucks bediene. Nun aber dauret dieses Leben zuweilen fort, und zwar eine ziemliche Zeit, wenn inzwischen diejenigen Werkzeuge, welche nach den richtigen Grundsätzen der Kunst zur Fortdauer des Lebens und der hierzu nothwendigen Verrichtungen unumgänglich nöthig sind, und die wir als solche nach dem erlernten Lehrgebäude der Arzneykunst haben müssen, entweder in ihren Verrichtungen stille zu stehn, oder widernatürlich beschaffen und verderbt zu seyn, oder wenigstens untüchtig scheinen, das ihrige zu thun: sodann müssen wir, wir mögen wollen oder nicht, bekennen, daß die Grenzen unsers Verstandes enge und eingeschränkt sind, und anfangen, unter dieser Decke zu dem hinaufzusehen, der in der Schrift die Quelle des Lebens genennet wird, und der, wenn er unser Leben nach Maßgebung der ana-

tomischen, physiologischen, mechanischen, hydrostatischen, hydraulischen und hygraulischen Grundsätze erhält, sich als den Urheber und Schöpfer der Natur zeigt, wenn er aber dieses Leben wider diese Grundgesetze fortdauern läßt, beweiset, daß er, als Schöpfer aller Geschöpfe, allmächtig sey, und alles auf eine unzubestimmende Weise thun könne, kurz, daß es von seinem freyen Willen abhange, wie er in der Natur alles will geschehen lassen.

Weil viele von denenjenigen Bemerkungen, die ich selbst gesammlet habe, zum Beweis dieses meines Satzes dienen, so habe ich die vornehmsten zusammengenommen, und will sie jezt erzählen.

§. 2.

Eine Frau von fünf und sechzig Jahren, welche zeitlebens immer vollkommen gesund gewesen war, bekam am 22sten März 1761 mitten in der Nacht Beklemmungen, ängstliches Othemholen und einen leichten Anfall von Blutspucken: man ruft sogleich einen Bader, der ihr zur Ader lassen muß. Dieser durchschlägt mit seinem Schnepper die Pulsader, und giebt sich alle Mühe, das mit der größten Gewalt springende Blut zu stillen, und die Pulsader zusammen zu drücken, muß aber dreymal neue Verbände machen, ehe er es so weit bringen kann. Die Umstehenden versichern, der Bader wäre unschuldig, und die Kranke hätte sich dies Unglück selbst gemacht, weil sie den Arm zurückgezogen hätte.

Wir sahen die Wunde erst den achtzehnten Tag nach dem unglücklichen Aderlaß, als der Verband in zwölf Tagen nicht abgenommen worden war, und fanden den Arm von oben bis unten von dem Zusammendrücken auf das heftigste geschwollen. Am Handgelenke war der Pulsschlag stark, und hatte viel Hitze,

woraus wir schliessen mußten, daß entweder die Pulsader nicht stark genug zusammengedrücket wäre, oder daß nunmehro das Blut durch die Seitenäste, die aus der Pulsader des Oberarms entspringen, und sich jezo erweitert hätten, in diejenigen Seitenpulsadern, welche aus der Pulsader des Unterarmes vor und nach ihrer Theilung herausgehen, sich rückwärts bewegte, und in die innere und äußere Pulsader des Unterarms (brachialem et radiean) eintrete, und daß auf diese Weise der Umlauf des Blutes jezo geschähe.

Da der Oberarm in Brand gerathen zu wollen schien, mußte man geschwind Hülfe zu schaffen suchen; Herr D. Leber machte die Operation, und die Wundärzte, Herr Homburg, Fischer und Reichberger stunden ihm bey. Wir hatten wegen der Th. 4. Cap. 2. §. 10. angezeigten Gründe die Pulsader nicht unterbunden, sondern zusammengedrückt. Als man das Tourniquet über der Schlagader des Oberarmes angeleget hatte, steckte der Wundarzt die hohle Sonde in die Hautwunde hinein, und entdeckte, daß drinnen alles hohl war. Er durchschnitt die äußern Bedeckungen über der hohlen Sonde einen Finger lang, und brachte ein halbes Pfund geronnenes Blut heraus, das noch gar nicht übel roch, räumte auch hernach mit dem Finger vorsichtig alles heraus, was noch drinnen gestecket hatte. Hierauf fuhr er mit der Sonde behutsam herunterwärts, nahm sich, wie das erstemal, in acht, daß er nicht an das Loch in der Pulsader, oder an die Pulsader selbst traf, schnitt die Haut einen Daumenbreit durch, und langte alles geronnene Geblüte auch hier heraus.

Hierauf machte er das Tourniquet ein wenig lockerer, um die Wunde in der Pulsader desto genauer besehen zu können. Wir erschracken gewaltig, als wir sahen, daß sie vier Linien lang war, und daß

es schien, als wenn es wahr wäre, was man gesagt hätte, daß nämlich die Kranke beym Schlagen den Arm zurückgezogen hatte. Das Stück von der Aponevrosi des Musculi bicipitis brachii war am gehörigen Orte die verwundete Pulsader war die arteria humeraria, und die Wunde war oben, ehe sich selbige in ihre zwey Aeste theilet. Und dasjenige, was ich Th. 4. Kap. 2. von einem unbeweglichen runden Cörper gesagt habe, der bey einer verwundeten Pulsader befindlich war, eben dieses erblickten wir auch hier. Dieser Cörper bestund aus der cellulösen Scheide, welche hier die Pulsader, die Blutader und die Nerven umkleidet. Dieses macht eine Art von Scheide, und pflegt, wenn der Wundarzt alles zu heftig zusammengedrückt hat, mit der Pulsader allenthalben fest zusammen zu hangen, und zu verwachsen, ausser an dem Orte nicht, wo die Oeffnung in der Pulsader ist. Denn die Gewalt des Blutes stößt dieses zellichte Gewebe von sich zurück, und macht diesen aufgetretenen runden Cörper dadurch, wenn das Blut hineintritt.

Wir bemerkten ferner Th. 4. Kap. 2. und haben es schon öfterer so gefunden, daß unächte Pulsadergeschwülste lediglich durch Zusammendrücken curiret werden, wenn diese zellichte Scheide dergestalt mit der Pulsader verwächset, daß das Blut, welches durch die verwundete Pulsader in diesen Sack hineindringt, die mit der Pulsader verwachsenen Seitenwände des Sackes nicht mehr von der Pulsader wegzustoßen im Stande ist: und daß sie nicht curiret werden, wenn das Zusammendrücken entweder nicht stark genug gemacht, oder nicht so glücklich gerathen ist, und die Gewalt des in den Sack hineindringenden Blutes, die Seitenwände des Sackes hier und da von der Pulsader losstößt, und sich durch das ganze

zellichte Gewebe des Arms und der Schulter immer nach und nach ergießt. Und da dieses letzte gegenwärtig der Fall war, so konnte diese verwundete Pulsader nicht durch das Zusammendrücken allein curirt werden, sondern man mußte eine Operation machen. Hiernächst hatte sich die Aponevrosis des Musculi bicipitis brachii durch das starke Zusammendrücken mit diesem Sacke genau vereiniget, und war zusammengewachsen.

Da uns nun bekannt war, daß die Pulsadergeschwülste vortrefflich curiret werden, wenn man alle diese verwachsene Theile ruhig beysammen läßt, so wuschen wir zuvörderst die Wunde am Arm und an der Schulter aus, und streuten auf die Wunde der aponevrosis und des ganzen Sackes gepülverten Eichenschwamm auf, legten darüber sechs Blättgen von wohlgepreßten Eichenschwamm, stufenweise so, daß immer eins größer wurde, als das andre, und obendrauf noch eine Compresse, und befestigten den ganzen Verband mit den erforderlichen Binden. Auf den Arm, Schulter und Hand schlugen wir mit Wasser verdünnten warmen Wein auf.

Die Kranke klagte zwar über Schmerzen, befand sich aber diesen ganzen Tag wohl, nahm eine Emulsion mit Diacodensyrop und Salpeter versetzt ein, und schlief ruhig. Den folgenden Tag war sie wieder wohl, gegen Abend aber entstund ein heftiges Fieber, mit Keichen, einer gewissen Art von Unempfindlichkeit, einigen Phantasien, und geschwinden, starken, harten Pulsschlage. Wir liessen ihr derohalben des Abends um acht Uhr sechs Unzen Blut weg, und verordneten ihr eine Mixtur von Ysopwasser, Meerzwiebelsaft und schweißtreibenden Spießglaskalche. Als das Blut verkühlet war, geronn es ordentlich in eine Insul, hatte aber eine Entzündungs-

haut, die an einigen Orten weißlicht, an andern ein bischen röthlich aussahe, über sich. Aus der Ader sprung es bey der Oeffnung mit großem Ungestüm. Inwischen hatte der Arm, woran die Pulsadergeschwulst war, natürliche Wärme, und unter dem Orte, wo er gebunden war, Pulsschlag, auch fanden wir zu unsrer Freude, daß um den Verband herum alles trocken war: so, daß wir wenigstens in Ansehung dessen bis jezt keine Sorge uns machten. Um eilf Uhr wurde der Verband etwas feuchte und gefärbt, man legte das Tourniquet etwas schärfer an, und das Bluten hörte sogleich auf. Die Kranke wurde während der Zeit schlaftrunken, und um halb ein Uhr nach Mitternacht fühlten wir auch unter dem Verbande, daß der Puls stärker zu schlagen anfieng. Um fünf Uhr starb sie, 41 Stunden nach der Operation.

Als wir früh um acht Uhr den Arm untersuchten, fanden wir, daß sie bey dem lezten Bluten kaum fünf bis sechs Unzen Blut verlohren hatte, denn ich habe schon Th. 4. Kap. 6. gezeigt, daß wir dieses genau berechnen konnten, wenn wir die Verbände sahen. Folglich war sie nicht an der Verblutung gestorben, 1) weil der Puls, als diese gestillet worden war, stärker als vorhero schlug, 2) weil nur eine sehr mäßige Menge Blut weggeflossen war, 3) weil das Blut, als man kurz zuvor zur Ader ließ, mit großem Ungestüm in einem starken Strahl aus der Ader sprung.

Auch war der Brand nicht die Ursache ihres Todes, der zwar nichts ungewöhnliches ist, wenn dergleichen Wunden zu scharf gebunden und zu sehr zusammengedrücket worden. Denn unter dem Verbande und Tourniquet fühlte man zu allen Zeiten bis an den Tod den Pulsschlag deutlich, und die Hand

war immerzu ordentlich warm, auch konnte man es bey der Leichenöffnung gar wohl sehen, daß der kalte Brand nicht daran gewesen seyn konnte.

Wir untersuchten hierauf die Verbände und alles Zubehör, und fanden, daß alles sehr gut und fest anhieng, und das unterste Blättchen vom Eichenschwamme so genau auf der Wunde auflag, daß man es mit einem Messerchen losmachen mußte. Der berühmte Professor Gasser, der ihn selbst mit Gewalt von der Wunde abriß, zeigte uns allen, daß die Figur der Wunde sich ordentlich und deutlich hineingedrückt hatte. Das unter dem Lerchenschwamme im Sacke befindliche Blut war alles geronnen, und beynahe ganz zu einem Klumpen worden. Derowegen schien uns nichts natürlicher daraus zu folgen, als daß diese kleine Verblutung aus irgend einem Seitengefäße der äußern Bedeckungen, das nicht sattsam zusammengedrückt war, gekommen seyn mochte.

Diesen Umständen zufolge sollte ich glauben, daß alle billige Beurtheiler der Sache nothwendig sagen müßten, 1) daß die Operation selbst vortrefflich gemacht gewesen wäre, und daß man 2) den Tod dieser Person weder der Verblutung, noch dem kalten Brande zuschreiben dürfe. Was war aber denn die Ursache ihres Todes? Ich will fortfahren zu erzählen, wie man alles und jedes bey der Leichenöffnung angetroffen habe.

Alle Eingeweide waren untadelhaft. Aber alle Gefäße in ihrem Cörper, die großen sowohl als die kleinen, waren so welk und leer vom Blute, daß niemand je eine Leiche geöffnet haben wird, wobey so wenig Blut getroffen worden. Das einzige recht flüssige Blut fand man in dem untern Theile der Hirnschaale, wo an die zwo Unzen ausgetreten waren, so

daß es wahrscheinlich zu seyn schien, daß an selbigem Orte irgend ein kleines Gefäß aufgesprungen seyn mochte.

Wir wollen also die ganze Geschichte nochmals kürzlich wiederholen: Fünf Stunden vor dem Tode dieser Person war ihr Puls geschwind, stark, hart, und mithin entzündungsartig. Beym Aderlassen sprung ein wahr entzündetes Blut mit starkem Strahl und großem Ungestüm heraus, und man konnte es, als man die Ader zumachte, mit Mühe kaum stillen. Die letzte Hämorrhagie war sehr geringe. Nach dem Aderlaß und nach der Hämorrhagie eine halbe Stunde vor dem Ende fand man den Puls sowohl am kranken als gesunden Arme stärker als vorhero. Gleichwohl war weder in den Puls- noch Blutadern Blut befindlich, und nicht einmal die allerkleinste Blutsäule, als so viel man glaubt, daß in der Pulsader, wenn sie sich am engsten zusammenziehet, bleiben soll und muß, sondern alle Blut- und Pulsadern völlig leer.

Folglich war die nächste Ursache ihres Todes der Druck, welchen das innerhalb des Hirnschädels ausgetretene Blut auf das ablange Mark und die Ursprünge der Nerven machte. Weil ich aber nicht im Stande bin einzusehen, wie ein vom Blute völlig entblößter Cörper leben, und alle Anzeigen blutvoller Gefäße bis an den Tod haben kann, so überlasse ich die Beantwortung dieser schweren Frage willig andern, die in der Arzneykunst erfahrner sind, als ich.

§. 3.

Zwote Aufgabe.

Der arthritische Mensch, von welchem ich Th. 5. Kap. 5. und in Dissertat. de Irritab. et Sensib. p. 54. erzählt habe, hatte bey aller seiner Noth beständig

einen starken und harten Puls, welchen ich nebst meinen Zuhörern während seiner langwierigen Krankheit oftmals mit Verwunderung gefühlet habe. Dieser Puls blieb beständig so, bis der Kranke schon fast mit dem Tode rung. Als wir ihn am 2ten October 1759 nach seinem Tode öffneten, fanden wir die ganze große Nieren- Becken- und Schenkelpulsadern zwar weit, aber welk, und in den Höhlen derselben bis an die Schenkel weiter nichts, als einen Faden oder dünne Saite, die weiß und polypös, ungleich an Dicke, aufs höchste ein und eine halbe Linie, an meisten Orten aber nicht über eine Linie dick war, da doch das Gefäß, ohne sich auszudehnen, eine Blutsäule hätte fassen können, die stärker als ein Finger gewesen wäre. Das Herz war gleichfalls dick, aber bleich, leer, und nur in der rechten Aurikel und in dem Sinus stack etwas polypöses, im linken hergegen ein wenig geronnen Geblüte, in den arteriis subclaviis und carotidibus ein Strick oder ein polypöser Faden, der kaum einer Linie stark war. Was aber die Blutadern anbelangte, so waren die Hohlader und die Nierenblutadern sehr groß im Durchmesser, aber leer, bis auf einen Faden, welcher dem in den Pulsadern gefundenen ähnlich, aber hin und wieder um eine Linie stärker war. In beyden Brusthöhlen entdeckte man eine große Menge Wasser, aber kein Blut, so, daß die Section dieses Menschen eben so trocken, als die nächstvorhergehende war.

Dieser Mensch hatte keine zu starken, ja nicht einmal hinlängliche Ausleerungen gehabt, denn die Ausdünstung, der Schweiß, der Stuhlgang und Urin hatten sich die letzten Tage seines Lebens über ganz versetzt, und waren schon Monate lang vorhero sparsamer als natürlich gewesen. Wie hat also dieser Mensch leben können? In seinen Gefäßen war kein

Blut, sondern eine polypöse Saite, welche so schwach war, daß die Seitenwände der Gefäße beym Zusammenziehen kaum an einander hätten treffen können, wenn eine zehnmal dickere Blutsäule darinnen gewesen wäre. Inzwischen hat dieser Mensch gelebt, und wir haben uns alle über seinen starken und harten Puls bey seiner langwierigen Krankheit gewundert. Ich frage dahero, wie konnte dieser elende Mensch so lange leben, da er nicht nur vorhero keine starken Ausleerungen gehabt hatte, sondern auch die nothwendigen vorlängst zum Theil nicht so stark als gewöhnlich, zum Theil ganz aussen geblieben waren; da fast in allen Blutgefäßen kein Blut mehr gewesen war, da endlich die sehr weiten Blutgefäße diesen schwachen Faden, wenn er ja bey Lebzeiten des Menschen noch flüssiges Blut gewesen ist, ganz unmöglich umfassen konnten? Und noch mehr frage ich, wie konnte er bey allen diesen Umständen immer einen starken und harten Puls haben?

Der berühmte Lieutaud behauptet in Epitome Med. Pract. p. 59. Paris. edit. in der Stelle, wo er den Mangel des Bluts unter die Zahl der Krankheiten zählt, daß man die Blutgefäße zuweilen so leer vom Blute fände, daß der Kopf, die Brust und der Schmeerbauch so trocken wären, daß sie wie Wachs aussähen, daß bey solchen Personen die kleinern Gefäße vom Blute ganz leer, die größern aber halb voll wären, und beyde von Luft strotzten. Er hätte eine Jungfer geöffnet, die in einem Jahre hundertmal Blut gelassen gehabt, und drauf plötzlich gestorben wäre, und da hatte er nicht einen Tropfen Blut im Gehirne gefunden. Eine andre Person, der man in einem hitzigen Fieber zu oft zur Ader gelassen habe, wäre einen Monat drauf öfters ohnmächtig worden, und gestorben. Man hätte zwar kurz

vor dem Tode derselben gespüret, daß sich ihre Kräfte wieder sammleten, und die natürliche Gesichtsfarbe wieder gekommen wäre. Als man sie aber nachhero geöffnet hätte, wären, wie er selbst bezeugen könnte, die Blutgefäße im Gehirne völlig trocken, das Herz leer, und die ganze Section so gewesen, daß man gar kein Blut gesehen hätte. Bey diesen Personen sind aber doch Ausleerungen vorhergegangen, hingegen in den zween von uns erzählten Fällen, ist theils ein solcher Blutverlust vorher erfolget, der kaum in Erwägung zu ziehen ist, theils auch gar keiner, daß man also die Leere der Gefäße nicht etwa darauf schieben könnte. Auch die vom Lieutaud angeführten Geschichten haben ihre Schwierigkeit, und es läßt sich nicht leicht erklären, wie diese Personen bey einem so großen Mangel am Blute noch einige Zeit haben leben können.

§. 4.

Dritte Aufgabe.

Im Monat September 1760 war eine Weibsperson von sieben und dreyßig Jahren im Pasmannischen Krankenhause von der Gelbsucht curiret worden, und wider den Willen des vortrefflichen ordentlichen Arztes in diesem Hause, Herrn Collins, herausgegangen: denn dieser hatte ihre Gesundheit erst mehr befestigen wollen, ehe sie nach Hause gehen sollte. Ihre Schwachheit hatte nachhero immer zugenommen, sie hatte Engbrüstigkeit und kurzen Othen gehabt, und war zu Anfange des Monats Decembers wieder in das Krankenhaus gekommen. Wiewohl ihr jezo das Othemholen sehr sauer wurde, so hatte sie doch weder damals, als sie von der gelben Sucht krank gewesen war, noch jezo, als sie zum zweytenmale in dieses Haus gekommen, über Schmerzen am Herzen, oder über Herzklopfen geklaget, auch nie ei-

nen ungleichen, aussetzenden, nachlassenden Puls gehabt, ausser in der Stunde des Todes, welcher den 14ten December von einem Fieber mit äußerster Mattigkeit erfolgte. Der Herr Collin schnitt ihr das Herz und die Lungen aus, und schickte es mir, um Vorlesungen darüber zu halten. Damit mich meine günstigen Leser in Ansehung des Maaßes und Gewichtes verstehen, welches ich von diesen Theilen angeben werde, so will ich zum voraus erinnert haben, daß ich beym Gewichte allezeit das gewöhnliche Arzneygewichte, nämlich das Pfund zu zwölf Unzen, bey dem Maaße aber allezeit den Wiener Fuß und den Wiener Zoll verstehe. Der Wiener Zoll ist drey viertel Linien kleiner als der Pariser, drey viertel Linien länger als der Rheinländische, und eine halbe Linie länger als der Londner. Alle diese Maaße und Gewichte sind erst genommen, nachdem das Herz drittehalb Tag in einem mit Wasser verdünnten Weingeiste aufbewahret, und mithin in allen Betracht einigermaßen zusammengeschrumpfelt war.

Das ausgewaschene und mit einer weichen Leinwand wohl abgetrockene Herz wog nebst dem Wurzeln der großen Blutgefäße zwey Pfund. Am meisten aber war es die linke Herzkammer, welche die Größe und das Gewicht des Herzens ausmachte: denn beyde Herzkammern faßten mehr als zwey Pfund, wie wir ersahen, als wir sie genau ausmaßen. Die rechte Herzkammer hatte, als man sie der Länge nach durchschnitten, und in der natürlichen Lage auf einem Brettgen ausgeleget hatte, sechs Zoll oder ein halb Schuh Breite, unten an der basi cordis, der linke 8 Daumen. Der ganze Umfang von der basi cordis war ein Schuh und ein drittel Zoll. Die an der basi cordis abgeschnittene verknöcherte große Pulsader war vier Zoll im Umfange. Das Fleisch der linken Herz-

kammer und des linken Herzohres war zehn Linien dick, sehr hart und fest, das vom rechten aber nicht dicker, als gewöhnlich. Die Länge der linken und rechten Herzkammer war einerley. Die große Pulsader war bis an die Cöliaka widernatürlich weit, und die Häute derselben ungewöhnlich dicke. Der Anfang der grossen Pulsader war an verschiedenen Orten im ganzen Umfange drey bis vier Linien hoch knöchern, längs derselben hinab aber fand man knöcherne Inseln, welche etwas von einander abstunden. Die Lungen waren zwar untadelhaft, weil aber das Herz so groß war, so waren selbige klein, und hatten ihren Platz nur im obern Theile der Brusthöhle gehabt.

Wäre es möglich, daß alle diese so merkwürdigen und wichtigen Veränderungen sich innerhalb einer kurzen Zeit vor dem Tode dieser Person hätten erzeugen können, so würde es sehr leicht seyn, die Frage zu beantworten, warum diese Frau niemals am Herzen Bangigkeiten gehabt, und warum man nie einen unordentlichen Puls gefühlt hätte? Es erhellet aber aus der ganzen Geschichte, daß diese ausserordentliche Veränderung des Herzens und der Lungen schon lange Zeit zuvor entstanden gewesen seyn müsse, und daß die Zufälle, welche bey der angegebenen Beschaffenheit derselben sich hätten äußern sollen, gleichwohl nie bemerkt worden sind. Denn bey einer so widernatürlichen Bildung des Herzens, welches beynahe die ganze Brusthöhle ausfüllte, und für die Lungen nur einen ganz kleinen Raum übrig ließ; dessen Fasern so erhärtet waren, daß es sich fast nicht mehr zusammenziehen konnte, und das so groß war, daß über zwey Pfund Flüssigkeiten hineingiengen; ferner bey dem knöchernen Ringe, bey der ungewöhnlichen Weite, und bey dem durch die Verhärtung fast verhinderten Schlagen der großen Pulsader, die ausserdem

auch viele widernatürliche knöcherne Insuln hin und wieder hatte: endlich bey einer solchen Lage und Beschaffenheit der Lungen, wo man sich kaum denken kann, wie das Blut darinnen hat umlaufen können; bey allen diesen Umständen, sage ich, muß allerdings der Umlauf der Säfte und des Blutes auf so eine Weise geschehen seyn, daß man selbigen nach den Grundsätzen der Physiologie auf keine Weise zu erklären im Stande ist.

§. 5.

Vierte Aufgabe.

Zu Ende des Novembers im Jahr 1760 wurde ich nebst dem sel. verstorbenen Herrn D. Erndl, und dem vortrefflichen Arzte des spanischen Krankenhauses, Herr Hasenöhrl, der zwo vortreffliche practische Abhandlungen geschrieben hat, zu einer funfzigjährigen Wittwe gerufen, um ihre Krankheit gemeinschaftlich mit diesen Herren zu überlegen. Diese Kranke hatte bey einer sehr empfindlichen und jähzornigen Gemüthsart häufige Anfälle von Krämpfen und Herzensangst. Die beruhigende und nervenstärkende Mittel, welche sie ehedem bey diesen Zufällen mit dem besten Erfolg genommen hatte, wollten jezt nicht mehr helfen, sondern die Krankheit nahm vielmehr zu, und die Kranke fieng an, Ohnmachten zu bekommen. Wir alle hielten davor, daß entweder in dem Herzen und Lungen selbst eine fehlerhafte Beschaffenheit seyn, oder daß diese Theile wenigstens wegen der kranken Beschaffenheit anderer Theile mit leiden müßten. Einigermaßen fielen wir auch auf die Brustwassersucht, weil aber viele Zeichen, die dabey vorzukommen pflegen, fehlten, so wollten wir dieses nicht öffentlich behaupten. Den funfzehnten oder sechszehnten Tag nach dieser gehaltenen Berathschlagung starb sie.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0096
DFG

Bey Oeffnung ihres Leichnams fand man, daß sie wirklich die Brustwassersucht hatte. Ich schnitte das Herz nebst den Blutgefäßen heraus, um es in Gegenwart meiner Zuhörer öffentlich zu untersuchen. Der Umfang desselben betrug, nachdem man es gereiniget hatte, unten bey den Herzohren, neun Zoll 7 Linien: in der Mitte neun Zoll fünf Linien, und die Länge von oben bis unten vier Zoll zwey Linien. Im obern Theile der linken Herzkammer war im Fleische ein längliches Knöchelgen befindlich, welches so spitzig war, daß es, wenn man den Finger in das Herz hineinsteckte, den Finger stach, und auf diese Weise entdeckt wurde. Es war acht Linien lang, in der Mitte drey Linien breit und ungemein hart. Das linke Herzohr war mit einer dicken, schmeerartigen Materie, die an einigen Orten in größerer, an andern in geringerer Menge lag, angefüllet, und mit selbiger auf das festeste verwachsen; in der Spitze des rechten Herzohres fand man ebenfalls etwas ähnliches.

Die Valveln an der großen Pulsader waren zwar ordentlich gebildet, aber knochenhart, und um den ganzen Rand herum knöchern: ihre runden Knötchen aber, die Morgagni so schön beschrieben hat, waren überhaupt erstaunend hart, und eins davon dreymal größer, als die andern, und verknöchert. Die Valveln der Lungenader waren ziemlich in ein Stück, das wie ein breiter Gürtel aussahe, zusammengewachsen, zweymal größer als gewöhnlich, dick, ungleich, zwey Linien stark. Der Umfang der großen Pulsader war an dem Orte, wo sie aus dem Herzen entspringet, vier Zoll, bey ihrer Beugung vier Zoll weniger zwey Linien, da, wo sie die Schlüsselbeinspulsader von sich giebt, drey und ein halb Zoll: der Umfang der Lungenpulsader war drey Zoll acht Linien; der Stamm der Kranzpulsadern des Herzens

war ein halb Zoll dicke. Die Valveln an der großen Pulsader konnten die Kranzpulsadern nicht bedecken und verschliessen, als wir sie zum Versuch mit Zängelgen fest anzogen. Es ist dieses aber nichts so gar seltnes, denn Morgagni hat unter achtzehn Leichnamen bey dreyzehn Personen eben dieses bemerket.

Diese Valveln bedeckten aber nicht nur die Kranzpulsadern des Herzens, sondern sie waren auch so kurz, verhärtet und zusammengezogen, daß sie die Oeffnung der großen Pulsader nicht einmal verschlossen, sondern in der Mitte wenigstens eine so große Oeffnung übrig liessen, daß eine große Pulsader von gewöhnlicher Größe ganz bequem durchgegangen wäre. Und daß dieses schon lange Zeit so gewesen seyn mußte, erhellete daraus deutlich, weil diese Valveln ungemein dicke und hart waren, auch in der einen ein verknöchertes Stückgen gefunden wurde.

Wie mag nun wohl der Umlauf und die Bewegung des Blutes geschehen seyn, da die linke Aurikel des Herzens beständig offen war, und zwar noch darzu eine so weite Oeffnung hatte? Denn es ist nicht anders möglich, als daß beym Zusammenziehen der Pulsader, da die Widerstehungskraft an den Enden der Pulsadern ist, viel Blut durch diese Oeffnung zurück ins Herz getrieben worden seyn muß, indem die Valveln dieses nicht hinderten. Es muß folglich allezeit, wenn die große Pulsader sich zusammengezogen hat, eine große Menge Blut ins Herz wieder hineingelaufen seyn: und vom Herzen an durch die Pulsader muß nur eine einzige Blutsäule oder Strahl stets ununterbrochen geblieben seyn. Auch scheinet es nicht möglich gewesen zu seyn, daß diese Herzkammer Raum genug haben sollte, das Blut aus den Lungenblutadern einzunehmen. Wenn wir nun zugleich erwägen, daß dieser Fehler nicht etwa neuerlich entstanden

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0098
DFG

war, welches aus dem vorhergehenden erhellet, so fragt sichs, wie man den Umlauf des Blutes bey dieser Weibsperson nach den Regeln der Physiologie auslegen könne, und wie er bey so großen Abweichungen geschehen sey?

§. 6.

Fünfte Aufgabe.

Ich beziehe mich hier auf einen, Th. 2. Kap. 8. dieser Abhandlungen, erzählten Fall, von einer Person, wo alle Eingeweide der Brusthöhle, das Rippenfell, das Mediastinum, die ganzen Lungen, uud zwar wiederum beyde Flügel unter einander, die Herzbeutel und das ganze Herz so unzertrennbar, und zwar nicht etwa seit gestern, sondern schon seit geraumer Zeit unter einander verwachsen waren, daß, eigentlich zu reden, alle diese verschiedenen Theile nur ein einziges Stück ausmachten. Auch ist das nicht der einzige Fall von der Art, den ich gefunden habe, denn Kap. 6. werden noch zween ähnliche Fälle, einer von einem Knaben, der andre von einem Mädgen vorkommen. Nun fragt es sich, wie konnten diese Personen leben, und wie konnte der Umlauf des Blutes geschehen?

§. 7.

Sechste Aufgabe.

Ein Mädgen von vierzehn Jahren hatte Beklemmungen auf der Brust und kurzen Othen, der ihr schwer zu schöpfen wurde, war aber übrigens gesund. Im sechszehnten Jahre bekam sie ihren Monatsfluß dreymal, und in den folgenden drey Jahren nie wieder. Im achtzehnten Jahre bekam sie auf dem Brustbeine eine Beule, worinnen nach allen Zeichen Eiter enthalten seyn mußte, weil man

sehr deutlich etwas hin und herschwankendes fühlen konnte. Mit dieser Beule kam sie den 30sten December zum erstenmale zu uns. Weil sie zugleich unordentliche Fieberbewegungen hatte, und wir muthmaßten, daß in dieser Beule eine Menge Materie, die ihren Ursprung und Sitz inwendig in der Brust haben müßte, stäcke, so erklärten wir uns das Fieber so, daß es entweder von dem ins Blut zurückgetretenen Eiter, oder vom Beinfraß am Knochen herrührte. Deshalben öffneten wir die Beule, und sowohl bey der Oeffnung, als auch nachhero sahen wir alle Tage Eiter daselbst ausfliessen. Nach zween Monaten, nämlich zu Ende des Februars 1759, zeigte sich höher hinanwärts auf dem Brustbeine eine neue Beule, worinnen gleichergestalt Eiter hin- und herschwankte. Wir öffneten auch diese, und es floß ununterbrochen Eiter heraus. Mit der Fieberrinde und mit Milch in Speisen und Getränke dämpften wir alle Fieberbewegungen vortrefflich. Im April zeigte sich noch eine Beule, und der Knochen trat in die Höhe, diese aber gieng von selbst zurück. Vom Monat May bis in November eiterten diese Geschwüre immer fort, die Kranke befand sich vollkommen wohl, und verrichtete bey ihren Eltern alle häusliche Arbeit auf das beste. Den Monat May, Junius, Julius und August hatte sie ihren Monatsfluß, nachher aber nicht weiter. Den 16ten November nahm ich sie wieder ins Krankenhaus, weil sich eine neue Beule auf dem Brustbeine an einem Orte zeigte, wo der Knochen etwas einwärts gebogen war: man öffnete sie, und der Eiterfluß aus dieser neuen Beule hörte nicht auf. Es entstand noch eine vierte Beule, die von selbst aufgieng. Es meldeten sich wieder anhaltende nachlassende Fieberzufälle, welche mit Fieberrinde und Milch sich nicht recht mehr im Zaume halten lassen wollten, und diese erregten bey uns viel Verdacht, daß ver-

muthlich von dem Brustbein oder durch das Mediastinum Eiter möchte eingesogen worden, und ins Blut getreten seyn. Und hierauf fand sich noch darzu ein Husten, Eiterauswurf, endlich Brechen, der Schlucken und ein Durchfall ein, und alle diese Zufälle wollten sich durch die gewöhnlichen Mittel nicht heben lassen. Gleichwohl blieb sie im Gesichte und am Körper ziemlich fleischigt, sahe wohl aus, und wurde gar nicht hager, so, daß es schien, als ob die Fieberrinde und die Milch ihr vortrefflich bekäme, und ihr Körper dabey nicht abnähme.

Als ihre Umstände in der jezt angezeigten Verfassung waren, ersuchte ich unsre geschicktesten Wundärzte, sich nebst mir gemeinschaftlich über diese Person zu berathschlagen: es versammelten sich in dieser Absicht der kayserliche Leibwundarzt, Herr Homburg, der Wundarzt im Krankenhause, Herr Leber, welcher damals schon den Ruf als Professor der Wundarzneykunst auf dieser Universität hatte, Herr Reichberger, der ordentliche Wundarzt im Hospital S. Marcus, ein bejahrter Doctor der Chirurgie, Herr Reutter, und nebst diesen Herren der vortreffliche Doctor Erndl und unser würdiger Präsident. Man warf die Frage auf, wo wohl eigentlich der Sitz dieser Krankheit seyn möchte, und wie es eigentlich damit beschaffen wäre? Das Brustbein war an vier verschiedenen Orten, wo Materie herauslief, offen, und diese vier Löcher stacken unter einander in Verbindung, wenn eingesprützt wurde: wenn man aber in das unterste Loch einen Sucher hineinsteckte, konnte man anderthalb Zoll tief hineinkommen, und wenn man aufwärts damit fuhr, so fand man einen freyen Platz, wo man mit dem Sucher hin und herfahren konnte, ohne anzustoßen. Wenn man eben diesen Sucher ins oberste Loch steckte, so gieng er in der Gegend der

dritten und vierten Ribbe einen Zollbreit seitwärts hinein, so, daß von den Geschwüren im Brustbeine ein gewisser Gang seitwärts in eine Hohlung oder Hohlgeschwür gehen mußte. Diese Seitenhöhle aber schien nicht in die Lungen selbst hineinzugehen, sondern zwischen das Rippenfell und die Lungen, oder vielmehr zwischen das Rippenfell, die Rippen und die Muskeln: denn man machte den Versuch, und ließ sie auf das stärkste ein- und ausathmen, und hielt ein Licht an die Oeffnung, aber man spürte nicht die mindeste Bewegung an dem Lichte. Man konnte daher leichtlich auf die Gedanken kommen, als ob vielleicht in dem erweiterten Mediastinum eine Eiterbeule sey, welche sich allmählich einen Weg nach aussen zu bahnen suche, und einen Seitengang habe, der nach dem obern Theile des Brustbeines hinlief. Die zwote Frage, welche in der Versammlung dieser Herren aufgeworfen wurde, war diese, ob man noch etwas anders dabey thun könnte, als was bisher geschehen wäre? Ob man etwa, nach dem Rathe des Galen, den Brustknochen trepaniren sollte? welche Operation dieser selbst gemacht, und dabey ein Stück vom Herzbeutel, das fehlerhaft war, mit herausgenommen, auch die Bewegung des entblösten Herzens mit Augen gesehen zu haben, bezeuget. Eben diese Operation hat auch der berühmte Adämon Becker an sich selbst machen lassen, und in einem gegenüber an die Wand gesetzten Spiegel die Bewegung seines eignen Herzens gesehen. Aber auf der einen Seite war das Brustbein ungleich und sehr höckerigt, und man würde also nicht leicht einen Ort gefunden haben, wo man den Trepan hätte aufsetzen können: es war auch nur eine Muthmaßung, und keine Gewißheit, daß unter selbigem im Mediastinum eine Vomica stecken könnte: denn es könnte ja nicht nur das Mediastinum, sondern auch alle übrige theils nahe gelegene, theils

entferntere Theile um das Brustbein herum einen Ausbruch der Materie machen, wenn Eitersammlungen daselbst waren, und die Trepanation konnte also vielleicht ohne allen Nutzen seyn. Auf der andern Seite hatte die Natur schon genug Wege zur Reinigung, da vier Löcher daselbst waren, woraus ein beständiger Eiterabgang erfolgte.

Der bey dieser Versammlung gefaßte Schluß lief also dahinaus, daß man sehen solle, den dringendsten Zufällen zu steuren, ihren Körper mit einem Decoct von Klettenwurzel und Milch anzufüllen, und statt der bisher gebrauchten Einsprützungen eine, neue zu machen, die zuweilen in ähnlichen Fällen Wunder gethan haben sollte: nämlich, man sollte ein Loth rothgebrannten Eisenvitriol eine halbe Stunde lang in so viel Wasser kochen, daß am Ende ein Pfund Feuchtigkeit überbliebe: auf diese Maaße sollte man eine Zeitlang fortfahren, und nachhero wollten sie zu einer abermaligen Berathschlagung zusammen kommen. Aber das Brechen, der Schlucken und der Durchfall wollten sich durch kein einziges Mittel curiren lassen, sondern die Geschwüre wurden trocken, die Kräfte verfielen plötzlich, und acht Tage nach der ersten über sie gehaltenen Berathschlagung starb sie.

Ihr Leichnam war überaus fleischigt, fett und dicke. Ihr Netz dicke und so groß, daß es den ganzen Unterleib bedeckte. Am Winddarme hingegen rings herum eine Menge mit Fett angefüllter Häute. Der Magen, die Därme, das Zwerchfell, die Leber, Milz, das Mediastinum, das Herz und die Lungen, welche letztere in der rechten Brusthöhle, ziemlich stark und breit, in der linken aber nur ein wenig an dem Rippenfell anhiengen, waren untadelhaft und vollkommen gesund.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0103
DFG

Da also alle innere Werkzeuge vollkommen gesund und natürlich beschaffen waren, mußte man das Brustbein genauer untersuchen. Dieses war ungemein dicke, sehr gewölbt, an drey Orten durch und durch zerfressen, in vielen Gegenden blaß, und inwendig hieng ein Sack daran, den das Rippenfell, welches sich von dem Brustbeine und den Rippen abgesondert hatten, bildet. Dieser war ziemlich so lang, wie das ganze Brustbein, und ohngefähr drey Finger breit. Das Rippenfell hatte sich auf beyden Seiten von den Knorpeln der Rippen abgesondert, und dieser abgesonderte Theil sowohl, als dasjenige Stück des Rippenfelles, wo es vorwärts die innern Rippenmuskeln überzieht, und sich in das Mediastinum verlängert, machten den Sack. Hier stand das Rippenfell einen Daumen breit nicht nur von dem Brustbeine ab, weil es die im Sacke steckende Materie zurückgedränget hatte, sondern auch das Brustbein gedachtermaßen umwölbt war. Es war nur ein wenig Eiter drinnen, wie denn bereits schon seit acht Tagen nicht viel mehr herausgelaufen war. So viel aber schien zuverläßig zu seyn, daß sich ehedem eine Menge Eiter hier gesammlet, und diesen Sack oder Behältniß vor das Eiter gemacht haben mochte.

Dieser Sack oder Eiterbehältniß hieng mit einer Höhle oder mit einem länglichten Fortsatze zusammen, der überall zu war, in der Brusthöhle zwischen dem Rippenfell und Rippenmuskeln lag, und ohngefehr einen Zoll lang war. Es befand sich aber so wenig Eiter drinne, daß diese Höhlen inwendig innerhalb der Brusthöhle kaum ein wenig hervorragten. Der knöcherne Theil der dritten und vierten obersten Rippe war auf beyden Seiten um diese Höhlen herum angefressen, rauh aber doch weiß: an einem einzigen Orte war der innere Rippenmuskel ziemlich stark, der äußere aber nur ein wenig angefressen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0104
DFG

Aus den Erscheinungen, welche sich während der Krankheit dieser Person und bey ihrem Tode eräugneten, kann ich auf keine Weise die Ursache ihres Todes einsehen. Damals, da das Eiter in Menge floß, lebte sie vollkommen gesund, und verrichtete ihre häusliche Arbeit mit Lust und Leichtigkeit. Nach der Zeit, als der Eiterausfluß immer noch eben so stark fortwährete, verfiel sie in ein hectisches Fieber, das nicht einmal mit der Fieberrinde zu dämpfen war; bekam heftiges Brechen, den Schlucken und den Durchfall. Endlich, da die Geschwüre ziemlich eintrockneten, und das Brechen, der Schlucken und der Durchfall zunahm, starb sie innerhalb acht Tagen. Vor und bey ihrem Tode zeigten sich zwar alle Zufälle, die bey hectischen Personen vorzukommen pflegen, aber ihre Säfte und ihre fleischigten Theile waren nicht nur nicht verzehret und abgefallen, sondern sie war ungemein fleischigt, schön, und am ganzen Körper und an allen Muskeln stark. Sie starb an einer sogenannten Diarrhoea colliqvativa, wie bey schwindsüchtigen Personen gewöhnlich ist, und aus ihrem fleischigten fetten Körper, aus ihrem derben und vollkommenen Muskeln, und aus der vollkommen gesunden Beschaffenheit aller ihrer innern Werkzeuge mußte man gleichwohl schlechterdings urtheilen, daß sie nie eine colliqvescirende Krankheit gehabt hatte. Denn wenn man den einzigen Fleck an und um das Brustbein herum und die daselbst seitwärts befindlichen Höhlen ausnimmt, so war an dem ganzen Körper nicht das mindeste zu finden, das nicht vollkommen gesund gewesen wäre. Und beynahe alles fehlerhafte befand sich ausser den, zum Umlauf des Blutes und sonst zur Fortdauer des Lebens und Erhaltung des Körpers, nöthigen Werkzeugen und Gefäßen.

Sollte wohl das Eiter auf den Boden des Eitersackes gedrücket und selbigen wegen der vorhandenen Menge und Schwere an das Zwerchfell angepresset, daran Verzückungen erreget, und mithin den Schlucken und das Brechen veranlasset haben? Dieses läßt sich nicht vermuthen, weil die Geschwüre in den letzten Lebenstagen trocken und der Sack ziemlich leer war. Nichtsdestoweniger aber hielten eben diese Zufälle beständig an.

War denn etwa zuerst am Brustbeine, und zwar durch den Druck der Schnürbrust lange zuvor, ehe wir es entdeckten, ein Fehler, oder aus dem Fehler des Knochens ein Hang zur Entzündung im Blute entstanden, und hatte sich dieses entzündungsartige dergestalt durch den Knochen einen Ausgang verschaffet, daß der übrige Cörper so vollkommen gesund blieb? Oder hatte dieser Hang zur Entzündung im Blute nachmals so zugenommen, daß so viel auch zu den Geschwüren herauslief, dennoch noch eine Menge Eiter mit dem Blute auf das genaueste vermischt, und darinnen stecken blieb? Rührte etwa daher der zehn Wochen vor ihrem Tode entstandene und mit Brechen und Schlucken begleitete Durchfall? War endlich wohl die letzten Lebenstage über, als die Geschwüre trocken wurden, das Blut so sehr mit dieser entzündungsartigen Materie überhäuft, daß das Blut durch die kleinsten Gefäße nicht mehr ordentlich umlaufen konnte, und war dieses die Ursache ihres Todes?

Wenn der Körper dieser Weibsperson zugleich abgemergelt und ausgezehrt gewesen wäre, so würde die Ursache ihres Todes klar vor Augen liegen; wie ich dergleichen ähnliche Fälle schon im Th. 2. Kap. 2. und andern Orten angeführt, auch bey Leichenöffnungen zu beweisen mich bemühet habe, daß Personen

daran sterben können: hier aber läßt es sich nicht daher leiten, noch auch die Ursache von der Krankheit und dem Tode dieser Person daraus erklären, weil ihr Leichnam so ausserordentlich fleischigt, fett und recht wohl gestaltet war.

§. 8.

Siebente Aufgabe.

Ein junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren begab sich in das Kloster der barmherzigen Brüder, weil er jezo an dem Orte, wo er sich, als er sechs Jahr alt gewesen war, gestoßen hatte, nämlich in der Schaamleiste und der rechten Hode, Schmerzen fühlte und eine Geschwulst wahrnahm. Diese Geschwulst war dadurch zu einer solchen Größe angewachsen, weil einige Personen dieselbige vor einen Bruch gehalten hatten, ihm ein Bruchband umlegten. Die Mönche fanden, daß der ganze Bauch hart und schmerzhaft war, nach wenig Tagen starb dieser Mensch von seinen Martern ausgezehret. Es war im Jahr 1759.

Ich war bey seiner Section. Weil ich aber etwas ganz besonderes Widernatürliches in seinem Bauche wahrnahm, so ließ ich den ganzen Unterleib, der größtentheils in das Darmfell eingewickelt war, in die Stube bringen, worinnen die öffentlichen Lehrstunden über die Pathologie gehalten wurden: der berühmte Professor der Anatomie, Herr Gasser, und die meisten Wundärzte waren dabey zugegen, und wir fanden folgendes:

Die rechte Hode war so groß, wie der Kopf eines zweyjährigen Kindes, hart, und als man ihn zerschnitt, an einigen Orten verknorpelt, an andern steatomatös, nahm den ganzen Hodensack und die Schaamleiste auf der rechten Seite ein, hieng aber

nicht mehr an ihrem Saamenstrange. An der übermäßig großen Hode war ein unförmiger Klumpen angewachsen, der in der Schaamleiste sich links und rechts ausbreitete, und das ganze Becken und den Unterleib anfüllete, und auf beyden Seiten bis über die Hüften und hinterwärts bis an die Lendengewirbelbeine hinanstieg. Da, wo er mitten zwischen den Lenden in die Höhe stieg, gieng er mitten durch das Gekröse bis unter dem Magen herauf, vermischte sich mit den widernatürlich beschaffenen Gekrösdrüsen, berührte auf der rechten Seite die Leber, gieng aber auf der linken Seite nicht viel höher hinauf, als bis an den Nabel, und ließ in der Mitten einen Platz, worinnen der Magen mit dem größten Theile der Därme enge eingepreßt lag, da inzwischen der Winddarm zur Seite dieses Gewächses und der Mastdarm unter selbigen lagen.

Dieses Gewächs hatte demnach den Mastdarm an seinem gewöhnlichen Orte gelassen, die Harnblase aber gehoben, und die Harnröhre dergestalt verlängert, daß wir die Blase auf der linken Seite unter den kurzen Rippen gegen den Rand des flachen Hüftknochens über diesem großen unförmigen Klumpen fanden, und nach der Blase zu entdeckten wir auch den Weg des rechten Harnganges, welcher queer über schief zur Blase lief, den linken Harngang aber, benebst den Saamengefäßen konnten wir vor der großen Unordnung aller Theile nicht zu sehen bekommen. Die linke Hode war gut, ausser, daß die Haut, welche ihn umkleidet, so dicke worden war, daß sie einem Fleischbruche ähnlich sahe.

Was kann also nicht vor sonderbares aus einem einzigen fehlerhaften Hode entstehen? Und wie kann nicht ein widernatürlicher Umstand, der die längste Weile ruhig gelegen, und weder den Körper in irgend

einer seiner Verrichtungen gehindert, noch auch sonst Schmerzen erreget hat, zuweilen in kurzen so schlimm werden, als man sich kaum denken kann? Noch wundernswürdiger aber ist es, daß ein testis, der weder gestoßen noch gequetschet worden ist, sondern wegen einer innern Verstopfung, Entzündung oder andern Ursachen leidet, ingleichen auch vom zurückgehaltenen und verdorbenen Saamen, schreckliche Zufälle veranlassen kann. Man wird vielleicht glauben, man könne sich in allen solchen Fällen, sie möchten rühren, woher sie wollten, mit dem Ausschneiden des Hodens und mit dem Castriren helfen; allein die Erfahrung bezeuget, daß zwar das Ausschneiden des Hodens in dem Falle den wichtigsten Uebeln vorbauet, wenn der Saamenstrang noch völlig gesund ist. Ist aber dieser schon fehlerhaft, so dient das Ausschneiden des Hoden eher darzu, die üblen Folgen zu vermehren, als sie zu lindern.

Man lese hierüber den Fabriz von Hilden Cent. 4. n. 64. nach, wo die Geschichte eines scheinbaren Bruchs (herniae spuriae) vorkommt, dem er den Namen eines Fleischbruchs giebt. Er erzählet daselbst zuerst die Meinungen der Alten von dem Fleischbruche, und äußert die Muthmaßung, daß ein Fleischbruch vom stockenden und verdorbenen Saamen entstehen könne. Ferner behauptet er, daß man ihn öfterer an der rechten, als an der linken Hode finde; wenigstens habe er ihn unter den vielen Fällen, welche ihm vorgekommen, nur ein einzigesmal an der linken Hode gesehen, so wie im Gegentheil seinen Entstehungen zufolge der Wasserbruch öfterer am linken, als rechten Hode vorkomme. Man finde dergleichen Brüche mehrentheils bey Jünglingen, welche einen Ueberfluß an Saamen hätten, und im ehelosen Stande lebten. Er führt aber zugleich schreckliche Fälle

und besonders die Krankengeschichte eines Priesters an, bey welchem nicht nur die rechte Hode, sondern auch die Saamengefäße gleichsam zu Stein worden waren, so, daß der Arzt, als er den Unterleib etwas drückte, eine fast steinähnliche Verhärtung äußerlich auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen fühlen konnte. „Daß sich aber," setzt er hinzu, „der wi„dernatürliche Zustand bis an den Ursprung der Saa„mengefäße erstreckte, zeigte der Schmerz, den der „Kranke von der Gegend an, wo die Saamengefäße „liegen, bis herauf an die rechte Niere, beständig „fühlte. Ueberdem mußte er sich immer brechen, „und hatte nicht die mindeste Eßlust; doch rührten „diese Zufälle nicht vom Bruche her, wie jemand, „der ihn vor mir besuchet hatte, behaupten wollte," (der nämliche Irrthum ist auch gedachtermaßen bey der Person begangen worden, von der ich eben geredet habe,) „sondern von einer schmerzhaften und har„ten Geschwulst, die sich am untersten Theile des „Magens befand, und, wenn man den Unterleib zu„sammendrückte, ganz deutlich zu fühlen war."

Ulhorn in Notis ad Heisteri Chirurgiam pag. 937. hat viele ähnliche Beyspiele, besonders aber einen Fall von einem jungen Mann, dessen Frau jüngst gestorben war: dieser war lange Zeit ledig geblieben, und hatte eben die Zufälle geraume Zeit erdulden müssen, wie der Priester beym Fabriz von Hilden, war auch endlich dran gestorben. Bey seiner Leichenöffnung fand man, daß die eine Hode steinhart, einer Mannsfaust grdß war, und aus selbigem ein harter hin und wieder schwammichter, und in der Gegend der Lenden mit dünnem blutigen Eiter angefüllter Körper herausgieng, der bis über den Nabel hinanstieg, und den größern Flügel der Leber auswärts getrieben

hatte. Viele ähnliche Fälle sind mir selbst in meiner Praxis vorgekommen.

Wir haben oben gesehen, daß diese schreckliche Krankheit oft von einem Stoße oder Quetschung entstehe; die Erfahrung lehret aber auch, daß eine Verhaltung und Verderbniß des Saamens ebenfalls dieselbe verursachen könne: und vielleicht giebt es ausser den hier angeführten noch mehrere Entstehungsursachen derselben. Wenn bey der vierten Art von venerischen Tripper die Harnröhre nahe an dem sogenannten Hahnenkamm (caput gallinaginis) angefressen ist, und die Oeffnungen der Saamengänge vernarbt sind, nachher aber die Person wiederum vollkommen gesund wird, so ist es leicht möglich, daß solche Unfälle daraus entstehen. Denn da dergleichen Personen nicht mehr im Stande sind, den Saamen auszusondern, so sammlet er sich: und das einzige Hülfsmittel derselben ist die vollkommene Enthaltung von allem, was viel Saamen erzeugt, und die Zurückführung des Saamens ins Blut, durch welche der ganze Körper gestärkt wird. Auch ist dieses der einzige Rath für solche Personen, welche entweder im Ehestande öfters den Beyschlaf ausübten, in der Folge aber dieses zu unterlassen gezwungen sind, oder die ausser der Ehe auf verschiedene strafbare Weise sich des Saamens häufig entschütteten, und sich nunmehro theils eines bessern besinnen, theils Mönche oder Priester werden. Ich erschrecke, wenn ich betrachte, daß andrer Orten Bücher geduldet werden, die voll des schändlichsten Rathes sind, und darauf hinauslaufen, daß man es ungestraft so und so machen könne, um seine Gesundheit zu erhalten oder wieder zu erlangen. Allerdings müssen wir alle dahin streben, unsre Gesundheit zu erhalten, die Mittel, dazu zu gelangen, müssen aber nur rechtmäßige, und nicht solche seyn, welche die Religion ohne alle Ausnahme verdammet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0111
DFG

Nun fragt es sich, ob die bewundernswürdige Bauart der Hoden, oder die unerklärbare Natur des Saamens die Ursache sey, daß bey eintretenden oberzählten in- und äußerlichen Ursachen der Hode sowohl als der Saamenstrang sich in einen so ungeheuren Klumpen verwandeln? Ist der Bau der Hode schuld daran, warum würde zugleich der ganze Saamenstrang so ausarten, der doch nicht dieselbe Struktur hat? Ist der verhaltene und verdorbene Saame Ursache daran, warum ist die widernatürliche Beschaffenheit des Stranges noch sonderbarer, als der Fehler des Hodens? Oder ist vielleicht der Stof des Saamens schon in dem Blute der Saamenpulsader enthalten? und wird sich also dieser vielleicht, da ihn die Schlagader nicht in den gequetschten oder verstopften Hoden bringen und absetzen kann, nach und nach in dem Zellgewebe ansammeln müssen, welches die Saamengefäße umkleidet? Oder was hat es sonst für eine Bewandniß mit dieser Sache?

§. 9.

Achte Aufgabe.

Bey einem Menschen von zwanzig Jahren entstand nach einem Stoß am rechten Schienbein eine faustgroße Geschwulst, wovon er jedoch, welches sehr zu verwundern ist, ganzer dreyßig Jahre lang keine Schmerzen empfand. Nach Verlauf dieser Zeit fieng es endlich von freyen Stücken an, zu schmerzen, und fünf Monate nachher bekam er ein tägliches Fieber, welches sieben Wochen lang anhielt. Kurz vor Ausgang desselben schälte ihm ein Wundarzt das Gewächs aus, und heilte das Loch und den gemachten Kreuzschnitt unverbesserlich zu. Inwendig soll das Gewächs das ganze Ansehen von rohem Fleisch gehabt haben. Nachdem er sich fünf Monat lang wohl befunden hatte, fieng die Schwulst wieder an

zu wachsen, und ward in einer Zeit von sechs Wochen so groß, daß sie im breitsten Durchmesser zween Zoll, im kleinsten einen Zoll hielt, nicht sonderlich hoch, sondern eingedrückt war, und einem Schwamme glich, davon der Styl zwar kurz, aber doch einen Finger dicke war. Jetzt ist die Schwulst nicht mehr wie ehedem mit einem Balge umgeben, sondern unterwärts angefressen und offen, ohne gleichwohl zu nässen. An letzterm Umstand ist ein ungeschickter Bader schuld, der diesem Menschen, welcher auf dem Dorfe wohnt, Höllenstein gegeben hat, um das Gewächs täglich dreymal damit zu berühren. Es ließ sich aber nicht so an, als wenn es sich dadurch verzehren wollte; vielmehr wurde es purpurroth und gieng auf. Hierauf gesellten sich Krämpfe im Unterleibe, der Othem wurde endlich kurz und keichend, der Kranke bekam den Kinnbackenzwang.

In diesen elenden Umständen kam er nebst seiner Frau zum erstenmal ins Krankenhaus, und wurde sogleich in meiner Gegenwart von einer krampfhaften Vorbeugung des ganzes Leibes (Emprosthotonus) heftigem Keichen und Kinnbackenzwang befallen. Diese krampfigen Bewegungen dauerten bis an sein Ende, nur waren sie bald gewaltsamer, bald gelinder. Ich konnte keinen guten Ausgang der Sache vermuthen, sagte das auch ihm und meinen Zuhörern, und ließ ihn im Krankenhause bleiben.

Wir gaben uns viele Mühe, die Natur dieses schrecklichen Uebels zu untersuchen, und demselben schickliche Mittel entgegenzusetzen. — Eine dreyßigjährige und ganz schmerzlose Bekanntschaft mit seinem Uebel konnte ihm allerdings von dieser Seite nichts übles für die Zukunft besorgen lassen. Und gleichwohl fieng die Schwulst auf einmal an zu schmerzen, und erregte ein fünf Monate lang anhaltendes

Fieber. Sie wurde ausgeschält; es mußte aber auf den Knochen oder der Beinhaut etwas schadhaftes sitzen geblieben seyn, welches sich dadurch verrieth, daß die Schwulst nach fünf Monaten wieder zu wachsen und so bösartig zu werden anfieng, daß es Krämpfe und Starrsucht (Tetanus) verursachte. Nun war die Frage, ob es von sich selbst oder durch den Reiz des Höllensteins verschlimmert worden? Gleichwohl hatte der Höllenstein nur den äußern Theil desselben berühret, und in andern Fällen hat man doch nicht leicht so böse Folgen davon bemerket. Man bedüpfet damit Geschwüre, Wunden, Beulen, kleine Gewächse, und es schadet nichts, selbst an Orten, wo viel Nerven sind, z. B. an der Eichel des männlichen Gliedes. Wir wußten also nicht gewiß, was die Ursache dieser schlimmen Zufälle seyn müßte, so viel aber konnten wir übersehen, daß sie, ihre Ursache mochte nun diese oder jene seyn, immer schrecklich und äußerst gefährlich wären. Bey dem Kinnbackenzwang konnte er freylich nichts hinunterschlucken, und schon dieses konnte für den Ausgang der Sache besorgt machen.

Hippokrates sagt Aph. 5. 6. „Starsüchtige Personen sterben innerhalb vier Tagen, wenn sie aber „diese überleben, werden sie gesund.“ Diese seine Vorhersagung mildert er Lib. de Morbis apud Foes. pag. 491. und sagt: „Leute, welche die Starrsucht „bekommen, sterben am dritten, oder fünften, oder „siebenten oder vierzehnten Tage, wenn sie diese überstehen, so kommen sie davon.“ Noch mehr mildert er sie Libr. de intern. affect. pag. 561. wo er vom Rückenkrampf (Opisthotonus) handelt, und erklärt sich folgendergestalt: „Wenn diese Krankheit am „längsten währet, so sind es vierzig Tage, sind diese „einmal überstanden, so wird der Kranke gesund.“

Dies ists alles, was Hippokrates über den Ausgang dieser Krankheit sagt.

Ihre allgemeinen Kennzeichen aber setzt er Lib. de dieb. Indic. pag. 51. sehr vortreflich aus einander. „Die Kinnladen, sagt er, werden so starr, wie Holz, „und der Kranke kann den Mund nicht öffnen. Die „Augen treten oft voll Thränen, und ziehen sich zu„sammen, der Rücken ist starr, und weder die Füße, „noch die Hände, noch auch das Rückgrad lassen sich „beugen oder auf einige Weise bewegen. Wenn die „Krankheit tödtlich werden will, so kommen zuweilen „die Speisen und Getränke, die ein solcher Kranker „nimmt, zur Nase wieder heraus. Uebrigens ists „beym Rückenkrampf (Opisthotonus) eben so beschaf„fen, wie bey der jetzt beschriebenen Art dieses Zu„falls.“ Im dritten Buche von Krankheiten und in dem Buche von innerlichen Krankheiten giebt er ähnliche Umstände von diesen Zufällen, und besonders das Unvermögen hinunterzuschlucken an. Ferner handelt er an drey verschiedenen Stellen des Buchs de diebus Indic. von dergleichen Nervenkrankheiten, die von äusserlichen Geschwüren entstehn, und wiewohl er die Möglichkeit nicht läugnet, daß der Kranke nach vierzig Tagen ausser Lebensgefahr seyn könne, so versichert er doch, daß er schlechterdings und ohne alle Rettung sterben müsse, wenn das Getränke, die Speisen und Schleim zur Nase herauskommen.

Die Behandlung der Krankheit fängt Hippokrates, wie aus der Vergleichung aller dieser angeführten Stellen zu sehen ist, folgendergestalt an: 1) Giebt er allerhand scharfe Sachen, die mit Pfeffer und scharfer Nieswurz versetzt sind, zu essen. Ist etwa seine Absicht hierbey diese, daß man durch scharfe Dinge an einem Orte Krämpfe erregen solle, um sie an einem

andern zu stillen? Weil aber dergleichen Mittel an und vor sich selbst schädlich seyn könnten, so befiehlt er vorzüglich, fette Fleischbrühe nachzutrinken. Diese Behandlung aber findet nur so lange statt, als der Patient noch ohne alle Schwierigkeit hinterschlucken kann. Denn nachhero ist sie unmöglich. 2) Er giebt Niesmittel, vielleicht in der Absicht, wozu er die scharfen Pillen nehmen ließ; eine weise Verordnung — da sich auf diese Art, wie im Aph. 6.-13. bemerkt wird, zuweilen die Krämpfe und der Schlucken lösen und verziehen. 3) Er läßt die allererweichendsten warmen Umschläge auf die mit der Starrsucht befallenen Theile machen, damit sie erschlaft, und ihre Steifheit gehoben werde. 4) Er mischt aber unter die erweichenden Umschläge auch reitzbare Mittel, um die erschlaften Fasern so weit zu bringen, daß sie die Kraft bekommen, sich wie gewöhnlich zusammenzuziehen. 5) Inzwischen füllet er den Körper so viel möglich mit den erweichendsten Mitteln an. 6) Wenn der Kranke nichts mehr hinunterschlucken kann, läßt er eine gewisse Feuchtigkeit in die Nasenlöcher einspritzen, damit dieselbe aus der Nase in den Schlund kommen, da die starre Kinnlade weder Nahrungsmittel noch Arzeneyen hinunterläßt. Dieses letztere aber scheint mir gar schwer zu seyn. Ich habe an mir selbst und an vielen andern den Versuch gemacht, er ist mir aber nie gelungen. Es wird einer Person, wenn der Mund offen und die Zunge beweglich und folgsam ist, schon sauer genug, wenn aber jemand es so nachmacht, als wenn er die Halsstarre hätte, (und ausserdem ist dieser Versuch so viel als nichts,) und es ja aushält, daß man ihm entweder schwach oder stark in die Nase spritzet, so ist er beynahe in Gefahr zu ersticken. 7) Thut er einen ganz besondern Vorschlag bey der Halsstarre, man solle nämlich solchen Personen kalt Wasser einspritzen

und sie damit begiessen, er nimmt aber wohlbedächtig solche Fälle, wie der unsrige ist, von dieser Curart aus, wenn er Aph. 5. - 21. sagt: „Es giebt aber „gewisse Fälle, wo man starrsüchtige Personen, wenn „die Krankheit von Geschwüren herrühret, (in den „unsrigen war das Geschwür am Fuße vorhanden,) „und die Kranken jung und fleischig sind," (unsrer war funfzig Jahre alt) „mitten im Sommer," (hier war es zu Anfange des Monats April) „mit einer „Menge kalten Wassers begiessen kann, um dadurch „Wärme in die Theile zu bringen, welche die Krämpfe „stillet." Und Lib. 3. de Morb. fügt er hinzu: „Wenn man dergleichen Kranke mit viel kaltem Was„ser begossen hat, so soll man dünne reine Tücher auf „sie decken, und ja keine Feuerhitze anwenden."

Andre Beyspiele scheinen jedoch den großen Hippokrates überführt zu haben, daß die Starrsucht durch Einspritzen und Begiessen mit kaltem Wasser keinesweges gehoben, sondern vielmehr, wenn sie noch nicht wirklich zugegen ist, erzeuget würde: denn er sagt Aph. 5.-22. „Das kalte Wasser ist beissend bey off„nen Schäden, und erregt Krämpfe und Staarsucht. „(tetanus.)" Er verbietet dahero auch Aph. 5.-23. bey allen offnen Schäden, ingleichen in der schwärenden Rose (Erysipelas ulcerosum) alles Benetzen oder Begiessen mit kaltem Wasser. Die Erfahrung scheint ihn gelehrt zu haben, daß dieses Mittel bey der Starrsucht nichts helfe, wenn man weit von dem Sitz des Uebels entfernte Oerter mit kaltem Wasser begießt, sondern daß man sich nur alsdann einen glücklichen Erfolg davon zu versprechen habe, wenn es an den ursprünglich leidenden Theilen selbst angewendet wird, denn ausserdem müssen die Geschwüre so zugeheilet werden können, daß ihnen das kalte Wasser nichts schadete, wenn man gleich den Ort, wo die Halsstarre

ihren Sitz hat, damit begießt. Vielleicht hat er auch nach der Bemerkung des Russischen Leibarztes über diesen Aphorismus erwogen, daß die Halsstarre zuweilen von der allzugroßen Menge Verdünnung und Bewegung der Säfte, zuweilen aber von der Eiterung bösartiger Geschwüre entstehe, und daß im letzten Falle das Begiessen mit kaltem Wasser schädlich sey, weil auch kleine Geschwüre sich durch die Kälte verschlimmern, und folglich die daher entstehende Halsstarre noch hartnäckiger wird: daher denn in den erstern Fällen dieser Curart von gutem Nutzen seyn würde, weil das kalte Wasser zwar die freywillig und mechanisch erfolgende Zusammenziehung (contractionem automaticam) vermehret, gleichwohl aber auch die Zusammenziehung, insofern sie Wirkung einer lebendigen Kraft ist (contractionem vitalem), vermindert. Nur aber wird es selten geschehen, daß die Halsstarre von dieser letzten Ursache herrührete, als von der erstern, nämlich von einer bösartigen Materie. Wir machen dahero nach den Worten des Hippokrates den Schluß: Es giebt bey der Halsstarre zuweilen Fälle, wo ꝛc. Und auf diese Art haben auch die besten Ausleger obige Stelle erkläret. Weil dannenhero der Ausgang dieser Behandlungsart zweifelhaft ist, selten solche Fälle vorkommen, wo sie Nutzen schaffet, und so viel Vorsicht dabey gebrauchet, auch ganz gewiß eine ganz andre Beschaffenheit des Kranken vorausgesetzt werden muß, als sie bey unserm jetzt beschriebenen Kranken war, so haben wir den Versuch, ihn mit kaltem Wasser zu begiessen, unterlassen.

Bey der Behandlung dieses Uebels kam es hier vorzüglich auf zweyerley an; erstlich, die in der Geschwulst gegenwärtige Ursache der Halsstarre zu heben, und sodann zweytens, den davon veranlaßten Wir-

kungen zu begegnen. Konnte die Ursache der Halsstarre am Schienbein nicht gehoben werden, so mußte freylich der Kranke unvermeidlich sterben, wenn das aber möglich war, so konnte man sich noch einige gute Hoffnung machen, wiewohl sie sehr geringe war, da das Uebel schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Wenn die Nerven bey heftigem Zorn, Ausbrüchen der Rachgier und des Eifers ganz sonderbar angestrenget worden sind, so erfolgt oft eine Beruhigung derselben, sobald als die Ursache gehoben ist, öfters aber erfolget sie nicht, wenn nämlich die Anstrengung der Nerven bey der vorigen Gemüthsbewegung so groß war, daß selbige nunmehro eine hinreichende Ursache der fortdaurenden widernatürlichen Bewegungen und Anstrengungen bleibt. Wir haben dieses an dem Beyspiele des Officiers Kap. 3. n. 3. deutlich gesehen. Gleichwohl aber müssen die Wirkungen nothwendig so lange fortdauern, als die Ursache anhält, und wenn diese gehoben ist, hat man einige Hoffnung zur Genesung, wenn anders die Wirkungen nicht etwa nunmehro in die Stelle der Ursache getreten sind. Wir beschlossen demnach, die Beule oder das Gewächs am Schienbeine wegzunehmen, vorzüglich deshalben, weil sein voriger geschickter Arzt schon schärfdämpfende und beruhigende Mittel, aber ohne allen Nutzen hatte brauchen lassen. Wie sollte man aber das Gewächs wegbringen? Sollte man es ausschälen? Das gieng nun nicht wohl an, weil es keinen Balg mehr hatte. Sollte man es unterbinden? Der unterste dem Knochen am nähesten befindliche Theil des Gewächses war zu breit, und es erforderte also zu viel Zeit, ehe man das Gewächs vom Knochen losbinden konnte, überdem war es auch nicht unwahrscheinlich, daß die Schmerzen, welche das Unterbinden verursachen würde, neue Verzuckungen und Anfälle von Starrsucht verursachen könnte. Folglich blieb kein

Weg übrig, als man mußte es behutsam wegschneiden. Die Hauptbedenklichkeit hiebey war wohl diese, daß man eine starke Verblutung befürchten mußte, dergleichen sich, wie der Kranke erzählte, schon vor acht Tagen einmal ereignet hatte. Wir hofften dieser zuvorzukommen, wenn wir die Oberschenkelpulsader mit dem Tourniquet zusammendrückten. Herr D. Leber schnitt dahero den ersten April dieses Gewächs so behutsam und unmerklich weg, daß der Kranke nichts eher davon wußte, als im letzten Augenblicke. Es bestand theils aus fleischigen, theils aus fetten, theils aus knorplichten Theilen, worinnen eine Menge Blutgefäße verwebt waren. Man verordnete dem Kranken eine beruhigende Kampheremulsion, er behielt aber bey Gebrauch derselben gleichwohl immerfort die Halsstarre, und die Nacht darauf ward er von einer krampfhaften Vorbeugung des ganzen Leibes (Emprosthotonus) befallen.

Gleich nach der Operation legten wir auch auf die starren Orte äußerliche Mittel. Wir hatten bey einem jungen Menschen, der den Kinnbackenzwang von einer venerischen Ursache hatte, eine vortrefliche Wirkung von den Umschlägen aus Pferdemist gesehen, die Paräus empfiehlt. Hier versuchten wir es auch, aber ohne allen Nutzen. Auch Breyumschläge sowohl blos erweichende als auch mit Kampher versetzte, schafften keine Linderung. Wir liessen erst gemeine Clystiere setzen, wechselten auch mit nährenden ab, und versetzten sie endlich mit etwas Mohnsaft. Ich hatte bey Krämpfen, wobey der Kranke fast einen ganzen Tag nichts hinunterschlucken konnte, mehrmals erfahren, daß ein aus fünf bis sechs Unzen Milch und drey bis vier Gran Laudanum bereitetes Clystier ganz sonderbare Wirkungen gethan hatten. Aber auch dieses war hier vergeblich. Auch setzten wir ihm viele

Oehlclystiere, aber die ebenfalls nichts halfen, so wie auch eine Menge Schröpfköpfe, welche man zu wiederholtenmalen in großer Zahl an die Kehle und die Kinnlade setzen ließ. Die schärfsten Breyumschläge und blasenziehende Mittel, die man theils hier, theils an andre Orte legte, schafften keine anhaltende Hülfe. Das Gewächs fieng sogar in drey Tagen an, wieder einer Haselnuß groß zu wachsen. Nach gehaltener Berathschlagung beschlossen wir, es wieder bis an das Periosteum auszuschneiden, diese Operation aber war schmerzhafter, als die erste. Zween Tage nach der ersten Operation gesellete sich ein wahres hitziges Fieber, nebst einem überaus harten Puls darzu. Innerhalb sechs Tagen, so lange dieses anhielt, hatte man ihm fünfmal eine ziemliche Menge Blut weggelassen, und dieses hatte allezeit eine sehr feste Rinde; und der Kranke klagte Tag und Nacht über ganz unausstehliche Hitze: da inzwischen das Thermometer, so man täglich zweymal acht Minuten lang anhielt, meistens nur 98 bis 99, und nur ein einzigesmal 100 Grad zeigte: die letzten fünf Tage konnte er nur wenige Tropfen Urin lassen, bis endlich sein Tod am neunten Tage erfolgte. Bey der Leichenöffnung fanden wir folgende merkwürdige Umstände. Drey Tage weniger sechs Stunden nach seinem Tode war man noch nicht im Stande, die Kinnlade nur ein wenig aus einander zu ziehen, wenn man nicht die größte Gewalt brauchte. Wir hatten das nämliche vormals an einer Frau bemerkt, welche im Krankenhause an der Halsstarre, die sie sich durch den rasendsten Zorn zugezogen hatte, gestorben war. Konnte demnach wohl so lange Zeit nach dem Tode das Zusammenziehen, und zwar in der Stärke, in den Muskeln und Flechsen fortdauern? Das ganze Gewölbe des Gaumes, der Zapfen, der ganze Magenschlund, waren schneeweiß, und nicht etwa nur mit einer weißen Rinde

überzogen, sondern in ihren glatten Häuten und Fasern selbst so gefärbt. Der Magen hatte noch etwas von seiner Flockenhaut (tunica villosa) behalten, auch an den Därmen war noch hin und wieder ein Theil derselben übrig; andre große Stücke der Därme waren hie und da entzündet, purpurroth, und eben so glatt, als der Gaumen. Sonst fand sich inwendig im ganzen Körper eine unglaubliche Menge Fett, und ein ungeheurer Fettklumpen drückte den Magen so fest, daß er ihn in zween Säcke theilte, wie ich schon Kap. 1. n. 4. bemerkt habe, obgleich dieser Mensch niemals einige Neigung zum Brechen gehabt hatte. Die Bänder des Grimmdarms waren ungemein fest und gespannt, und der Darm deswegen der Länge nach gewaltig zusammengezogen, in der Weite aber erstaunlich ausgedehnt. In der Gallenblase waren zwey Unzen kohlschwarze Galle. Die Harnblase war völlig leer, und man sahe daraus, daß an der Verhaltung des Urins fünf ganzer Tage vor seinem Tode der Mangel der Absonderung, oder eine unächte Harnverstopfung Ursache gewesen war. Am Mittelfelle und Herzbeutel befanden sich eine Menge Blutgefäße, welche groß und vom Blute ausgedehnt waren. Die Wand des Herzens auf der rechten Seite war sehr dünne, auf der linken ziemlich dicke. Die große Pulsader war von ihrem Ursprunge an bis hinter den Bogen, den sie in der Brusthöhle macht, zweymal weiter als gewöhnlich, und wie ein Sack ausgedehnt. In beyden großen Pulsadern stacken dicke polypöse Gewächse, aus der Pulsader erstreckte sich ein Lymphenpfropf bis ins Herz hinein, der wie eine Zwiebel häutig und äußerlich gelb war, aus geronnenem Blute bestand, inwendig aber hohl, und mit rothem ganz flüßigen Blute angefüllt war. Die Luftröhre nebst den Lungen war ohne Tadel. Der schwerdtförmige Knorpel ganz verknöchert, und die

übrigen Eingeweide und Theile vollkommen gesund. An dem Schienbeinknochen fanden wir drey kleine Erhabenheiten, welche aber mit der Bedeckung des Knochens (periosteum) nicht zusammenhiengen, sondern im Zellgewebe frey lagen, an dem Schienbeinknochen selbst aber einen Auswuchs, der die Länge eines Zolls hatte. Man zerschnitt den Knochen mit einer Säge, fand aber das Mark und die inwendige Oberfläche desselben ganz fehlerfrey.

Sollte wohl der Höllenstein, der den Nerven im Gewächse angegriffen hatte, auch die übrigen Nerven des Körpers so reizen, und eine so heftige Wirkung auf dieselben äussern, daß Flechsen und Muskeln sich noch immerfort zusammengezogen, und krampfhaft gespannt waren, nachdem der Höllenstein lange weggenommen worden war, und mithin die erste Ursache aufgehört hatte zu wirken? Sollte es möglich seyn, daß so starke Krämpfe und Ziehen davon hätten fortdauren können, daß sie selbst drey Tage nach dem Tode des Kranken in der Kinnlade noch nicht gestillt waren? Und wie kann man endlich diesen letzten Umstand nach physiologischen Grundsätzen erklären?

§. 104.

Neunte Aufgabe.

Am 27sten März gegenwärtigen Jahres schickte mir Herr Guarin, ordentlicher Arzt im Krankenhause der barmherzigen Brüder, den Leichnam eines neunzehnjährigen Jünglings, welcher fünf Wochen in diesem Krankenhause zugebracht hatte, ausserordentlich schwach gewesen war, sich des Vergangenen wenig erinnern konnte, folglich auch den Anfang und Verlauf seiner Krankheit nicht zu erzählen wußte, und nur vorzüglich darüber klagte, daß er aus übergros-

ser Armuth und Mangel an allen Nothwendigkeiten in dieses Elend gerathen wäre. Bey seiner Schwäche hatte er einen Schmerz in der rechten Seite, kurzen und schweren Othen, einen öftern Husten, einen geschwinden und schwachen Puls gehabt, über beständigen Durst geklagt, und war immer verstopft gewesen. Man hatte ihn sehr vernünftig behandelt, und die ersten acht Tage hatte es sich angelassen, als wollten seine Kräfte sich wieder finden, nachhero aber hatte er große Herzensangst bekommen, und war zwölf Stunden nach dem Anfange dieser Beklemmungen gestorben. Bey der Oeffnung des Unterleibes sahe man, daß das Bauchfell an einem Orte 1, am andern Orte 3 bis 4 Linien, übrigens weiß, auch voller kleiner Körner und Beulen war. Das Netz konnten wir gar nicht finden. War etwa das Bauchfell deswegen so dicke, weil das Netz vom Grimdarm und Magen, wo es ordentlicher Weise abhängt, losgegangen war, und sich, mit dem Bauchfell verwachsen, in eine unförmige Haut verwandelt hatte? Demohngeachtet fanden wir etwas dem Netze ähnliches, das gleichsam ausgedehnt und mit den Därmen zusammengewachsen war, es war aber in der That das Netz nicht, denn die Därme stacken darinnen, wie in einem Beutel, vorne sowohl als hinten; und es hing überall genau an selbigem an. Bey genauer und langsamer Untersuchung sahen wir vielmehr deutlich, daß die äußere Haut von allen Därmen losgegangen, und mit der losgetrennten Haut der benachbarten Därme verwachsen war: Diese auswendige Haut war rings um die Därme herum abgetrennt. Denn wenn ich sie an einem Orte des Darmes durchschnitten hatte, so konnte ich unter derselben mit dem Finger um den Darm rings herum fahren, und wenn ich ein Stück Darm aus dieser Scheide heraus und an mich zog, so blieb die äußere

Haut oder Scheide der Därme blos, und die Därme ganz, ohne im mindesten zu zerreissen, welches doch hätte geschehen müssen, wenn die äußere Haut nur irgendwo angehangen hätte. Wir erstaunten alle über diese wunderbare Erscheinung, und betrachteten hierauf das Gekrös und den Theil desselben, der am dicken Darme hängt: zu unserer nicht geringen Befremdung giengen die Häute des Gekröses an den dünnen sowohl als dicken Därmen, dergestalt in die obgedachte Scheide oder ehemalige auswendige Haut der Därme hinein, daß beydes nur eine einzige Haut auszumachen schien. Und so wie die Oberfläche der Darmhaut überall mit einer unzähligen Menge gelber Körnchen besäet war, so war es auch das Gekröse sowohl an den engen als an den weiten Därmen. Mit einem Worte, es war zwischen dem ganzen Gekröse und der äußeren Haut der Därme, als man sie bereits weggenommen hatte, weiter kein Unterschied zu spüren, als daß die Häute des Gekröses mittelst eines zellichten Gewebes vereint waren, die äußere Haut der Därme aber völlig frey und los war. Mithin ergab sich daraus deutlich, daß, wie in der Anatomie gelehrt wird, 1) die Därme ihre auswendige Haut vom Gekröse erhalten, 2) die Bänder des Grimmdarms von dieser Haut entspringen, denn sie blieben hier an derselben hangen; als man aber die äußere Haut vom Grimmdarm abgezogen hatte, war an dem Orte, wo die Bänder gewesen waren, nur eine ganz kleine Spannung, und man konnte diese Stücke nur etwas weniger ausdehnen. Ferner sahen wir nachhero ein, daß die Haut, die wir anfänglich für das Netz gehalten und geglaubet hatten, daß sie rings um die Därme sich herum geschlungen hätte, eben diejenige äußere Haut war, welche an vielen Orten zerrissen, und mit der zerrissenen Haut des benachbarten Darmes verwachsen war, und daß diese verwach-

sene Häute eine einzige gleiche Haut vorstelleten. Die Därme hatten daher an der Seite, wo sie nicht am Gekröse anliegen, keine solche Haut, aber nahe am Gekröse waren sie damit bedecket, doch lag sie nicht dicht auf denselben auf.

Es ist schwer, die Länge der Därme zu bestimmen, und wir sehen, daß die Zergliederer hierinn sehr verschiedener Meynung sind. Wenn sie vom Gekröse getrennt werden, so sind sie bald länger bald kürzer, je nachdem sie mehr oder weniger am Gekröse angehangen haben. Dieser Unterschied ist bey einem Menschen immer größer, als bey dem andern. Ausserdem würde die Länge der Därme bey vielen auf eins hinauskommen, wenn nicht die Verschiedenheit des Maaßes in verschiedenen Ländern, die Beobachter bey dieser Bestimmung so gar leicht irre führte. Um dieses zu vermeiden, ist es nöthig, daß man die verschiedenen Maaße kenne, und wisse, wie lang die Elle oder der Schuh in diesem oder jenem Lande sey. Bey den Schuhen ist der Unterschied nicht so beträchtlich, als daß daraus ein merklicher Unterschied in Ausmessung langer Körper entstehen könne, wie ich bereits gezeiget habe. Wenn dahero z. B. Glisson sagt, die dünnen Därme sind 33 Schuh lang, und Garengeot sagt, sie sind 22 Schuh lang, so muß entweder die Person, an der Glisson die Därme ausgemessen hat, ganz anders beschaffen gewesen seyn, als die, woran Garengeot es gethan hat, oder Glisson muß die Därme besser vom Gekröse getrennt haben. Wenn aber die Länge in verschiedenen Schriften nach Ellen bestimmt wird, so muß man schon mehr Vorsicht brauchen. So ist z. B. die Holländische Elle um ein Viertel kürzer als die Wiener, die Pariser um die Hälfte länger als die Wiener Elle. Am besten konnte man hier an diesem Leichname die Därme

messen, weil die äußere Haut davon abgezogen war: sie hatten sich zwar verlängert, weil man sie aus der Haut herausgezogen hatte, man gab ihnen aber die natürliche Länge dadurch wieder, daß man sie aufblies, und sie wieder so dick und weit machte, als sie von Natur sind. Die dünnen Därme waren 12 und die dicken 1½ Wiener Elle lang, sie maßen also zusammengenommen 31 Wiener Schuh. Der Unterschied des Wiener Schuhes von andern ist gleichfalls angemerkt worden.

Wenn demnach ein Mensch 5 Schuhe und seine Därme 31 Schuhe lang sind, so sind die Därme etwas mehr als sechsmal so lang, als der Mensch. Es können aber die Menschen in Betracht der Länge der Därme sehr verschieden seyn, und zwar von Natur, (denn von der widernatürlichen Kürze, davon Dianis in seiner Wundarzneykunst handelt, und von ähnlichen Fällen ist hier die Rede nicht,) und wenn dahero verschiedene Schriftsteller sagen, daß die Därme fünf bis sechsmal so lang als der Mensch wären, aus dem sie genommen worden, so kommt diese Länge ziemlich mit der hier gemachten Bemerkung überein.

Es fragt sich aber vorzüglich hier, was für eine Krankheit diese gewesen sey? und was für einen Namen man ihr geben solle? So weit ich mich in der medizinischen Geschichte umgesehen habe, ist mir nirgends etwas ähnliches vorgekommen. Wie haben ferner die Därme, besonders die weiten, wirken können, da sie doch vor dem Tode dieses Menschen nach gegebenen Laxanzen zu wiederholtenmalen ausgeleert wurden? Woher ist diese Lösung der Därme von ihrer äußersten Haut entstanden? Warum ist daraus keine Verletzung oder merkliche Krankheit entstanden, die einen Fehler der Därme angezeigt hätte? Denn daß dies Uebel schon alt seyn mußte, sahe man

daraus sehr deutlich, daß diese äußere Haut überall an allen Därmen sich losgemacht hatte, und an denjenigen Orten, wo sie sich von verschiedenen Seiten berührt hatte, so fest verwachsen war, daß es nur eine einfache Haut zu seyn schien.

§. 11.

Zehnte Aufgabe.

Eine mit der Lustseuche behaftete Weibsperson trug in ihrer ausserordentlich erweiterten Mutterscheide einen großen Körper, welcher jedoch sehr wenig aus derselben hervorragte. Sie war sechs Wochen lang im Pasmannischen Krankenhause gewesen, und hatte daselbst beständig ordentliche Leibesöffnung gehabt, welches besonders merkwürdig ist, bis sie endlich in diesem Jahre um die Mitte des Jenners ihrer Krankheit erlag. Der ordentliche Arzt dieses Hauses, Herr Collin, schickte mir ihre Gebärmutter mit der Mutterscheide und den Därmen, um darüber öffentliche Vorlesungen zu halten.

Der Wickeldarm war mit der Gebärmutter auf das genaueste vereint, vermittelst eines harten Gewächses, das einer Mannsfaust groß war, in dem vom Gekröse entfernten Theil des Darmes fest saß, und selbigen folglich so erweitert hatte, daß man ohne Mühe die ganze Faust hineinbringen konnte. Gleichwohl waren daher keine üblen Zufälle entstanden: denn derjenige Theil des Darmes, der am Gekröse anhieng, war so weit frey und offen, daß der Nahrungssaft bequem durchlaufen konnte. Man fand überdem einen Darmbruch in der Mutterscheide, dergleichen schon Garengeot und andre bemerkt haben. Folglich hat diese Frau bey einem Gewächse in der Höhle des Wickeldarms, das einer Faust groß war, und bey einem Darmbruche in der Mutterscheide,

eine ziemlich lange Zeit gelebt, ohne von beyden Uebeln gefährliche Zufälle zu bekommen.

Bey einem solchen Bruche, wo ein Stück Darm so eingeklemmt ist, daß derjenige Theil des Darmes, der noch im Unterleibe befindlich ist, frey und offen bleibt, und der Nahrungssaft sowohl als der Unrath ungehindert durchkommen kann, haben wir oftmals erfahren, daß alle Zufälle, welche bey eingeklemmten Brüchen sich zu äußern pflegen, darzu schlugen, und der Kranke sterben mußte, und zwar wahrscheinlicher Weise deswegen, weil sich die Entzündung oder die Krämpfe von dem eingeklemmten Stücke des Darmes in das freye und offne Stück desselben hinüber zogen. Hier war in einem Theile des Wickelbarms ein Gewächs einer Faust groß, der Darm selbst war größtentheils mit der Gebärmutter auf das genaueste verwachsen, und dieses Gewächs nebst dem Darme hing von der Seite der Gebärmutter in die Mutterscheide hinein. Wie kam es nun also, daß sich niemals einige Zufälle äußerten, woraus man auf einen so großen Fehler des Darms oder einen Mutterscheidebruch hätte schliessen können? Ich sehe wohl voraus, daß es Personen geben wird, die sich mit der Fähigkeit, diese Frage beantworten zu können, schmeicheln werden; ich überlasse es ihnen aber selbst zu bedenken, ob sie sich bey solchen Erklärungen beruhigen würden, wenn sie in ihrer Praxis viel Fälle von Darmgicht und Brüchen gesehen hätten.

Fünftes Kapitel.

Vom Harnblasensteine und vom Steinschnitte.

§. 1. Welchen mit Steinschmerzen behafteten Personen das Kalkwasser und die Bärentraube (vua ursi) gar keine Erleichterung verschaffe; und bey welchen hingegen diese Mittel einige gute Wirkung thun, oder gar eine völlige Genesung bewirken. Ob man solchen, wo diese Mittel gar keine Linderung verschaffen, den Steinschnitt widerrathen solle, weil zu vermuthen ist, daß ihre innern Theile schon widernatürlich beschaffen seyn müßten? Die Methode des Steinschnitts, welche gemeiniglich befolgt wird, ist wirklich zu widerrathen; die Methode des Bruder Come aber anzurathen, weil diese letztere nicht gefährlich ist, und diejenigen, welche nach dem Steinschnitte sterben, eigentlich nicht an der Operation, sondern deswegen sterben: weil ihre Krankheit schon vordem ohnehin tödtlich war. Folglich ist sie bey so bewandten Umständen allezeit sicher. Die Gelegenheit, wodurch diese Methode in unserm Krankenhause berühmt worden ist. §. 2. Der erste Steinschnitt, bey einer Person, wo man nicht viel Gutes vom Erfolge desselben vorhersagen konnte. Bey dieser Gelegenheit eine genaue Erzählung und Beschreibung der Methode, benebst allen dabey zu beobachtenden Vorsichtsregeln sowohl in Rücksicht auf den Kranken, als auf denjenigen, der die Operation macht, und die Gehülfen. Der Tod dieses Menschen und die Oeffnung desselben. Be-

obachtungen an dem Leichnam, welche zur Empfehlung dieser Methode gereichen müssen. Der zweyte Steinschnitt, der glücklich abgegangen. Die dritte Geschichte, wo die Krankheit angebohren, und mithin der Ausgang der Operation ungewiß, gleichwohl der Steinschnitt selbst ohne Tadel war; die Wunde aber wegen des beständigen Zuflusses von Eiter, der seinen Grund in der widernatürlichen Beschaffenheit der Theile hatte, und wegen des immer fortwährenden Eiterausflusses eine lange Zeit nach der Operation offen blieb. Die vierte Geschichte von Steinschnitte bey einer Person, die wahrscheinlicher Weise die Anlage zum Stein mit auf die Welt gebracht hatte, und wo man sich gleichfalls nicht das beste versprechen konnte, gleichwohl aber alles sehr glücklich ablief. Die fünfte Geschichte, wo die Steinbeschwerde angebohren war, der Steinschnitt aber die Person vollkommen gesund machte. Die sechste Geschichte von einem verzweifelt bösen Falle, wo der Steinschnitt ungemeine Erleichterung verschaffte, aber doch das Uebel nicht völlig hob. Die siebente Geschichte, die in allen Betrachtungen ganz glücklich abgieng, ob es gleich schien, als wenn die Anlage zum Stein angebohren wäre. Die achte Geschichte von einem Knaben, an dem vor einem Jahre der Steinschnitt nach der gemeinen Methode, und heuer zweymal nach der Methode des Bruder Come gemacht worden war, und wo aus der Vergleichung derjenigen Zufälle, welche der Knabe nach dem ersten Steinschnitte bekam, und denjenigen, die ihm nach ausgehaltener zweymaliger Operation nach des Bruders Come Methode begegneten, zugleich erhellet, wie viel Vorzüge diese Methode vor jener habe. Die neunte Geschichte von einem in Erwägung aller Umstände und Folgen ganz glücklichen Steinschnitte. Die

zehnte Geschichte von einem gleichfalls vollkommen gut gemachten Steinschnitte, wo aber, weil man die Methode in etwas verändert, und ziemlich so gemacht hatte, wie man den Steinschnitt mit der Seitengeräthschaft zu machen pflegt, bedenklichere Zufälle nach der Operation erfolgten. §. 3. Aus allen diesen bisher erzählten Geschichten und Umständen folgen drey und zwanzig Sätze, welche die verschiedenen Methoden des Steinschnittes, besonders die Methode des Bruder Come, ferner verschiedene bey Behandlung solcher Personen vorfallende Umstände und Bemerkungen, den Urin, den Leim und das Eiter der mit dem Steine behafteten Personen, betreffen.

§. 1.

Die Steinschmerzen sind eine Krankheit, welche in Oesterreich ungemein oft vorkommt, gemeine Leute aber öfter als vornehme befällt. Ohnerachtet ich bereits in allen Theilen dieses Werks davon gehandelt habe, so habe ich mir doch wegen der Menge der Beobachtungen vorgenommen, auch im gegenwärtigen Abschnitt weitläuftig davon zu reden. Zuvörderst nun will ich das, was ich schon so oft gesagt habe, hier wiederholen, daß nämlich wiederholte Versuche uns augenscheinlich überzeugt haben:

1) daß eine große Anzahl Menschen von Kalkwasser mit Seife oder von der Bärentraube so viel Linderung bekommen haben, daß sie, ohnerachtet der Stein bey ihnen blieb, gleichwohl so gesund und zu allen Verrichtungen, besonders denjenigen, welche zur Ab- und Aussonderung des Harns gehören, so tüchtig waren, als wenn sie vom Steine völlig befreyet gewesen wären.

2) daß verschiedene andere zwar eine Zeitlang, aber doch keine anhaltende Besserung nach dem Gebrauch dieser Mittel gespürt haben.

3) Daß ziemlich viele aber auch nicht den mindesten Nutzen davon gehabt haben. Wiederholte Erfahrungen haben mich belehret, daß diese letzteren an verschiedenen innern Theilen, z. B. an der Blase, den Harngängen oder Nieren, oder an mehrern dieser Werkzeuge zugleich solche Fehler haben, daß ihnen gar nicht zu helfen stehet, und daß sie sowohl bey dem Gebrauch als bey der Vernachlässigung dieser Mittel immer ihre Schmerzen behalten. Eben deshalber behaupte ich auch schlechterdings, daß solchen Personen mit dem Steinschnitte nicht geholfen werden könne, weil zwar der Stein dann weggenommen wird, die widernatürlich beschaffenen innern Theile aber durch die Operation nicht wieder gesund gemacht werden.

Sollte man also diesen den Steinschnitt widerrathen? Wenn es wahr ist, daß viele an der Operation sterben, wie die vom Steinschnitte gehaltenen Tagebücher klärlich darthun, so kann die kleine Erleichterung, die einige davon haben, daß sie nämlich ihr Leben um einige wenige Grade minder elend noch eine Zeitlang fortschleppen, und ihr Ende auf kurze Zeit verzögern, mit der beschleunigten Todesgefahr vieler anderer wahrhaftig in keine Vergleichung kommen. Wenn man aber so eine Methode des Steinschnittes hätte, daß nicht leicht andre, als denen ohnehin alle Hoffnung zum Leben abzusprechen wäre, davon stürben; wenn die Operation so vortheilhaft eingerichtet wäre, daß auch diejenigen, die einige Fehler an den innern Werkzeugen hätten, entweder merkliche Linderung spürten, oder vollkommen hergestellet würden; wenn endlich die Kunst so hoch gestiegen wäre,

daß man den Stein ohne Lebensgefahr herausbringen könnte; so wäre der Steinschnitt fast allen und jeden Steinpatienten anzupreisen. Ja da man weit sicherer hoffen kann, von den jämmerlichen Schmerzen befreyet zu werden, wenn der Stein weggenommen ist, als wenn er in der Blase bleibet, so würde eine so herrliche Verrichtung allen Methoden, welche auf Linderung und Hebung der beym Stein vorkommenden Zufälle gerichtet sind, in vielen Stücken vorzuziehen seyn.

Die Methode des Bruder Come hat diese großen Vorzüge. Und damit es nicht scheinen möge, als wolle ich dieses nur so geradezu, und ohne Gründe behaupten, so will ich die Geschichte dieser Methode kürzlich erzählen. Im vergangenen Winter war mit der Königl. Prinzeßinn von Lothringen der Herr Cambon, ihr Gesundheitsrath und Wundarzt, mit bey uns in Wien. Er erzählte mir, daß er diese Methode, den Stein zu schneiden, anfänglich zu Paris von dem ehrwürdigen Bruder Come selbst gelernet, und unter seinen Augen geübet, nachhero auch anderer Orten zu öftermalen versucht hätte. Er zeigte mir das berühmte Messer, das den Namen des verborgenen führet, und den Bruder Come zum Erfinder hat. Nun wußte ich, wie viel Widerspruch diese Methode bey berühmten Wundärzten gefunden, und wie man ihr schuld gegeben hatte, als wenn sie die allerschädlichste wäre. Es ist ein Buch davon herausgekommen, das den Titel führet: Recueil de Pieces importantes sur l'Operation de la Taille, faite par la Lithotome caché, Paris, 1751, in welchem alle Gründe für und wider diese Operation vorgetragen werden. Ferner waren damals noch nicht so viele Versuche an lebendigen Personen damit gemacht worden, daß der Erfinder derselben also auch von dieser

Seite das heftige Geschrey seiner Gegner noch nicht hinlänglich widerlegen konnte. Aber die Menge von Curen, die der vortrefliche Cambon nach dieser Methode glücklich gemacht hatte, überzeugten mich von den großen Vorzügen derselben. Ich bat ihn dahero, er möchte uns doch Proben seiner Geschicklichkeit in unserm Krankenhause sehen lassen; und da er darzu bereit war, so suchte ich in der Stadt, in den Vorstädten und in den benachbarten Dörfern eine zureichende Menge von Personen, so mit dem Stein behaftet waren, zusammenzubringen, deren Geschichte ich nach der Reihe jezo erzählen will. Bey diesen Operationen haben uns die berühmtesten Männer, der Rector von Fetzer, der ehrwürdige Präsident der Herr Baron von Swieten, der Dechant Herr Dietmann, als Hof- und Leibarzt, auch einmal der geschickteste Oculist Ihro Kayserl. Majestät Herr Winzel, und viele andre Aerzte und Wundärzte die Ehre ihrer Gegenwart gegönnet.

§. 2.

Erste Geschichte.

Ein Knabe von zwey Jahren, Namens Keller, welcher schon längst Anfälle von der Harnstrenge gehabt hatte, ward am 26sten August 1757 zu mir gebracht. Ich und Herr Leber untersuchten ihn, und entdeckten in seiner Blase einen rauhen harten Stein. Ich gab ihm die Bärentraube, fieng mit vier Gran an und stieg nach und nach bis auf vierzig, und weil das Kind so gar jämmerlich winselte, ließ ich mit unter beruhigende Mittel gebrauchen; anfangs war die dadurch bewirkte Linderung gar gering, nachmals aber so beträchtlich, daß er die Jahre 1758 und 1759 sehr leidlich zubrachte, so lange er nur nicht unterließ, zuweilen die Bärentraube zu nehmen. Im Herbst 1760 aber bekam er ein tägliches Fieber und Brust-

beklemmungen, und mußte zehn Tage lang im Krankenhause sich aufhalten, da er denn während der Zeit die Bärentraube nicht brauchen konnte, gleichwohl aber wie ein Gesunder seinen Harn ließ, nur oft und jedesmal wenig: Nachher wollten ihn seine Eltern wieder zu sich nehmen, man ließ ihn aus dem Krankenhause heraus, und dieses sein Wohlbefinden hielt noch einen ganzen Monat lang an: seit der Zeit aber wollte die Bärentraube gar keine Linderung mehr verschaffen. Ich besorgte daher, daß schon jezt einer seiner innern Theile Schaden gelitten haben möchte, und daß dieser innere Fehler endlich ganz unheilbar werden dürfte, und stellete ihn nun, da er bereits fünf Jahr alt war, dem Herrn Cambon zur Operation vor, nachdem ich ihm alle diese Umstände zum voraus erzählet, und meine Besorgniß entdecket hatte, daß ich mir nämlich schon jezt wenig Hoffnung zu seiner völligen Genesung machte: daß aber gleichwohl bey seiner Methode, die so sicher und gelinde wäre, nichts übles zu befürchten, sondern vielmehr zu hoffen stünde, daß man dem Knaben seine Noth erleichtern, und ihn etwas länger beym Leben erhalten würde.

Herr Cambon ließ daher dem Knaben ein abführendes Mittel und wenig Stunden vor der Operation ein Clystier geben, worauf dieselbe am 15ten December 1760 so, wie ich hier umständlich erzählen werde, unternommen wurde.

Er ließ ihn auf ein Kissen, welches auf einem Tische lag, legen, den Kopf etwas erhaben, die Handgelenke und Schienbeine mäßig so binden, daß sie eine arabische 8 vorstellten, und die Schenkel von einem geschickten Gehülfen gegen den Bauch zu, jedoch auswärts auf beyden Seiten fest halten, so daß der Steis auf dem Rande der Tafel zu liegen kam. Zuerst brachte er den sogenannten Wegweiser (itinerarium)

in die Blase, welcher auf dem Rücken eine ausgehöhlte Rinne hat; und mit der Spitze des Instruments suchte er, wie gewöhnlich, den Stein, um sicher zu seyn, daß er wirklich in der Blase wäre. Hierauf bog er dieses Instrument gegen die linke Seite, gleich als ob er die Hervorragung des Hüftbeins (tuber ossis ischii) suchen wollte. Nachmals gab er dieses Werkzeug einem erfahrnen Gehülfen in die Hand, der es fest in dieser Lage erhalten, und den hohlen Rücken desselben an die linke Seite des Mittelfleisches schief andrücken mußte. Es ist jedoch hierbey zu merken, daß das os ischii nur gewissermaßen der Ort ist, wornach man sich mit diesem Instrumente richten darf; denn nicht nur bey dem andern Geschlechte, sondern auch bey Mannspersonen ist dieser hervorragende Theil des Hüftbeins (tuber ossis ischii) bald mehr bald weniger von der Mitte der Schaambeine und dem Schwanzbeine (os coccygis) entfernt. Da alles in dieser Verfassung war, suchte Herr Cambon mit dem Finger den Ort, wo der Wegweiser stack, legte seinen Finger darauf, und machte mit einem gemeinen Messergen auf dem erhabensten Orte einen Schnitt so tief, bis er mit dem Messergen auf die bloße Rinne des Instruments kam, und die Spitze des Messers in der Rinne fest war, und durchschnitt alsdann die Bedeckungen mit eben dem Messer einige Linien lang schief abwärts, um dem folgenden Instrumente einen sichern Weg zu bahnen. Nun legte er das erste Messergen weg, und ergrif ein andres, welches das verborgene Steinschnittmesser (Lithotomus occultus) genennet wird. Dieses ist so eingerichtet, daß man den Schnitt weiter und enger machen kann, je nachdem man theils einen größern oder kleinern Stein vermuthet, theils die Person, welcher die Operation gemacht wird, jünger oder älter ist. Auf dem sechseckigen Hefte dieses Werkzeugs, der zugleich die

Scheide für dasselbe abgiebt, sind Zahlen angemerkt. Diese zeigen an, wie viel Linien lang man den Schnitt machen könne, und sind 5, 7, 9, 11 und 15. Man stellt sodann den Heft des in seiner Scheide verborgenen Messers, nach der gegenwärtig erforderlichen Zahl der Linien, welche auf dem Hefte selbst angedeutet ist.

Hierauf wird die Spitze dieses Messers durch die vorhin gemachte Oeffnung auf die Rinne des Wegweisers aufgesetzt. Der Operateur sucht hiernächst mit diesem verborgenen Messer die Spitze des Wegweisers, wo in der Rinne desselben ein hervorstehendes Knöpfgen befindlich ist, welches verhütet, daß theils die Spitze des verborgenen Messers nicht darüber hinausgeht, theils auch nicht aus der Rinne herausschlüpfet. Wenn er nun seinen sichern Punct hat, und weiß, daß er in der Blase ist, und zwar an dem Orte der Blase, wo er seyn muß, so zieht er den Wegweiser aus der Blase heraus. Nunmehro richtet er in der Wunde das verborgene Messer so, daß der Rücken desselben nach unten zu kommt, und der vordere Theil des Messers oder vielmehr der Scheide, darinnen es steckt, seinen festen Punct an dem osse pubis hat: bey allen diesen Wendungen hält er den Heft ziemlich horizontal: und wenn er nun das ganze Messer in der Lage hat, daß die Schärfe des Rückens gerade abwärts gekehrt ist, so beugt er nunmehr den obern Theil des Hefts ohngefehr eine Linie breit ganz sachte und behutsam einwärts, gegen die Mitte der Schaam, so, daß das Messer den Schnitt nach der schiefen Linie machen muß, nach welcher ihm gleich anfangs das Messer einen Weg schief gegen die Hervorragung des Hüftknochens zu gebahnt hatte. Indem er nun den großen Heft oder den Heft der Scheide fest in der Hand hat, so drückt er auf den

Heft des Steinschnittmessers, und dieses macht, indem der Operateur das Instrument nach sich zu ziehet, ganz genau eine Wunde, die so viel Linien lang ist, als er vorher das Werkzeug gestellet hatte, und schneidet folglich alle Theile von innen nach aussen zu durch und durch.

Nunmehro ist also eine Oeffnung gemacht, welche vollkommen weit genug ist. Durch diese wird nach der Richtung eines in die Wunde gebrachten Fingers oder eines die Stelle desselben vertretenden Leiters (conductor) eine Zange hineingebracht, und der Stein gesuchet. Vom Anfange der Operation, nämlich von der Zeit an, da der Wegweiser hineingebracht worden war, bis hieher waren drey Minuten verflossen, und die vierte Minute wäre mit der Herausziehung des Steines vergangen, wenn selbiger nicht so gar mürbe gewesen und in kleine Stückgen zerfallen wäre. Daher verflossen mit Suchung und Herausbringung der kleinen Stückgen Steine noch vier Minuten. Weil sich das Kind während der ganzen Operation kaum in etwas rührte, auch nicht eben sehr schrie, so mußte man urtheilen, daß es an dem allerempfindlichsten Orte wenig schmerzhafte Empfindungen hätte, ohngeachtet hieraus noch kein Schluß auf die Unempfindlichkeit der Harnblase, der Muskeln, der Nerven und der Haut zu machen ist. Hierauf wurde wie gewöhnlich ein warmer Umschlag mit Rosenöhl auf den Bauch gelegt; man hat aber weder Geschwulst noch Schmerzen am Leibe hinterdrein bemerken können. Die Wunde verband man gar nicht, damit der Urin ungehindert herauströpfeln sollte, und wenn etwa noch Bröckelgen vom Stein darinne stäcken, selbige zur Oeffnung herausfallen könnten. Auf mein Anrathen spritzte man zu wiederhol-

tenmalen Leinöl mit Gerstenwasser ein, um die zurückgebliebenen Steinstückgen desto eher herauszubringen: auch ließ ich ihm viele Tage lang lindernde Emulsionen geben. Auf Verlangen des Herrn Cambon wurden ihm alle Stunden drey Unzen Gerstenwasser und aller drey Stunden eben so viel Fleischbrühe ohne Brod, nach dreyen Tagen aber Brodbrühen zu trinken gegeben. Man hat dieses Verfahren in unserm Krankenhause mit allen Patienten dieser Art genau beobachtet, weil Herr Cambon oft versicherte, wenn man nicht dergleichen Personen viel zu trinken und dünne Speisen gäbe, so entstünden öfters böse Zufälle, die man ausserdem nicht leicht zu besorgen hätte. Wenn alles so geht, wie es gehen soll, so werden nach acht Tagen allmählich Hülsenfrüchte und zartes leicht verdauliches Fleisch zu essen erlaubet.

Inzwischen war beständig ein anhaltendes nachlassendes Fieber zugegen, und als dieses bis zum zehnten Tage fortdauerte, ja sogar immer heftiger wurde, beschlossen wir einmüthig, dem Knaben die Peruanische Rinde zu geben; versetzten sie aber, weil wir Zufälle von Würmern spürten, mit Zittwersaamen. Es giengen auch wirklich drey Spulwürmer von ihm, das Fieber aber hielt nach wie vor an. Weder vor der Operation, eine Krankheit ausgenommen, die ihm drey Monate zuvor befiel, noch nach derselben hatte er jemals über kurzen Athem, Beklemmungen auf der Brust oder Husten geklagt. — Seit der Operation gieng übrigens nur zweymal ein wenig Harn durch die Harnröhre fort. Endlich zehrte ihn das Fieber ganz und gar aus, und die letzten vier Tage seines Lebens röchelte er, wenn er Othem holte, hatte viel Herzensangst und Beklemmungen, so daß er alle Augenblicke seine Lage im Bette veränderte, bis end-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0140
DFG

sich sein Tod am sechzigsten Tage nach der Operation erfolgte.

Bey der Leichenöffnung waren Herr Cambon, unser ordentlicher Wundarzt und mehrere Kunstverständige gegenwärtig. Die geschlossene Narbe war sechs bis sieben Linien lang, und es war nur noch ein Pünctgen darinnen offen, woraus der Urin beständig getröpfelt war. Hier sahe man nun sehr deutlich, daß der Schnitt durch den ganzen Blasenhals gegangen war, so daß oberhalb des Schnittes nur ein kleines Stück von der Blase selbst durchschnitten, und unterwärts der Anfang der Harnröhre gleich am Blasenhalse mit getroffen worden war. Ich will mich hier, ohnerachtet der Körper in einer gestreckten Lage und auf dem Rücken liegend betrachtet wurde, bey der Benennung der Theile nach ihren natürlichen Verhältnissen richten, und die Blase als oben, die Harnröhre als unten liegend vorstellen, wenn ich gleich vor kurzen bey der Beschreibung der Operation diese Theile umgekehrt benennt habe, wo der Kranke auf dem Tische lag, und seine Hüften nach dem Bauche zu zurückgebogen waren.

Das erste gewöhnliche Messergen macht demnach einen Schnitt über der Höhlung des Wegweisers, da, wo die Harnröhre und der Blasenhals anfängt. Das Steinschnittmesser wird in diese Oeffnung gebracht, durchschneidet den ganzen Blasenhals, und hier bey diesem Knaben, da es so eingerichtet war, daß es die Wunde nur sieben Linien lang machte, nur einen kleinen Theil der Blase. Wenn nun dieses Messer in der Blase von innen nach aussen alles in gerader Linie durchschneidet, so wird folglich auch die ganze Vorsteherdrüse (Prostata) zugleich mit zertheilt. Ferner war in der Blase auch nicht das kleinste Bröckelgen vom Stein mehr zu finden. Weil es aber

unmöglich ist, alle kleine Splitter und Brocken des Steins gleich auf einmal bey der Operation mit dem Löffel herauszubringen, so müssen wir gestehen, daß diese Methode, wo man die Wunde nach dem Steinschnitte sich selbst überläßt, zum wenigsten deswegen vorzüglich gut sey, weil bey dem freyen und ungehinderten Ausflusse des Harns durch die Wunde alle Stückgen des zerbrochenen Steins, ja wenn noch ein ganzer Stein darinnen stäcke, auch sogar dieser bequem und ganz herausgehen muß, und daß eben deshalben auch die Einspritzungen in die Blase von besondern Nutzen sind.

Wir haben oben gesagt, daß der Schnitt schief gemacht wird, und bey Untersuchung dieses Leichnams funden wir, daß dieses auch deswegen nothwendig sey, weil man auf diese Weise dem Mastdarme nicht zu nahe kommt, wenn er nur nicht von Unflath aufgetrieben ist. Folglich muß vor der Operation ja dafür gesorgt werden, daß er durch Laxanzen und Clystieren von allem Unrath und Blähungen gereiniget und erschlaft werde. Bey so bewandten Umständen ist es auch nicht leicht möglich, daß man bey dieser Methode dem Mastdarme Schaden thun kann. Weil wir uns öfters aus dem Stadtkrankenhause Leichname schicken liessen, woran wir uns in dieser Methode übten, so sahen wir diesen Vorzug der Methode des Bruder Come desto deutlicher ein, und nur ein einzigesmal haben wir den Mastdarm verletzet. Wir machten nämlich nach der Methode des Franconi über der Schaam den Schnitt in die Blase, steckten einen Stein, der im größern Durchmesser zwey, und im kleinsten einen Zoll im Umfange hatte, in die Blase hinein, und näheten die Wunde zu. Nunmehro machten wir den Steinschnitt mit dem verborgenen Steinschnittmesser mit genauer Beobachtung

aller Regeln. Der Körper war von einer erwachsenen Person, und der Stein groß; folglich stellten wir das Werkzeug auf funfzehn Linien. Die Oeffnung aber zu klein, als daß ein so großer Stein, mit der Zange gefaßt, dadurch gezogen werden konnte: wir machten also das Loch mit einem Messergen noch um drey Linien größer, und nahmen den Stein heraus. Als wir hernach alle durchschnittene Theile genau untersuchten, fanden wir, daß auch der Mastdarm mit getroffen war, weil er noch voll Unflath stack: und man siehet daraus, daß man ja wohl acht haben müsse, den Mastdarm vor der Operation rein auszuleeren. Herr Cambon versicherte uns, daß ihm dieser Fall noch nie vorgekommen wäre, da er doch diese Operation sowohl an Todten als Lebendigen schon vier und achtzig mal gemacht hätte. Es kann aber das, was hier an einem Todten geschehen war, auch bey Lebendigen geschehen, wenn man die Ausleerung des Mastdarms vernachlässigt.

Bey oft wiederholten Versuchen an Leichnamen haben wir sowohl damals als nachher gelernet, daß diejenigen Personen, welche bey der Operation die Schenkel halten müssen, viel dazu beytragen können, daß der Stein besser oder schwerer herauszulangen ist. Wenn sie den Schenkel so halten, daß das Knie sehr auswärts gezogen wird, so verengert sich der Raum zwischen der Hervorragung des Sitzbeins (ischium) und den Schaamknochen; wenn sie aber das Knie mehr einwärts richten, so wird dieser Raum größer. Diese Bemerkung scheinet bey der Operation von gutem Nutzen zu seyn.

Die Harnblase war so klein, daß kaum ein Stein von zwey Unzen hineingegangen wäre. Dabey war sie überall gegen drey Linien dicke, und mithin sehr fest. Ich habe in den ersten Theilen schon ähnliche

Fälle beschrieben, wo die Blasen eben so klein und dicke waren. Ist nun die Blase bey solchen Personen schon seit geraumer Zeit so klein und dicke gewesen? oder ist sie erst nach der Operation so geworden? Man kann beyde Meynungen mit verschiedenen Gründen vertheidigen. Daß sie nicht so gewesen seyn könne vor und bey dem Steinschnitte, scheinet aus der Operation selbst zu erhellen, wobey verschiedene Instrumente in die Blase gebracht werden, welche in einem so engen Behältnisse sich kaum würden drehen und wenden lassen, wenn nämlich die Blase so zusammengezogen und so dick wäre, daß man nicht im Stande wäre, sie auszudehnen. Da aber doch ein Stein von zwey Unzen in diese Blase hineingegangen wäre, und der, welcher bey diesem Knaben darinnen stack, so sehr klein war, daß alle Stückgen und Bröckelgen zusammengenommen nicht über 71 Gran wogen, so ist wohl noch so viel Platz übrig gewesen, daß der Wegweiser und das Steinschnittmesser, und als diese herausgezogen waren, die Zange, die nicht weit hineingebracht wurde, Platz genug in der Blase hatten, sich hin- und herdrehen zu lassen. Mithin kann die Blase auch vor der Operation so klein gewesen seyn, und daß dieses wirklich hier der Fall gewesen sey, ergiebt sich aus folgenden Umständen:

1) Weil in andern Fällen die Blase durch den Steinschnitt nicht so verändert zu werden pfleget.

2) Weil ich so ungemein kleine und unglaublich zusammengezogene Blasen auch bey Personen, die mit dem Stein behaftet waren, gefunden habe, ohne daß sie die Operation vorher ausgestanden hätten.

3) Weil dieser Knabe bey der Krankheit, die er drey Monate vorher im Krankenhause gehabt hatte,

seinen Harn zwar ohne Mühe, aber doch jedesmal nur in geringer Menge lassen konnte.

4) Weil die Einspritzungen, die man sogleich nach der Operation machte, so wenig auch die eingesprützte Flüssigkeit am Menge betrug, sowohl damals als in der Folge den Augenblick wieder abgieng, wenn nur das kleinste Spritzgen voll eingespritzet worden war. Wenn dahero dieser Knabe am Leben geblieben wäre, so würde er gewiß den Fehler beständig behalten haben, daß er das Wasser nicht lange hätte halten können, wenn auch die äußere Wunde noch so gut zugeheilet wäre. Aber eine so dicke und zusammengezogene Blase wäre auch wohl nicht fähig gewesen, eine gute Narbe zu machen, und also hätte der Patient wohl Zeitlebens eine Fistel behalten.

Uebrigens fand man bey der Zergliederung seines Körpers eine große Anzahl der Gekrösdrüsen verhärtet, die große Magendrüse (pancreas) ungewöhnlich groß und ganz skirrhös; die Leber voll kleiner Beulen, trocken und hart; die Milz voll kleiner Knoten, die ganze rechte Lunge skirrhös, die linke weich und mit Knoten untermengt. Da wo sich die Luftröhre in zwey Theile theilet, waren skirrhöse Drüsen so groß, wie Kastanien, eben so war es mit der Brustdrüse (glandula Thymus) beschaffen. Der ganze Körper war vertrocknet und abgezehret, hatte auch fast kein Blut mehr.

Vor der Operation hatte er, wie man sich mit Zuverläßigkeit erinnern konnte, niemals Husten oder Fieber gehabt, ausser die wenigen Tage über bey der Krankheit, die er drey Monat zuvor ausgestanden hatte. Bey der Operation wunderten wir uns alle, daß der Knabe so fleischig war. Folglich scheint es, als wenn diese große Veränderung seines Körpers die

sechzig Tage über, die er nach der Operation noch lebte, sich ereignet habe. Und allerdings kann ein lang anhaltendes Fieber auch in einem gesunden Menschen alle flüßigen und festen Theile verderben, zu tödtlichen Verstopfungen und Verhärtungen Anlaß geben u. s. w. Sollte wohl die Wunde in der Blase, die wegen der Verschwielung der Lefzen niemals vollkommen zuheilte, und von der Schärfe des herauströpfelnden Urins beständig gereizt wurde, oder die Einsaugung dieses scharfen laugenhaften Harns in das Zellgewebe der Wundenlefzen die Ursache dieses Fiebers gewesen seyn? besonders im ersten Monate, da die Lefzen der Wunde noch groß waren?

Zwote Geschichte.

Ein Knabe von zehn Jahren hatte zu Larenburg schon seit vier Jahren allerley Zufälle ausgestanden, die von Steinbeschwerungen herzurühren pflegen. Der Arzt des Ortes, Herr Lauter, hatte ihm die Bärentraube gegeben. Der Kranke aber war sehr nachläßig im Gebrauch derselben gewesen, und dahero nicht viel leidlicher worden. Am 22sten December 1760 machte Herr Cambon den Steinschnitt nach seiner Methode an ihm: vom Anfange der Operation bis zu der Zeit, da er die Zange in die Blase steckte, um den Stein anzufassen und herauszunehmen, vergiengen nur fünf Minuten, weil aber der Stein sehr leicht, (er wog nicht mehr als 52 Gran) stachlig und rauh war, so daß eine Menge kleiner Stacheln, zwey bis drey Linien lang, überall hervorragten, konnte man ihn mit der Zange nicht gut fassen, und die Operation dauerte also eilf Minuten. Anstatt, daß der Knabe, von dem wir in der ersten Geschichte sprachen, ruhig und stille war, heulte und schrie dieser desto erbärmlicher, und schon, da der Wegweiser in die Blase

gestecket wurde, schrie er so heftig und stellte sich so ungeberdig, daß ihn vier Personen kaum zu halten im Stande waren. Die ersten vier Stunden nach der Operation klagte er über heftige Schmerzen, nachhero aber versicherte er beständig, daß ihm nicht das geringste mehr weh thäte. Sein Bauch lief nie auf, war nie hart und nie schmerzhaft. Wir behandelten ihn vollkommen so, wie den ersten. Den 25sten December floß etwas Blut durch die Wunde, die Harnröhre und die Nase zu einer und eben derselben Zeit ab, hörte aber bald wieder auf. Er befand sich anhaltend wohl, schlief vortreflich, aß, trank und verdaute gut, hatte auch ordentliche Leibesöffnung. Die Wunde blieb lange offen, wiewohl Herr Cambon am 3ten Jenner 1761 den Knaben anriethe, er sollte, wenn er das Wasser lassen wollte, die Hand auf die Wunde halten, und dadurch den Abfluß des Urins durch die Harnröhre zu befördern suchen. Zu Ende des Monats Januar und im Anfange des Februars mußte man die Lefzen der Wunde mit Höllenstein bedüpfen, und den Knaben immerfort mit zusammengebundenen Schenkeln sitzen lassen, bis sich endlich am 6ten Februar die Wunde geschlossen hatte. Die ganze Zeit über, wenn er vor und nach dem Zuheilen der Wunde Urin ließ, war selbiger immer bleich, von üblen Geruch, oft durchsichtig, oft auch mit einem solchen Schleime vermischt, dergleichen sich bey Personen, die mit dem Steine behaftet sind, immer zu zeigen pflegt. Endlich verlohr sich der Schleim und der üble Geruch im Urin, doch konnte er nicht mehr als ein Unze auf einmal lassen. Ein Durchfall, welcher hinzukam, und drey Tage lang anhielt, wurde durch den Gebrauch der Rhabarber mit Myrobalanen und Theriak, den man Abends gab, gehoben. Den 21sten Februar gieng der Knabe völlig

gesund, fleischig und fett zu seinen Eltern heim, und befindet sich bis jezt in allen Stücken wohl.

Dritte Geschichte.

Ignatius Stigler, ein Knabe von zehn Jahren, hatte, so lange er denken konnte, immer bald größere, bald gelindere Schmerzen beym Harnlassen empfunden. Vor sieben Jahren gaben ihm seine Eltern, als einmal diese Beschwerden sehr überhand genommen hatten, Peterstilienwasser eine lange Zeit zu trinken, wovon er anfangs Linderung empfand, welches aber nicht gar lange anhielt. Man hatte ihn hierauf ins Wayfenhaus aufgenommen, wo er fünf Jahre blieb, und dann in das Krankenhaus des heiligen Marcus gebracht wurde. Hier ließ man ihn neun Monate lang die Bärentraube brauchen, welche aber nichts fruchtete. Zuletzt schickte ihn Herr Reichberger auf mein Ersuchen zu Anfange dieses Jahres in unser Krankenhaus.

Ich schlug Herrn Cambon vor, den Steinschnitt an diesem Knaben zu vollziehen, ob ich mir gleich hievon im gegenwärtigen Falle wenig oder gar keinen Nutzen versprach. Denn weil doch einmal bey einem so eingewurzelten und immer zunehmenden Uebel der Tod fast unvermeidlich war, so konnte man doch wenigstens jene unschädliche Operation versuchen; da Herr Cambon aus vielfältiger Erfahrung wußte, daß sein Verfahren beym Steinschnitte nicht allein die Gefahr keinesweges, ausser in sehr seltnen Fällen, dergleichen oben in der ersten Krankengeschichte statt fand, vermehrte, sondern vielmehr das Leben solcher Personen, die unvermeidlich am Steine sterben müßten, fristen, und ihre Schmerzen erleichtern, wo nicht gar heben könne; hingegen wo die Operation fruchtlos ablaufe, da müsse man die Schuld nicht auf seine

Verfahrungsart, sondern auf eine fehlerhafte Beschaffenheit der innern Theile schieben. Herr Cambon unternahm also die Operation am 7ten Jenner 1761, und vollendete den Schnitt in vier Minuten. Weil er einen großen Stein vermuthete, so richtete er das Steinschnittmesser auf eilf Linien, dennoch war die Wunde noch nicht groß genug, sondern mußte beym Herausnehmen des Steines um zwey bis drey Linien verlängert werden. Der Stein wog zwey Unzen und fünf und ein halb Quentgen.

Nach der Operation äußerte sich zwar weder Geschwulst noch Schmerzen im Unterleibe, aber bald darauf erfolgte ein anhaltendes Fieber, wobey das Niederschlucken dem Knaben sehr schwer wurde. Doch stellte sich am fünften Tage ein kritischer Durchfall ein, wodurch die Krankheit gehoben wurde. Ganzer acht Tage lang befand er sich ganz wohl. Hierauf verfiel er in ein anhaltendes nachlassendes Fieber, das gegen Abend allezeit heftiger wurde, und zuletzt den Gebrauch der China nothwendig machte, worauf es sich am achtzehnten Tage nach der Operation gänzlich verlor. Weil aber die Wunde sich noch gar nicht zur Heilung anließ, so hielt ich mit dem Gebrauch der China ferner an, und hoffte dadurch, wie in andern Fällen so auch hier, eine gute Eiterung zu veranlassen. Wiewohl nun dieses nicht erfolgte, so fuhr ich doch mit diesem Mittel fort, weil ich besorgte, es möchte der faule Harn, welcher in den Falten der Wundenlefzen stockte, und mithin eingesogen wurde, ein neues Fieber erregen, wenn ich nicht auf diesem Wege der Fäulniß im Blute vorzubeugen suchte.

Der Knabe befand sich vollkommen wohl, aber die Wunde blieb immer offen, und erzeugte ein Hohlgeschwür in dem Mittelfleisch, worauf sie nach Ablauf eines Monats zuheilte, und nur ein kleines Loch zurück-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0149
DFG

ließ, aus welchem der Harn beständig tropfenweis abfloß. Alle in der zwoten Krankengeschichte angeführte Mittel, das Schröpfen, fleischmachende Pulver, der Höllenstein und das Zusammenbinden der Oberschenkel, alles half hier nichts: endlich aber fing zu Anfang des Septembers das Geschwür an, sich zu schliessen, und jezo, da ich dieses schreibe, ist es schon sechs Wochen, daß es vollkommen zugeheilt ist.

Vierte Geschichte.

Johann George Sick, ein Knabe von vierzehn Jahren, hatte, wie er von seinen Eltern wußte, von seiner frühesten Kindheit an öfters Steingries mit dem Harne weggelassen, und erinnerte sich selbst, daß er schon seit acht bis neun Jahren immer Lendenschmerzen ausgestanden und ein Brennen vermerket hätte. Man untersuchte ihn und fand den Stein in seiner Blase. Am 12ten Jenner machte Herr Cambon in sieben Minuten den Steinschnitt an ihm. Ueberhaupt waren meistens noch nicht ganz vier Minuten vergangen, als er schon so weit mit der Operation gekommen war, daß die Zange in der Blase stack, und die übrige Zeit verstrich mit dem Suchen und Anfassen des Steines. Dieser war in gegenwärtigem Falle klein, länglicht, rauh, körnig, und am Gewichte funfzig Gran schwer.

Die Schmerzen währten kaum eine Stunde. Fieber bekam der Kranke gar nicht, sein Leib wurde weder hart noch schmerzhaft. Gleich an dem Tage, da die Operation gemacht worden war, gieng anfangs ein Pfund Blut, und in den folgenden Tagen Blut mit Harn vermischt, durch die Harnröhre ab. Den achten Tag darauf ließ er den Harn ohne alles Blut, mit einem weißem Bodensatze, und rothen oder gelben Sande, niemals aber so schleimig, wie er bey

Personen, die mit dem Steine behaftet gewesen, zu seyn pflegt: nach vierzehn Tagen war seine Wunde ganz geschlossen, und den 7ten Februar gieng er gesund nach Hause.

Fünfte Geschichte.

Carl Heigner, ein Mensch von zwanzig Jahren, kam den 3ten Jenner 1761 zu mir, und erzählte, daß er, so lange er gedenken könnte, beym Urinlassen Brennen und Schmerzen gehabt, oft eine wahre Harnwinde (stranguria) bekommen, und nach heftigen Bewegungen des Körpers rothen, und andremal bleichen und mit einem zähen Schleime vermischten Harn gelassen hätte. Bey der Untersuchung entdeckten wir, daß in seiner Blase ein Stein stack. Wiewohl ich mir in solchen Fällen, wo diese Krankheit angebohren ist, nicht sonderlich viel von Arzeneyen verspreche, so faßte ich doch den Schluß, die Bärentrauben bey ihm zu versuchen. Ich gab sie ihm vierzehn Tage lang, aber ohne allen Nutzen, und nahm ihn alsdann ins Krankenhaus. Den 19ten Jenner operirte ihn Herr Cambon, und machte den ganzen Schnitt in drey Minuten: der Stein war eyrund, platt, und wog drey Loth und anderthalb Quentgen. Es erfolgte ein sehr starker Blutverlust: man befestigte also einen Kegel aus Lerchenschwamm in der Wunde, verordnete ihm Mohnsaft in reichlichen Gaben, und stillete nach und nach das Bluten so, daß es innerhalb 24 Stunden völlig vorbey war, sich auch, als man nach 48 Stunden den Verband abnahm, nicht wieder zeigte. Am 23sten Jenner giengen mit ziemlichen Schmerzen zwey Stückgen Stein zur Wunde heraus, die bey der Operation vom Steine losgerissen seyn mochten: und er ließ durch die Harnröhre zwey Unzen Urin, womit ein ausseror

ordentlich zäher stinkender Schleim vermischt war. An eben diesem und folgenden Tagen klagte er über einen empfindlichen Schmerz in der Schaamgegend, der zwar schon vor der Operation da gewesen wäre, jezt aber, wie er sagte, weit stärker würde. Man ward eine kleine verhärtete Drüse in den Weichen gewahr. Am 25sten Jenner giengen noch viele Steinsplitter mit ziemlichen Schmerz und einem geringen Blutabgang vergesellschaftet, zur Wunde heraus, die von der äußern Schale des Steins zu seyn schienen. Bald darauf äußerte sich ein trockner Brusthusten, welcher aber auf den Gebrauch eines Brustdecocts vergieng. Den 29sten Jenner ließ er zwey Pfund Urin durch die Harnröhre weg, der nicht mehr so übel roch, auch nicht so leimig war. Am ersten Hornung kam an der Seite, wo der Schnitt gemacht worden war, unten am Hodensacke eine schmerzhafte Geschwulst zum Vorschein, und den Tag darauf eine starke Entzündung, weswegen man Breyumschläge auflegte. Den dritten Februar schien das Eitergeschwür reif zu seyn, und man öffnete es also. Es eiterte zehn Tage, und den 14ten Februar war es ganz heil. Hierauf gieng eine Menge Urin ab, der nur alsdann etwas leimig aussah, wenn er lange gestanden hatte. Den zwanzigsten Tag nach der Operation hatte sich die Wunde geschlossen. Am 21sten Februar gieng er gesund aus dem Hause, und hat sich nachhero zu verschiedenenmalen gesund sehen lassen.

Sechste Geschichte.

Matthias Kolb, ein Schuster, sieben und funfzig Jahr alt, kam den 21sten Julii 1760 zum erstenmale zu mir, mit dem Anbringen, daß er seit dem Alter von zwey und einem halben Jahre öfters die Harnwinde gehabt habe, zuweilen Blut mit dem Urin

liesse, auch einen weißen sandigen und sehr zähen Bodensatz darinnen spürte, auch mit Stuhlzwang und Vorfall des Mastdarms geplagt sey. Wir konnten bey der Untersuchung keinen Stein bey ihm finden: gaben ihm aber die Bärentraube, wobey er sich bis zu Ausgang Weinmonats leidlich befand, nachher aber keinen Nutzen mehr davon spürte. Bey abermaliger Untersuchung entdeckten wir einen großen und rauhen Stein in der Blase. Wir liessen ihn also bis zum siebenten Jenner 1761 die Bärentraube im Pulver und Absud, Milchtränke, schleimige Mittel und Mohnsaft nach einander brauchen, wobey er sich zuweilen leidlich befand, andremal aber keine Linderung merkte. Um diese Zeit aber rieth ihm jemand, alle Tage einen halben Löffelvoll geriebenen Rettig, mit Baumöhl vermischt, einzunehmen. Als er es drey Tage gebrauchet hatte, besuchte er mich, und erzählte, daß es ihm wohl bekäme, und ich rieth ihm daher, er sollte fortfahren. Dieses leidliche Befinden währte zween Monate, alsdann aber kamen die Schmerzen so heftig, als je vormals wieder. Seine Kräfte nahmen ab, und die Gesichtsfarbe wurde ganz fahl. Er hatte seit zwey und zwanzig Jahren die sogenannte blinde goldne Ader gehabt, diese war seit den letzten zwey Jahren fliessend worden, und blieb es auch jezt, so lange der Harnzwang währte, fast beständig. Aus allen diesen Umständen schloß ich, und versicherte auch meinen Zuhörern zu wiederholtenmalen, daß seine Urinwerkzeuge in einem ziemlich hohen Grade ausgeartet seyn müßten, und daß er vermuthlich nach und nach eingehen würde, wenn er nicht noch durch ein einziges, aber gleichwohl auch ungewisses Mittel zu retten wäre, nämlich durch den Steinschnitt: daß diese Operation, wenn sie auf die vorhin beschriebene Art gemacht würde, nicht leicht gefährlich seyn könne, sondern vielmehr, wie wir schon in einigen Fällen gesehen

hatten, die sicherste Linderung hoffen liesse. Alles dieses sagte ich auch dem Herrn Cambon, und schlug ihm vor, an diesem Manne den Steinschnitt zu machen. Er war willig darzu, und verrichtete die Operation am 24sten März in Zeit von vier Minuten, wobey er das Steinschnittmesser auf funfzehn Linien gerichtet hatte. Der Stein war zirkelrund, platt, auf der einen Seite höckerigt, auf der andern ein wenig ausgehöhlt, roth, körnig, ein Unze und zwey Scrupel schwer. Bey der Operation gieng viel Blut ab; man machte also einen Kegel von Lerchenschwamm und steckte ihn in die Wunde, darauf sich zwar das Blut sogleich stillte, nach zwo Stunden aber in desto größerer Menge wieder hervorbrach. Man wollte die Schlagader binden; es war aber nicht möglich, sie zu finden, vielleicht weil sie zu tief in den innern Theilen stack, und dieses wurde noch wahrscheinlicher, weil diesen und den folgenden Tag Urin und Blut sowohl durch die Wunde als aus der Harnröhre abgieng. Dahero thaten wir, was wir konnten, stillten endlich das Bluten, indem wir einen Kegel von Lerchenschwamm in die Wunde hineinsteckten und wohl befestigten, dabey auch Mohnsaft in ziemlich starken Gaben brauchen liessen. Als wir am vierten Tage nach der Operation wegen des häßlichen Gestanks den Verband losmachten, sahen wir, daß nunmehro das Blut völlig stand. Zu unserer Bestürzung aber gieng nun aller Urin zur Wunde und kein Tropfen durch die Harnröhre ab, und daher geschahe es, daß aller Sorgfalt ohnerachtet, die wir und die Krankenwärter unverdrossen Tag und Nacht anwendeten, der Hodensack, das Mittelfleisch und der Hintere entzündet und beständig roh waren, und wir nur immer dem eintretenden Brande vorzubeugen suchen mußten. Der Hang zur Erzeugung des Steins war bey diesem Manne ungemein groß: der faule Leim setzte sich

in die Falten und Winkel der rohen Wunde, und nach vier und zwanzig Stunden waren schon kleine Steingen daraus worden, so wie auch der auf Löschpapier gesammlete Leim sich in eine dicke kalkartige Materie verwandelte. Als wir endlich gar nicht mehr wußten, wie wir dem kalten Brande wehren sollten, gaben wir ihm die China, und diese that dem Brande wirklich Einhalt. Wir liessen sie daher noch lange nach der Cur fortbrauchen, weil sie ihm so herrliche Dienste that, und seine unreinen bösen Säfte so schön verbesserte. Auch machte man reinigende Einspritzungen in die Blase von Chinadecoct, und legte auf die Lefzen der Wunde ein die Eiterung beförderndes Mittel oder Rosenhonig mit China vermischt. Ausser allen Salben aber, die wir brauchten, um dem kalten Brande in den benachbarten Theilen vorzubeugen, that ihm eine Bähung von ein Pfund Holunderblüthenwasser und einer Unze Bleyessig die besten Dienste. Endlich brachten wir es durch unsre unermüdete Sorgfalt so weit, daß die Wunde anfieng kleiner zu werden, und der faule Urin nunmehr durch die Harnröhre abgieng. Den 4ten May schloß sich die Wunde in der Blase, und in wenig Tagen darauf auch die äußere ganze Wunde. Den 14ten May gieng er nach Hause. Er kam nachhero öfters zu mir, um sich China zu holen, weil er fühlte, daß sie ihn ganz ungemein erquickte und stärkte, und versicherte mich dabey, daß er sich ziemlich wohl befände, und ihm nichts unangenehmer wäre, als daß er so oft sein Wasser lassen müsse. Weil er nachher einigemal über eine Harnstrenge sich beklagte, verordnete ich ihm die Bärentraube. Kurz, seine üblen Umstände waren durch die Operation und nachherige Cur so leidlich worden, als man kaum hätte erwarten sollen, wenn man besonders das noch darzu rechnet,

daß er weder von dem Flusse der goldnen Ader, noch vom Vorfall des Mastdarms die mindeste Ungemächlichkeit mehr empfunden hat.

Siebente Geschichte.

Sebastian Niedermayer, ein Knabe von fünf Jahren, wurde den 28sten März ins Krankenhaus gebracht. Seine Eltern erzählten, daß er gleich nach der Geburt beym Harnlassen Zeichen des Schmerzens von sich gegeben, und hernach, als er zwey Jahr alt gewesen, einen Stein von der Größe einer Erbse weggepisset hätte. Hierauf wäre er ohngefähr zwey Jahre lang von allen Zufällen frey gewesen, seit einem Jahre aber so elend worden, daß er zuweilen blutigen, ein andremal leimigen und sehr stinkenden Urin gelassen, endlich aber von dem immerwährenden Harn- und Stuhlzwang seit acht Tagen einen Vorfall des Mastdarms bekommen hätte. Man untersuchte ihn, und fand, daß er den Blasenstein hatte.

Weil Herr Cambon schon auf seine Abreise dachte, so ersuchte ich ihn, unsre Wundärzte unter seiner Aufsicht und nach seiner Methode den Steinschnitt machen zu lassen; welches er mir auch sehr gern zugestand. Herr D. Leber machte also den Steinschnitt an diesem Knaben vollkommen nach jener Methode. Der Stein war zwar ziemlich groß, aber so löchrig wie Bimsstein, und zersplitterte sich in der Zange. Mit den gesammleten abgebrochenen Stückgen wog er zusammen sieben Scrupel.

Gleich die erste Stunde nach der Operation hatte der Knabe keine Schmerzen, war gar nicht krank, verlangte ordentlich zu essen, spielte den ganzen Tag im Bette, und ließ in kurzen den Urin durch

die Harnröhre. Dieser war anfangs mit vielen, nachher aber immer mit wenigem zähen Schleime vermischt: den zwanzigsten Tag hatte sich die Wunde schon völlig geschlossen, und den fünf und zwanzigsten wurde er seinen Eltern gesund wieder gegeben.

Achte Geschichte.

Herr D. Leber hatte am 26sten May 1760 an einem Knaben, Namens Osfeld, glücklich den Steinschnitt gemacht, wie die ganze Operation Th. 5. zu lesen ist. Weil dieser Knabe nachhero beständig viel Schleim und Eiter im Urin wegließ, auch immerzu Nierenschmerzen hatte, mußte ich ihm die vier Monate hindurch, welche er im Krankenhause zubrachte, die Bärentraube geben. Endlich verloren sich alle diese Zufälle, und er wurde seinem Vater wieder gegeben, mit der Erinnerung, ihm die Bärentraube beständig fortzugeben. Hierauf blieb er bis zum März 1761 vollkommen gesund; weil er aber seine Arzeney nicht mehr gebrauchte, fanden sich die Schmerzen wieder ein, daher er mich bat, ihm wieder solche Pulver zu geben. Diesmal aber nahm er sie ohne Nutzen. Den 10ten April untersuchten wir ihn mit dem Katheter, weil aber die Blase im höchsten Grade zusammengezogen war, so konnten wir keinen Stein entdecken. Den Tag darauf untersuchten wir ihn wieder, und fanden den Stein, weil die Blase gegenwärtig schlaffer worden war. Den 13ten April machte Herr Homburg, Leibwundarzt Ihro Kayserl. Königl. Majestät, unter der Aufsicht des Herrn Cambon den Steinschnitt vortreflich an ihm, wobey die alte Narbe den Weg zeigte. Der Stein zersplitterte sich beym Herausnehmen und alles zusammengenommen wog ein und siebenzig Gran. Gleich vom ersten Tage an nach der Operation befand sich der Knabe

wohl, und bekam keinen von den Zufällen, die er, wie man Th. 5. lesen kann, das erstemal nach der Operation ausgestanden hatte. Wir machten wie gewöhnlich alle Tage Einspritzungen in die Blase, und als schon seit acht Tagen kein Stückgen Stein mehr heraus kam, sondern die eingesprizte Feuchtigkeit allezeit ganz rein ohne Beymischung wieder abgieng, und wir allezeit überzeugt seyn konnten, daß die Blase rein wäre, so wollte der Wundarzt versuchen, ob es nicht möglich wäre die Wunde mit trocknen Bäuschgen, und einem darübergelegtem Pflaster bedeckt, zu zuheilen, und auf diese Art denen bey dem Kranken Nummer 2. und 3. und besonders Nummer 6. erzählten Zufällen vorzubeugen. Der Versuch gieng so glücklich von statten, daß die Wunde den dreyzehnten Tag zugeheilt, und gar keine unangenehme Zufälle mehr übrig waren. Merkwürdig ist es, daß als man bey der ersteu Operation vor zwey Jahren, die Wunde gleich darauf mit Beuschgen und Pflaster verband, dieselbe erst den ein und zwanzigßen Tag zuheilte, dieses mal aber schon den fünften Tag, nachdem das Pflaster aufgelegt worden war. Inzwischen fieng der Knabe doch hinterdrein wieder an über Lendenschmerzen zu klagen.

Weil ich nun besorgte, es möchte sich im kurzen wieder ein Stein aus den Nieren in die Blase herunter senken, so gab ich ihm die Bärentraube. Allein im Julius kam er wieder ins Krankenhaus, und beklagte sich über solche Zufälle die die Gegenwart eines Steins in der Blase anzeigten. Den 18ten August untersuchte man ihn, und entdeckte den Stein in der Blase. Anstatt aber, daß der Knabe sonst beständig über Lendenschmerz geklagt hatte, so fühlte er izt, nach seinen eignen Geständniß gar nichts mehr davon. In der Hoffnung also ihn nunmehr aus dem Grunde zu hei-

ten, ließ ich ihm vorläufig am 21sten ein Abführungsmittel, und am 22sten ein Klystier geben, worauf an eben diesem Tage der obengedachte Wundarzt, den Steinschnit auf die nämliche Art verrichtete. Er wäre in 3. Minuten völlig damit zu stande gekommen, wenn ihn nicht erstlich ein Stückgen des abgebrochenen Steins, das er mit dem Löffel entdeckte, und hieruächst auch noch ein zweyter Stein aufgehalten hätte, es vergiengen daher in allem 10. Minuten. Da schon zweymal an eben dem Orte der Steinschnitt geschehen war, so war zwar der rechte Fleck leicht zu finden, aber dafür war auch die allzuharte Narbe hinderlich. Der erste röthliche Stein wog ein Quentchen und vier Gran, der zweete zwey und funfzig Gran.

Die Schmerzen hielten nach der Operation noch acht Stunden an, nachhero aber erfolgte eine ruhige Nacht. Den folgenden Tag äußerte sich nur ein mäßiges Fieber, und ein gewisses Brennen in der Wunde, übrigens war der Kranke wohl und hatte viel Lust zum Essen. Den dritten Tag war das Fieber vorüber. Den fünften und sechsten Tag gieng viel Urin durch die Harnröhre ab, immer mit zähem Schleim vermischt, welcher doch zulezt beynahe gänzlich verschwand. Als man am achten Tage an der Beschaffenheit der eingesprizten, und wieder abgehenden Flüßigkeit wahrnahm, daß die Blase nun ganz rein seyn müsse, so wurde ein Pflaster auf die Wunde gelegt. Diese war am zwölften Tage gänzlich geschlossen, und der Knabe konnte wieder heim gehen.

Neunte Geschichte.

Franz Domijanitsch, ein Knabe von neun Jahren und vier Monaten, wurde am 21sten April 1761. zu uns gebracht. Seit zwey Jahren hatte er die Harn-

strenge gehabt, nachdem schon zuvor ein Stein von der Größe einer Erbse beym Harn von ihm gegangen war. Bey der Untersuchung mit dem Katheter fand sichs, daß er noch einen Stein in der Blase hatte. Da Herr D. Cambon mit Ihro Königl. Hoheit nach Holland abgegangen war: so machte Herr D. Leber nach der von ihm erlernten Methode die Operation glücklich in fünf Minuten, wiewohl er den Stein, den er erst der Länge nach mit der Zange gefasset hatte, wieder loslassen und in der Breite zu fassen suchen muste. Er wog eine halbe Unze und fünf und vierzig Gran. Der Knabe bekam einen kleinen Fieberanfall, schwitzte die erste Nacht, schlief aber übrigens vortrefflich und war schon den Tag drauf gesund und außer Gefahr. Der Wundarzt machte ihm zweymal Einspritzungen in die Blase, um sie recht zu reinigen, und bedeckte die Wunde am vierten Tage mit einem trocknen Bäuschgen und Pflaster: und auf diese Weise war sie den achten Tag nach dem Steinschnitte völlig zugeheilet. Sein Harn war zwar die ganze Zeit über bleich, und öfters mit etwas Eyter vermischt, niemals aber einiger Leim oder zäher Schleim, wie sonst bey Steinpatienten gewöhnlich ist, darinnen befindlich. Nach vierzehn Tagen konnte er wieder heimgehen.

Zehnte Geschichte.

Ein Knabe, Namens Simon Senis, wurde in einem Alter von vier Jahren und vier Monaten am 27sten April 1761 in das Krankenhaus gebracht. Seit zwey Jahren schon hatte er beym Urinlassen öfters Schmerzen gehabt, diese waren aber seit einem Jahre leidlicher worden. Da ihn seine Mutter um diese Zeit zu Herr D. Lebern ins Haus hingeführt, so hat dieser bey der Untersuchung gefunden, daß der Stein zwischen dem Schlüßmuskel der Blase,

gleich beym Ausgang der Harnröhre steckte; weswegen er auch denselben mit der Spitze des Catheters zurück in die Blase gestoßen hatte. Gleich damals rieth er zum Steinschnitte, weil aber der Knabe nachher, als der Stein wieder in die Blase zurückgestoßen war, fast gar keine Zeichen vom Stein mehr gehabt hatte, so hatte die Mutter nachher über den gegeben, guten Rath gespottet. Jezt aber, da sie ihn am 27sten April ins Krankenhaus brachte, hatte er seit acht Tagen seinen vorigen Schmerz wieder bekommen.

Bey der Untersuchung fühlte man einen Stein, und schnitt ihn den 29sten April nach der bisher beschriebenen Methode, doch mit dem Unterschiede, daß man, als die erste Wunde gemacht war, nicht das verborgene Steinschnittmesser brauchte, sondern mit dem ersten Messer den Schnitt ganz vollführte, so wie bey dem gemeinen Steinschnitte mit der Seitengeräthschaft geschiehet. In sieben Minuten hatte man einen Stein von 35 Gran herausgenommen. Der Kranke schien aber mehr dabey auszustehen, als wenn man die Operation mit dem verborgenen Steinschnittmesser verrichtet. Ganzer acht Tage lang hatte er Schmerzen; Geschulst und Entzündung des Hodensacks, wobey erst ein heftiges Fieber gegenwärtig war, und hintendrein eine starke Eiterung folgte. Nach der Zeit aber wurde er sehr bald wieder gesund; und wiewohl man erst dann anfieng, die Wunde mit gezupften Leinwandsfasern und einen Pflaster zu bedecken, so war sie doch vier Tage darauf ganz zugeheilet. Sein Harn war zwar bleich, hatte aber fast gar keinen zähen Schleim in sich. Nach drey Wochen verließ er das Krankenhaus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0161
DFG

§. 3.

Wer alle diese hier erzählten eilf Geschichten vom Steinschnitte aufmerksam erwäget, der wird bey Lesung der obbelobten französischen Streitschrift, worinnen die Methode des Bruder Come theils gelobet, theils getadelt ist, meines Ermessens nicht mehr unschlüssig seyn, in das Lob mit einzustimmen. Vor zehn Jahren konnte allerdings die Seltenheit der Beyspiele die Leser ungewiß machen, da aber jezt eine große Menge derselben, die sowohl Herr Cambon aus eigner Erfahrung anzuführen wußte, als auch selbst in diesem unsern Krankenhause vorgefallen sind, alle Zweifel hebt, so wird wohl jedermann von den Vorzügen dieser Methode vor allen übrigen Arten des Steinschnittes zur Gnüge überzeugt seyn. Denn wenn wir die Wirkungen und Folgen aller übrigen Methoden, und folglich auch der neuerlichen verbesserten mit der Seitengeräthschaft ohne Vorurtheil betrachten, und mit den Folgen dieser Methode vergleichen, so glaube ich, daß niemand seyn werde, der nicht diese allen andern vorziehen, und zu ihr in allen Fällen seine Zuflucht nehmen sollte. Denn

1) Bedarf es keiner langweiligen Vorbereitung, und man darf nicht ganze Monate auf die Umänderung der flüßigen und Verbesserung der festen Theile des Körpers verwenden; da alle Uebel dieser Art so lange unheilbar sind, als ihre Ursache dieselbe bleibt, und sogar mit der Zeit immer ärger werden. Ist aber die Grundursache gehoben, so vergehen sie entweder ganz, wenn die Cur vollkommen ist, oder sie werden wenigstens gelindert, wenn dadurch die Lebensgefahr, welche ausserdem in kurzen unvermeidlich war, noch auf eine Zeitlang entfernt wird. Sehr selten darf man dabey der Vollblütigkeit wegen aderlassen, denn nicht leicht sind dergleichen Personen vollblütig.

Ein Abführungsmittel und ein bis zwey Klystiere sind alles, was man zur Vorbereitung nöthig hat.

2) Die kurze Zeit, welche zu dieser Operation erfordert wird, wenn man sie auf die beschriebene Art verrichtet, muß gleichfalls gar sehr zu ihrer Empfehlung gereichen. Bey allen übrigen Arten des Steinschnittes verursacht es einen Aufenthalt, wenn der Stein zu mürbe ist, bey allen übrigen Methoden ist es schwer, den Stein herauszunehmen, wenn er länglich ist, wenn er der Länge nach mit der Zange gefaßt worden ist, wenn er so glatt ist, daß er sich nicht ohne auszugleiten an einer Stelle fassen läßt, wenn er rauh und stachlig ist, wie der in der zwoten Geschichte, und sich nicht gut mit der Zange anfassen läßt, wenn er größer ist als die Wunde, und mithin nicht durchgehen will, wenn er ausweicht, und in den Winkel des Dreyecks kommt, welches die geöffnete Zange bildet, und mithin die Spitzen derselben so weit aus einander getrieben werden, daß es unmöglich fällt, die so weit geöffnete Zange durchzubringen; endlich, wenn die Operation mit einem starken Blutverlust verknüpft ist. Lauter Umstände, welche sich bey allen Arten des Steinschnittes ereignen können, und also der unsrigen nicht zum Vorwurf gereichen können. Und wenn kein solcher besonderer Zufall dazu kommt, so ist es gewiß, daß man die ganze Operation mit dem Wegweiser, dem Messer, dem verborgenen Steinschnittmesser, dem Leiter und der Zange innerhalb drey, vier bis fünf Minuten vollenden kann; ja wenn auch solche Unfälle sich dabey ereignen, so währt sie doch nicht länger, als höchstens noch einmal so lang, wie man aus den einzelnen Fällen sehen kann. Und gewiß muß die Kürze der Zeit, welche bey dieser Operation vergeht, schon deswegen in den Augen des Arztes ein starker Bewegungsgrund, sie andern vor-

zuziehen, seyn, weil wir 1) nicht unumschränkte Herren über das Leben und die Glückseligkeit unserer Brüder sind, sondern nur Diener desselben, denen es Gewissen und Menschenliebe zur Pflicht macht, zur Erhaltung und Erleichterung der Sterblichen alles, was wir können, zur Linderung und Verkürzung ihrer Schmerzen beyzutragen. 2) weil man, je heftiger und anhaltender die Schmerzen sind, desto stärkere Fieber und üblere Zufälle zu befürchten hat. Und wenn also diese Methode in allen übrigen Stücken vor den übrigen keine Vorzüge hätte, so wären die angeführten schon hinreichend, ihr den ersten Platz einzuräumen.

3) Weder Herr Cambon hat bey seinem, noch auch wir bey unsern Kranken, jemals einen Schmerz, Härte oder Geschwulst im Unterleibe bemerket, wie doch bey andern Methoden nicht selten erfolget: so, daß sogar viele Personen an Entzündungen der Blase, der Wunde, der äußern Bedeckungen, oder der Muskeln sterben müssen.

4) Sehr wenige haben ein Fieber gehabt, das etwas bedeutet oder lange angehalten hätte, und zwar nur solche Personen, deren Krankheit nicht vom Stein allein, sondern zugleich von einer widernatürlichen Bauart der innern Theile herrührte. In allen andern Fällen war das Fieber sehr gelind, und dauerte nur wenig Stunden.

5) Nicht mehr als zweymal haben wir bey dieser Methode einen starken Blutverlust beobachtet. Nun giebt es aber 1) keine andre Vorrichtung, wo sich nicht, besonders bey der mit der Seitengeräthschaft, ein solcher Zufall ereignen sollte; und sodann sind auch 2) die Blutflüsse in unsern Beyspielen immer ziemlich leicht zu stillen gewesen. Bey dieser Gele-

genheit müssen wir dem Lerchenschwamme abermals sein schuldiges Lob ertheilen.

6) Bey solchen Personen, denen nichts weiter fehlte, als daß sie den Blasenstein hatten, nahm der Urin bald wieder seinen ordentlichen Weg, und gieng schon den ersten, andern, dritten Tag nach der Operation, wenn die Wunde gleich noch ganz offen war, in Menge durch die Harnröhre ab.

7) Besonders scheint es ausserordentlich gut zu seyn, daß man die Wunde eine Zeitlang offen erhält, weil auf diese Weise kein Ueberbleibsel von Stein oder geronnenem Geblüte in der Blase bleiben kann, woraus sonst leicht ein neuer Stein entstehen würde. So haben wir in der fünften Geschichte gesehen, daß bey dem jungen Menschen immerzu die auswendige Steinschaale gleichsam zur Wunde herausgetrieben wurde, die ausserdem darinnen geblieben wäre. Und die Blase des Kindes in der ersten Geschichte war, als man sie nach dem Tode besah, so rein, daß, obgleich der Stein sich darinnen zerbröckelt hatte, dennoch nicht das allergeringste davon zurückgeblieben war.

8) Wenn man die Blase ganzer acht Tage lang täglich ausgespült und gereiniget hat, so daß nicht das mindeste, was nicht darinnen seyn soll, zurückbleibt, so kann man nunmehr die Wunde mit trockenen Bäuschgen und mit einem Pflaster bedecken, und damit so viel ausrichten, daß theils aller Harn desto geschwinder durch die Harnröhre abgeht, theils die Wunde desto eher zuheilt, und der Mensch eher wieder gesund wird.

9) Niemals ist uns ein Fall vorgekommen, wo wir nöthig gehabt hätten, ein Röhrgen in die Wunde zu stecken, und den Urin dadurch herauslaufen zu lassen: sondern bey allen ist er ohne Röhrgen ununter-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0165
DFG

brochen abgegangen. Es könnte zwar die Schärfe des Urins, und der beständig heraustörpfelnde zähe Schleim gewissermaßen die Besorgniß verursachen, es möchten die Lefzen der Wunden schwielicht werden; aber hat man das von dem beständigen Reiben der Röhrgens nicht eben sowohl zu besorgen? Man hat ferner von dem scharfen Urin eine Verblutung zu befürchten: ist aber nicht das mechanische Reiben des Röhrchens eben so beschaffen, daß es einen Blutfluß erregen kann? Und eben deswegen, weil wir bey solchen Personen, denen weiter nichts fehlte, als daß sie den Blasenstein gehabt hatten, weder schwielichte Wundenlefzen, noch auch Blutflüsse, wenn zumal schon der erste Tag nach der Operation vorbey war, bemerket haben, wofern wir nur die Lefzen der Wunde fleißig mit Rosenhonig bestrichen, haben wir geschlossen, daß der Gebrauch des Röhrchens überflüßig seyn würde.

10) Wir haben allen unsern Kranken die Knie, aber nicht so gar scharf, zusammen gebunden, daß sie selbige nicht aus einander sperren konnten, und gleichwohl ist dadurch weder der Abgang des Urins, noch auch der zurückgebliebenen Stückgen Stein verhindert worden: folglich ist die Besorgniß derjenigen ohne Grund, welche glauben, man verhindere beydes, wenn man die Knie zusammenbände.

11) Da so wenig Werkzeuge bey dieser Methode erforderlich sind, so kurze Zeit zur Operation gehöret, und der Kranke so geschwind loskommt, so ist sie in Ansehung aller dieser Umstände allen andern weit vorzuziehen. Wenn das verborgene Steinschnittmesser recht in die schon gemachte Oeffnung hineingebracht, und an das Schaambein, als an einem Ruhepunct, aufgesetzt wird, so durchschneidet es in einem Augenblicke den Blasenhals, etwas von der Blase selbst, die Vorsteherdrüse, den Queermuskel der

Ruthe oder des Mittelfleisches, (Perinaei) das Fett und die äußern Bedeckungen dergestalt auf einmal, daß die ganze Wunde auf ihren Rändern vollkommen eben und gleich werden muß, und keine einzige Muskelfaser widernatürlich gedehnt oder zerrissen wird. Schon dieser einzigen Ursache halber ist dieses Messer allen andern Werkzeugen vorzuziehen, sie mögen nun von den größten Kunstverständigen und noch so fein und sinnreich ausgedacht seyn. Diese Vorzüge sind besonders in der zehnten Geschichte, wo man die Operation mit einiger Veränderung anstellte, nicht zu verkennen. Denn der Erfolg beweist, daß, bey sonst gleichen Umständen, eine hinlänglich erweiterte Wunde geschwinder heilet, weniger Schmerzen in, und weniger unangenehme Zufälle nach der Operation verursachet, als kleinere Wunden, die zu sehr ausgedehnt, auch wohl gar beym Herausnehmen des Steins größer gerissen werden, welches zuweilen bey dem Steinschnitte mit der großen und Seitengeräthschaft geschiehet, wenn der Stein nur um etwas zu groß ist. Und obgleich bey dem Steinschnitte mit der kleinen Geräthschaft, besonders bey Knaben, die Operation leicht auf dem Mittelfleische zu machen ist, indem man den Finger in den Mastdarm hineinsteckt, und den Stein an das Mittelfleisch andrücket, so ist gleichwohl dabey noch zu bedenken, daß der Stein zuweilen rauh und uneben ist, (wie z. B. der in der zwoten Geschichte,) und in diesem wird die in die Bedeckungen und in die Blase gemachte Wunde ungleich, einige Fasern werden zerrissen, welches denn nothwendig üble Folgen nach sich ziehen muß. Bey der minder schmerzhaften und sichern Methode des Bruder Come hat man nichts von allen diesen Ungemächlichkeiten zu befürchten, und mithin ist sie auch bey dem Steinschnitte mit der kleinen Geräthschaft oder der sogenannten Methode des Celsus vorzuziehen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0167
DFG

12) Ich habe eines sehr seltnen Falles Erwähnung gethan, wo der Mastdarm mit dem verborgenen Steinschnittmesser durchschnitten worden war. Die Widersacher dieser Methode behaupten, es trüge sich dieser Unfall öfter zu. In meinem Beyspiele aber geschahe dieses nur an einem Todten, wo man die Därme nicht zuvor gereinigt hatte, und wo man oben über der Schaam einen so großen Kieselstein in die Blase hineingebracht hatte, daß die funfzehn Linien lange Wunde demohngeachtet noch erweitert werden mußte. Hingegen ist uns dieses, so oft wir auch den Steinschnitt in lebendigen oder todten Körpern gemacht haben, nie wieder begegnet, da wir jene Vorbereitung nie vernachlässigten. Wir können demnach aus einer ziemlichen Anzahl Erfahrungen kühnlich behaupten, daß die Besorgniß derer ohne Grund sey, welche dieses Instrument entweder gar nicht, oder doch nicht recht gebrauchet, und vorgegeben haben, man könne den Mastdarm leicht damit durchschneiden. Nur muß der Mastdarm zuvor durch Klystiere von allem Unflath gereiniget und hinlänglich erschlaft seyn.

13) Welche Lage man den Schenkeln der Personen geben müsse, welche man eben um den Steinschnitt an ihnen zu verrichten, auf den Tisch gelegt hat, läßt sich am vortheilhaftesten aus der merkwürdigen Beobachtung abnehmen, die wir oben bey Gelegenheit einer Leichenöffnung mitgetheilt haben. Was wir damals in dem Leichnam versuchten, das kann man an sich selbst, wenn man im Bette liegt, wahrnehmen. Zieht man in dieser Lage den Oberschenkel gegen den Bauch an, und macht damit verschiedene Bewegungen, so wird man finden, daß der Raum zwischen der Schaam und der Hervorragung des Hüftbeins um ein merkliches enger werde, wenn

man die Knie sehr auswärts beugt, und hingegen breiter wird, wenn man die Knie gegen den Nabel zuziehet.

14) Es scheint ferner viel besser zu seyn, wenn man die Person, an der man die Operation machen will, horizontal auf den Tisch, und nur ein kleines Kissen unter den Kopf legt, als wenn die Lage derselben halb scheitelrecht ist: wiewohl man die letztere in dem Steinschnitte mit der großen Geräthschaft erwählet, und beym Steinschnitte mit der Seitengeräthschaft in vielen Schriften angepriesen findet. Die Last der Därme scheint bey der erstern Lage mehr auf das Rückgrad, und weniger auf den Fortsatz des Bauchfells, welcher die Blase umkleidet, zu drücken, selbst das Gewicht der Milz, des Magens und der Leber drückt in jenem Falle nicht so stark auf die Därme. Wir haben daher diese Lage bey denenjenigen, an welchen wir die Operation gemacht haben, jederzeit beybehalten.

15) Hier muß ich mich eines Irrthums schuldig geben, den ich ehedem hegte. Ich habe S. 183. des zweyten Bandes den Vorfall des Mastdarms als eine Ursache angegeben, weshalben man den Steinschnitt verschieben müsse: ich bin aber nunmehro an einer Menge Kranken überzeugt worden, daß auch der stärkste Vorfall des Mastdarms dem vom Steine erregten Stuhlzwange zuzuschreiben sey, und dem Steinschnitte nicht hinderlich seyn könne; ja daß vielmehr, wenn der Stein aus der Blase herausgenommen worden ist, dieser Vorfall in kurzer Zeit ohne irgend ein andres Mittel zu gebrauchen, vergehe, indem die Personen, denen man den Stein geschnitten hat, zu der Zeit immer ruhig liegen müssen, lauter leicht verdauliche weiche Speisen genieſſen, über den andern oder dritten Tag Klystiere bekommen,

und sich also kein harter Koth bey ihnen ansammlen kann.

16) Niemals habe ich die allzugroße Zaghaftigkeit vieler Schriftsteller und Wundärzte billigen können, welche, ohnerachtet sie den Stein schon ehedem in der Blase gefühlt haben, dennoch nicht an die Operation gehen wollen, weil sie gerade zu der Zeit, wenn sie den Wegweiser (Itinerarium) hineinbringen, den Stein nicht finden können. Bedenkt man auf der einen Seite, daß man den Stein in vielen Fällen einen Tag findet, und den andern wieder nicht entdecken kann; und vergleicht man diese Erfahrung mit einer andern, daß nämlich ein Stein, den man einmal mit Zuverläßigkeit entdeckt, und gefühlt hat, sich nicht verzehren oder an einem andern Orte setzen könne; so bleibt keine Ursache übrig, warum man alle jene unangenehme Vorbereitungen noch einmal wiederholen, und sich vielleicht in die Verlegenheit setzen sollte, den Kranken einandermal minder willig zum Steinschnitt zu finden. Waren wir einmal von der Gegenwart eines Steins in der Blase überzeugt, so verschoben wir die Operation niemals, wenn wir gleich den Stein kurz vorher oder beym Einbringen des Wegweisers nicht wieder finden konnten.

Ich läugne zwar die Möglichkeit nicht, daß ein ehemals wahrgenommener Stein entweder mit dem hintersten Theile im Harngange stecken, (dergleichen Fall ich Th. 3. Kap. 4. angeführt habe,) oder aus einem ihm ganz eignenen Sacke nur ein wenig hervorragen, und größtentheils in dem Sacke selbst eingeschlossen seyn könne, wie der Stein des Offiziers war, dessen Geschichte ich Th. 3. Kap. 4. erzählt habe; und in solchen Fällen wird freylich der Stein nicht herausgebracht werden können. Weil man dieses aber nicht mit Gewißheit vorher wissen kann, und

die Operation jederzeit alsdenn unternommen wird, wenn man zu Anfange derselben den Stein noch fühlet, so können solche ausserordentliche Bemerkungen uns hier kein Hinderniß in den Weg legen. Wir haben durch öftere Untersuchung gelernet, daß diejenigen Steine frey in der Blase liegen, welche, so oft man sie untersucht, allezeit fast an einem und eben demselben Orte gefunden werden, und daß ferner diejenigen frey liegen, welche man bald höher oben, bald tiefer unten in der Blase entdecket. Eben so wie diese, werden solche Steine, die an irgend etwas fest anhängen, näher oder tiefer zu liegen scheinen, wenn sich die Blase zusammengezogen hat, und höher oder entfernter, wenn sie sich ausgedehnet hat, ohne daß man weiter ein Kennzeichen angeben könne, ob sie an etwas fest anhängen oder nicht. Folglich giebt es, wie schon gesagt, keine gewisse Regel, dieses zu entdecken, und wenn man beym Steinschnitte einen so ausserordentlichen Fall antrifft, so ist die Schwierigkeit gleich groß, man mag nun die Operation nach dieser oder einer andern Methode verrichtet haben.

17) Wir haben hin und wieder bemerkt, daß der Harn solcher Personen, die den Stein haben, oder ehedem hatten, von bleicher Farbe sey. Ist vielleicht das in dem Steine enthaltene Laugensalz hieran schuld? Allerdings bekommt der Urin gesunder Personen von mineralischen Säuren eine rothe Farbe, und wird hingegen von Laugensalzen bleich. Ich sage Urin von gesunden Personen: denn wenn jemand zuvor einige Arzeneyen zu sich genommen hat, so kann die Farbe des Urins durch die Vermischung mit andern Dingen ausser dem Körper sehr mannichfaltige Veränderungen leiden. Bey allen denenjenigen aber, wo wir den Steinschnitt gemacht hatten, haben wir

beständig bleichen Urin angetroffen, auch dann, wenn die Wunde schon längst zugeheilet war. Rührt dieses etwa von dem häufigen zähen Schleime (gluten) her, der ehedem mit dem Steine zugleich sich in der Blase verhielt, und auch nachher noch in selbiger vorhanden ist. Gleichwohl aber fand man bey dem Kinde in der ersten Geschichte, dessen Leichnam man untersuchte, nicht den mindesten Schleim in der Blase, und doch war der Harn desselben beständig bleich und von sehr üblem Geruche gewesen. Es könnte vielleicht jemand darauf fallen, als ob der Urin davon laugenhaft würde, daß in den Nieren noch Steine enthalten wären. Allein in eben diesem jezterwähnten Beyspiel war nicht nur die Blase rein, sondern auch in den Nieren weder ein Stein, noch auch einiges Eyter zu finden.

18) Dasjenige, was ich Th. 5. vom Schleime solcher Personen gesagt habe, daß sich selbiger nämlich in eine kalkartige Materie verwandele, habe ich dieses Jahr verschiedenemal bewährt gefunden: ja wie sich aus der sechsten Geschichte dieses Kapitels ergiebt, war so gar derjenige Schleim, der auf den Lefzen der Wunde, besonders da, wo beyde an einander anlagen, sich sammlete, und eine Zeitlang liegen blieb, zu kleinen kalkartigen Steingen geworden. Was ist nun aber eigentlich dieser zähe Schleim? Wenn man ihn auf Löschpapier thut, so schmelzet er, und es bleibt fast nichts als der kalkartige Theil desselben zurück. Setzt man diesen Schleim in einem Glase an die Luft, so verdünstet gleichfalls alles Flüssige, und nichts als der Kalk bleibt übrig. Er hat also nicht die Beschaffenheit, wie ein anderer Schleim, welcher, wenn er hart wird, einem Leim ähnlich sieht. Vielleicht wird etwas in der Blase abgesondert, das sich mit den erdigen von den festen Theilen des Körpers abgeriebenen und

dem Harn beygemischten Theilen vereiniget, und nachher, wenn es sich rings um den Stein herum anlegt, jene Art von Schaale macht, die man so oft in dünnen Blättern um den Stein herum angewachsen findet, und welche bey dem Steinschnitte vielmals vom Steine losbricht, wenn man ihn mit der Zange anfaßt. Sind auch wohl etwa die Pulver, welche unter das unrechtmäßig so betitelte Steintreibende Medicament der Frau Stephens kommen, so beschaffen, daß sie mit denen in der Blase abgesonderten Feuchtigkeiten sich in solche kalkartige Blättgen verwandeln, an den Stein anwachsen, und als schalige Stücke Unzen- und Pfundweise mit dem Urin abgehen können, da inzwischen der Stein selbst sich nicht verändert, sondern so groß und hart bleibt, wie er vorher war, und nicht anders als durch den Steinschnitt fortgeschafft werden kann. Ein Beyspiel hiervon kann man Th. 5. Kap. 5. nachlesen.

19) Wie kommt es, daß man Steinpatienten antrifft, in deren Urin fast gar kein solcher Schleim befindlich ist? Vermuthlich ist bey diesen die Absonderung jener Feuchtigkeit in der Blase, der wir Num. 10. Erwähnung thaten, gehemmet, so, daß die von den festen Theilen losgerissene Fäsergen theils an den Stein anwachsen, theils mit dem Urin abgehen. Giebt es in der Natur eine gewisse anziehende Kraft, so würde in diesem Falle die in der Blase abgesonderte Feuchtigkeit eine besonders starke Kraft jene abgeriebenen Theile an sich zu ziehen, besitzen; so wie sie der Stein selbst seiner Natur nach haben müßte: und wenn also diese Feuchtigkeit fehlte, so würde der Stein allein so viel, als er könnte, davon an sich ziehen. Verwandelt sich denn aber aller Schleim bey solchen Personen in Kalk? Im 5ten Theile habe ich mich nicht gewagt, dieses zu behaupten. In diesem Jahre

aber habe ich beständig bey allen diese Erscheinung gefunden, einen oder ein paar Fälle ausgenommen, wo wenig dergleichen Schleim zugegen war. Ich antworte daher nach meinen bis hieher gemachten Erfahrungen, daß ich in dem Schleim aller mit dem Stein behaftet gewesenen Personen so etwas kalkartiges bald in größerer, bald in geringerer Menge angetroffen habe, daß es aber dem ohnerachtet möglich sey, daß jemand, der viele Versuche dieser Art machte, zuweilen eine oder die andre mit dem Stein beladene Person antreffen könne, wo diese Erscheinung sich vielleicht nicht zeigte. Daß man dieses kalkartige Wesen mehrentheils antrifft, beweisen meine vielfältigen Versuche; findet aber jemand, der Gelegenheit hat, viel dergleichen Personen zu bemerken, das Gegentheil, so werde ich ihm nicht widersprechen.

20) Die Geschichte des Steins ist fruchtbar an vielen nützlichen Bemerkungen. Wir sehen aus alle dem, was bisher erzählt worden, daß zuweilen große Steine durch die Harnröhre von freyen Stücken abgehen, und solche Personen geraume Zeit von ihren Schmerzen befreyet bleiben: wir finden aber auch im Gegentheil, daß kleine Steingen niemals einen Ausgang auf diesem Wege suchen, und vielmehr beständige Schmerzen verursachen. Wir bemerken, daß die kleinsten Steingen mit eben so heftigen und anhaltenden Schmerzen, Stuhlzwang, Vorfall des Mastdarms, kalkartigen Schleim, häßlich riechenden und bleichen Urin vergesellschaftet sind, kurz, das Leben dem Kranken eben so sehr verbittern, als der allergrößte Stein nur immer zu thun im Stande wäre.

21) Wenn ein Stein, der aus dem Blasenhalse in die Blase zurückgestoßen worden ist, wie in der 10ten Geschichte geschahe, ein ganzes Jahr so ruhig liegt, daß der Patient kaum weiß, daß er noch einen

Stein in der Blase hat; wenn eben dieser Stein, nach Verlauf des Jahres, wieder anfängt, heftige Schmerzen zu machen, und zwar zu der Zeit, nicht etwa wieder im Blasenhalse, sondern in der Blase selbst liegt, wird denn nicht wahrscheinlich, daß die Th. 5. Kap. 5. zu Ende geäußerte Vermuthung ihren guten Grund habe?

22) Der Knabe in der achten Geschichte, Namens Osfeld, hat innerhalb siebenzehn Monaten den Steinschnitt dreymal an sich bey uns machen lassen, und das letztemal sind zwey Steine von ihm genommen worden. Vielleicht bleibt er nunmehro, da der Lendenschmerz, der sonst nach dem Steinschnitte bey ihm beständig fortdauerte, sich völlig verlor, Zeitlebens vom Steine befreyet, vielleicht aber geht auch diese Hoffnung, wenn sich neue Steine erzeugen, verloren. Man kann bey diesem Knaben sich der Geschichte jenes Kaufmanns erinnern, der, wie Volkammer M. N. C. Dec. 2. Obs. 177. bemerkt, sich schon viermal den Stein hatte schneiden lassen, und alle Jahre einen neuen Stein bekam, den er sich wieder schneiden lassen mußte. Dieses kann sich aber freylich bey jeder Art, den Steinschnitt zu verrichten, zutragen. Ich meines Orts, bin wenigstens davon überzeugt, daß nichts von dem Steine in der Blase zurückbleiben kann, wenn man diese Operation nach der Vorschrift des Bruder Come verrichtet, und daß folglich, wenn nach einiger Zeit wieder ein Stein in der Blase befindlich ist, dieser entweder ganz neuerlich erzeugt, oder aus den Nieren in die Blase herabgekommen seyn müsse. Ich würde mich daher nicht wundern, wenn derselbe Mensch sich zehn oder mehrmal den Stein schneiden lassen mußte. Aretäus hat Lib. 2. Cur. Chron. cap. 3. schon etwas dem ähnliches gesagt: „Wenn jemand," spricht er, „eine An-

„lage zur Erzeugung der Steine hat, so ist niemand „im Stande zu verhindern, daß nicht wirklich Stei„ne sich erzeugen: denn es ist leichter zu machen, daß „eine Frau unfruchtbar wird, als die Nieren, wenn „sie einmal den Hang zum Stein haben, so weit zu „bringen, daß sie keine Steine mehr erzeugen." Ein großes Glück ist es also für die Menschen, daß sie nunmehro von diesem Feinde, so oft es erforderlich ist, mit so geringer Mühe befreyet werden können.

Sechstes Kapitel.

Vom Brennen des Hirnschädels bey hartnäckigen Krankheiten des Kopfes.

§. 1. Bey ältern und neuern Schriftstellern findet man zwar verschiedene Vorschriften über den Gebrauch des glühenden Eisens; indessen stimmen doch alle darinn unter einander überein, daß sie diese Operation für unschädlich halten. §. 2. Der erste hiermit in unsern Krankenhause angestellte Versuch, der aber unglücklich ablief, indem der Kranke plözlich darüber starb. Das Othenholen konnte bey diesem Menschen nicht nach den gewöhnlichen Naturgesetzen geschehen seyn, denn seine Lungen waren ganz sonderbar beschaffen. Der Magen war grösstentheils entzündet, und hatte Brandflecke, und gleichwohl hatte der Mensch weder Fieber noch Schmerzen, noch auch Mangel an Eßlust gehabt. Bey der Untersuchung des Gehirns und der inwendigen Theile des Kopfs, und der Augen konnte man nichts entdecken, was bey ihm Ursache des schwarzen Staars

hätte seyn können. § 3. Der zweete Versuch des Einbrennens an dem Hirnschädel, der eben so übel ablief. Die Geschichte einer vorhergegangnen Krankheit, welche deswegen merkwürdig ist, daß die besten und ausgesuchtesten Arzneyen nach den besten Grundsätzen und mit reifer Ueberlegung dawider verordnet worden waren, nicht die mindeste gute Wirkung thaten. Versuche, die vom Einbrennen zu besorgende Gefahr durch Trepaniren abzuwenden, welche aber gleichfalls fruchtlos waren. Eine Wassersucht der obern Hirnhöle. Seltsame Beschaffenheit des widernatürlich großen Trichters im Gehirne (infundibuli) als Ursache des Staares; wie diese Person habe Athem holen können, lies sich eben so schwer als in dem erstern Falle erklären. §. 4. Viele an Hirnschädeln gemachte Versuche, welche deutlich beweisen, daß diese Operation niemals ohne die äußerste Lebensgefahr gemacht werden können. §. 5. Eine aus allen diesen Umständen nach Grundsätzen der Heilkunde gezogene Folgerung, und darauf gegründete Vorschrift. §. 6. Einige Bemerkungen über das Trepaniren in der fallenden Sucht, anhaltendem Kopfweh, u. s. w.

§. 1.

Das Brennen des Hirnschädels mit wirklichem Feuer (Cauterium actuale) wird von allen Aerzten vom Hippocrates an bis auf den heutigen Tag so einstimmig angepriesen, daß ich kein einziges Heilmittel kenne, welchem man so allgemeinen Beyfall gegeben hätte. Dem einzigen Zecchius und Sennert, der es dem Zecchius auf Treu und Glauben nachgeschrieben hat, und vielleicht noch einige sehr wenige ausgenommen, so haben alle Schriftsteller dieser Operation

Operation ein einmüthiges Lob ertheilt. Indessen sind die Vorschriften, welche man zu diesem Mittel findet, verschieden. So viel man aus den Stellen des Hippocrates Lib. 2. de morbis et lib. de locis in hom. schliessen kann, so hat er das glühende Eisen an vielen, ja an acht verschiedenen Stellen, aber nur auf die äußern Bedeckungen des Kopfes gebracht, und dem ohngeachtet ist es glaublich, daß sich die Wirkung des Brennens bis auf die Knochen erstreckt habe, weil er in der Stelle, wo er vom Brennen nahe an der Nase und im innern Augenwinkel redet, befiehlt, man solle so scharf brennen, daß eine ordentliche Cruste oder Schurf entstehe, und dieses ist doch wohl nicht leicht möglich, ohne bis auf den Knochen einzubrennen. Ja auch da, wo er die Gegend um die Ohren so lange zu brennen anrathet, bis die Pulsadern zu schlagen aufhörten, scheint er ein ziemlich tiefes Einbrennen zu verstehen.

Aretäus erklärt sich Libr. 1. de Cura Chron. cap. 4. de Epilepf. nicht deutlich, wie er es mit dem Einbrennen gehalten wissen wolle, sondern sagt nur so viel, daß es zuweilen nöthig und vortheilhaft sey, den Kopf zu brennen.

Calius Aurelianus erzählt lib. 1. chron. cap. 4. „Themison habe sich des Brennens an der Haut des „Kopfes bedienet, und zwar dergestalt, daß sich am „Kopf ein Schurf gesetzt, und nach und nach abgeblättert hätte."

Celsus sagt Lib. 7. cap. 7. §. 15. de oculorum pituita: „Einige ziehen von der Mitte des einen Ohrs „bis zu der Mitte des andern, und von der Nase bis „an den Wirbel zwo Linien mit Dinte. Da, wo „beyde Linien zusammentreffen, machen sie einen Einschnitt, und brennen daselbst den Knochen, wenn

„das Blut erst hervorzudringen nachläßt. Ueberdies „halten sie auch das glühende Eisen an die Schläfe, „die Stirn und den Wirbel, da wo man auswendig „die Blutadern sehen kann. Sehr oft bediente man „sich des Brennens der Blutadern an den Schläfen; „welches allerdings ein ziemlich heftiges Mittel ist. — „Man öffnet auch wohl diese Adern, läßt Blut her„aus, und wenn genug davon abgeflossen ist, so brennt „man sie mit glühenden Eisenblechen. In der Ge„gend der Schläfe muß man zwar behutsam dabey „verfahren, damit man nicht die benachbarten Mus„keln der Kinnladen verletze; zwischen der Stirne „und dem Wirbel aber kann man desto stärker und „so heftig brennen, daß sich der Knochen blättert. „Auch ist die Methode der Africaner von großer Wir„kung. Diese brennen auf dem Wirbel so stark in „den Knochen ein, daß derselbe wirklich einen Schurf „machen, und sich abblättern muß.“

Marcus Aurelius Severinus hat in seinen Büchern de efficaci medicina, Pyrotechn. Chirurg. lib. 2. pag. 1. die Stellen aus den Schriften aller Jahrhunderte gesammlet, wo von den herrlichen Wirkungen des Einbrennens am Kopfe geredet wird. Er berufet sich daselbst auf die Zeugnisse des Paulus Aegineta, Aetius, Actuarius, Mesues, Rhases, Albucasis, Arnolds de Villa Nova, Andreas Cäsalpinus, Peter Salius, Paräus, Walter Bruel, Theodoricus, Fumanellus, Rondelet, Ludovicus Mercatus, Lanfranc, Jacob Sylvius, Nicolaus Piso, Gariopontus, Bertrucius von Bologna, Cäsar Macha, Johann Heurnius, Epiphanius Fernandez, Fontanus, Theodosius u. s. f. Er selbst ertheilt dieser Heilart ein ungemeines Lob.

Wenn wir alle diese angeführten Schriften der Reihe nach aufschlagen, so finden wir, daß zwar einige

neben den Näthen, die meisten aber auf den Näthen selbst, und besonders an dem Orte, wo die Pfeilnath und die Kranznath zusammenstoßen, daß glühende Eisen aufgesetzt haben, viele auch dabey verordnen, daß man so scharf einbrennen müsse, daß es bis in das Mark der Hirnschale eindringe, und einstimmig rühmen, sie hätten wunderbare und ganz unerwartete Curen dadurch verrichtet. Wir wollen aus dieser Menge nur einige wenige Stellen anführen. Severinus sagt: „Ich habe selbst den Versuch gemacht, „und kann behaupten, daß diese Operation ganz vor„zügliche Dienste leiste. Franciscus ab Angelo, aus Castel-nuovo, wurde von dem schrecklichsten Kopf„schmerze dadurch befreyet, daß man ihm auf dem „Kopfe, da, wo die Pfeil- und Stirnnath zusam„mentreffen, mit einem glühenden Eisen brannte."

Und Epiphanius: „Man kann kaum glauben, „wie sehr das Gehirn durch solches Einbrennen abge„kühlet wird, und wie viel böse Dünste dadurch ver„trieben werden. Wiewohl in den ersten Tagen nach „der Operation sich eine gewisse Erhitzung äußert, so „ist doch der Nutzen, der hinterdrein daraus erfolget, „größer, als der geringe Schaden, den das Feuer „thun kann. Ich habe wahnwitzige Personen an „fünf bis sieben Stellen mit dem besten Erfolg bren„nen lassen, vorzüglich wenn sie nicht sogar große „Hitze im Kopfe hatten. Eben aus dieser letzten Ur„sache habe ich die Frauensperson (deren Geschichte „gleich vorher erzählt worden) nur an einem Orte brennen lassen." Noch neuerlich bezeuget Cäsar Macha consil. 140., „daß er eine Weibsperson, die schon „sieben Monat lang toll war, damit wieder zu sich „selbst gebracht habe."

Gleichergestalt sagt Fernandez in Hist. Medicinal. 47. „Ich habe vormals die Schwiegermutter

„des M. Gentilis, die ihr Gedächtniß ganz verloren „hatte, und zween wahnwitzige und rasende Jüng„linge dadurch geheilet, daß ich ihnen den Kopf in „der Gegend der Hirnschädelnäthe an drey, vier, auch „wohl fünf Stellen brennen ließ.“

Johann Heurnius erzählt von einem Wundarzt zu Utrecht, den er durch Einbrennen in den Hirnschädel von einem sonst unheilbaren heftigen und besonders an einem Flecke festsitzenden Kopfschmerze befreyet habe. Und Aph. 2. Sect. 7. sagt er: „Ein „Mann, der überall am Kopfe Beulen hatte, wurde „bis auf den Knochen gebrannt. Ich krazte nach „und nach das angefressene, welches bis in das Mark „sich erstreckte, ab, brannte sodann den Kopf an ei„ner andern Stelle, und verfuhr wieder eben so, bis „die angefressenen Stellen am ganzen Kopfe abge„schabt waren. Dieser Kranke kam glücklich davon.“

Plater erzählt Lib. 1. pag. 61. „Zu Florenz „soll man mit gutem Erfolg neugeborne Kinder „oben auf dem Wirbel mit einem glühenden Eisen „brennen, um der fallenden Sucht, die eine dort sehr „gewöhnliche Kinderkrankheit ist, vorzubeugen. Die„ses sowohl als auch eigne Erfahrung überzeugt mich, „daß es nicht unrecht sey, sich des glühenden Eisens „auf diese Art zu bedienen, wenn der Sitz einer hart„näckigen Krankheit im Kopfe ist.“

Hieronymus Fabricius ab Aquapendente hat zum Einbrennen eines Fontenells in die Kranznath ein besonderes Brenneisen erdacht, davon man die Abbildung sowohl in seinen Schriften, als auch beym Scultetus, der diese Methode gleichergestalt anpreiset, sehen kann.

Hollerius sagt in einer Anmerkung zum ersten Kapitel seines Buchs de morb. intern. „Das Bren-

„nen mit einem glühenden Eisen geschiehet mitten auf „dem Kopfe, nahe an den Näthen.“ Und Duretus preiset in seiner Erklärung über diese Worte des Hollerius gleichfalls das glühende Eisen an.

Fallopius de Cauteriis pag. 340. räth zwar nicht an, daß man auf den Näthen selbst brennen solle, sagt aber: „Man könne es sicher wagen, auf dem „Kopfe mit glühenden Eisen zu brennen.“

Riviere bedient sich Cap. de Mania. pag. 227. folgender Worte: „Endlich verspricht auch Gordan „großen Nutzen vom Brennen auf der Kranznath, „und führt zum Beweise die Geschichte eines tollen „Menschen an, welcher sich so lange wohl befand, als „er eine Wunde im Kopfe hatte, wo der Hirnschädel „gesprungen war, und diese Wunde offen erhalten „wurde, nachher aber, als die Wunde zugeheilet war „wieder in seinen vorigen Wahnwitz verfiel.“ Und, Cap. de dol. capit. pag. 326. „Wenn man auf der „Kranznath eine Einbrennung in den Hirnschädel ge„macht hat, so sind zuweilen die heftigsten Kopf„schmerzen gründlich geheilt worden. Noch viel wirk„samer ist diese Operation, wenn man sie an den „Schläfen machet, wie man hiervon den Poterius „in obs. cent. 3. cap. 8. und die von mir selbst öf„fentlich in Druck gegebenen Bemerkungen nachlesen „kann.“ Ferner sagt eben dieser Riviere obs. cent. 2. n. 93. „Ich wurde zu einem Knaben, welcher die „fallende Sucht hatte, gerufen; und verschrieb ihm „ein Tränkgen aus hauptstärkenden und krampfwidri„gen Mitteln, und ließ ihn zu viermalen ein abführ„rendes Mittel nehmen, worauf ich ihn an der Kranz„nath brennen ließ. Durch diese beyden Mittel wur„de er von seiner Krankheit befreyet.“

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0182
DFG

Lambswerde erzählet Tom. 2. Sculteti Obs. 9. daß er das venerische Kopfweh mit Brennen auf der Kranznath geheilt habe, und Obs. 11. redet er von einem fallsüchtigen Mädchen, der er erstlich die Bedeckungen des Kopfs queerdurch zerschnitten, und sie nachher in der Gegend, wo die Kranz- und Pfeilnath zusammenstoßen, ziemlich tief mit einem glühenden Eisen gebrennt und glücklich geheilt habe.

Ruck sagt in Oper. et exp. Chir. n. 1. „Diese „Operation ist gar nicht schwer zu machen: Man „brennet nämlich an dem bezeichneten Orte (wenn nämlich zuvor, nach des Celsus Vorschrift, zween Fäden kreuzweis über den Kopf gezogen worden,) mit „einem glühenden Brenneisen ein ziemlich tiefes Loch „in den Hirnschädel.“

Friedrich Deckers erzählt in seinen Exercit. pract. pag. 109. die Geschichte eines blinden Mädgens, die ein Wundarzt in der Kranz- und Pfeilnath ein Fontenell bis auf die äußere Tafel des Hirnschädels gebrannt hatte. Als dieses aber keinen dauerhaften Nutzen hatte, so brannte ein andrer Wundarzt durch die obere Tafel der Hirnschale bis auf das Mark, wobey sich ein zehn Linien großes rundes Stück absonderte, das man auch daselbst abgebildet findet. Da auch alsdann noch keine dauerhafte Linderung erfolgte, so mußte sie diese Operation noch zum drittenmale ausstehen, und erhielt dadurch den vollkommenen Gebrauch ihrer Augen. Deckers will auch Beyspiele gesehen haben, wo der schwarze Staar und die Fallsucht auf ähnliche Art gehoben worden.

Der Pater Sorbait, Professor zu Wien, sagt Prax. pag. 286. Cap. de Cataracta et Amaurosi: „Auch Haarseile sind bey vielen von gutem Nutzen „gewesen, an deren statt aber kann man bey zärtlichen

„Personen (obgleich diese Operation grausamer als „jene zu seyn scheinet,) das Einbrennen wählen und „entweder im Nacken oder oben auf dem Kopfe an „der Pfeilnath verrichten:“ und pag. 598. 599. „Das Einbrennen veranstaltet man oben auf dem „Kopfe über der Kranznath einen Finger lang über der „Nase, dieses soll wider die Schwindsucht helfen. Je „glühender aber das Eisen ist, desto geringer ist der „Schmerz.“

Der berühmte Hoffmann sagt Tom. 4. Part. 4. Med. Rat. Syst. pag. 118. Edit. in 4. de Amaurosi. „Eins der größten Mittel dagegen ist das Brennen „mit einem glühenden Eisen und zwar entweder hinten „am Hinterhaupte oder im Nacken.“

Matthias Gottfried Purmann, ein ehemaliger Breslauer Wundarzt, erzählt in seinen Curiosis observationibus die Geschichte eines Mädgens in Breslau, die niemand an der fallenden Sucht hätte heilen können, er aber durch Brennen mit einem glühenden Eisen an dem schon so oft erwähnten Orte, wo die beyden Näthe zusammenlaufen, curirt habe. Er behauptet steif und fest, daß der Ort, wo sich diese Näthe kreuzen, beständig genau da sey, wo die Fäden über einander laufen, wenn man sie nur so ziehe, wie es Celsus angiebt. Es scheint, als wenn er diese Operation öfters gemacht habe, weil er erzählte, er hätte sie allezeit genau auf diesem Flecke verrichtet, und in der Anmerkung sagt: „Der Wundarzt hat auch „keine Gefahr zu scheuen, und der Patient siehet dies „gern und noch ein mehreres aus. Und wer wollte „dies nicht auch gerne thun, um der großen und „bösen Krankheit wegen, und um der großen „Hoffnung, daß man solche miserable Plage verlie„ret? Wäre auch zu wünschen, daß dieses edle „Hülfsmittel mehr in usu wäre, als es jezo ist, und diese

„Krankheit leider! in unsern Hospitälern so einreißt, „daß es zu erbarmen."

Es haben also mehr als vierzig mehrentheils in ihrer Kunst berühmte medicinische und chirurgische Schriftsteller diese Operation empfohlen, und ihren Nutzen durch Beyspiele zu erweisen gesucht, ohne irgend etwas von einem unglücklichen Ausgange derselben zu melden. Einige haben sogar dreust behauptet, sie sey mit gar keiner Gefahr verbunden. Nach den Vorschriften dieser Männer soll man entweder die äußern Bedeckungen unzertrennt, mit dem Knochen zugleich, brennen, oder erst dieselben nebst der äußern Hirnschädelhaut durchschneiden, lostrennen und dann den Knochen, es sey nun, wie einige wollen, nahe an den Näthen, oder wie andre und zwar die meisten rathen, bey dem Vereinigungspunct der Näthe selbst, mit dem glühenden Eisen brennen. Fast alle stimmen übrigens dahin unter einander überein, daß die solchergestalt verrichtete Operation ganz unschädlich sey.

Weil nun in der ganzen Arzney- und Wundarzneykunst fast kein Mittel zu finden ist, das sich auf mehrere Zeugnisse und auf das Ansehen mehrerer großer Männer gründete, als dieses; so würde ich geglaubt haben, wider meine Pflicht zu verstoßen, wenn ich in schweren und sonst unheilbaren Fällen diese Operation zu wagen unterliesse. Nach meinem Urtheil konnte sie vorzüglich in drey Krankheiten nothwendig werden: in dem anhaltenden Kopfweh (Cephalaea) und Kopfweh auf einer Seite, (Hemicrania) in der unheilbaren fallenden Sucht, und endlich im schwarzen Staar. Es waren auch wirklich gerade solche Kranke in unserm Hause, an welchen wir diese Cur unternehmen konnten. Unter diesen verdienten besonders zwey unser Mitleid, die den Staar hatten,

und bey welchen Queckſilber, China, Elektriſiren, reinigende Mittel aller Art, Umſchläge auf den Kopf, Blaſenpflaſter, Haarſeile, u. ſ. w. nicht das allergeringſte ausgerichtet hatten.

§. 2.

Am dritten Junius des vorigen Jahres machten wir alſo dieſe Operation an einem ſtarken unterſetzten Bauerknaben von zwölf Jahren, der den ſchwarzen Staar hatte. Dieſes Uebel rührte vermuthlich von einer Quetſchung und Erſchütterung des Kopfes her, nachdem er zuvor ſechs Monate lang Erbrechen gehabt hatte, welches ſich zu geſetzten Zeiten nach den Anfällen heftiger Kopfſchmerzen einſtellete. Er konnte Tag und Nacht nicht im geringſten unterſcheiden, und dennoch wurde der Augenſtern auf beyden Seiten ſehr ſchnell und leicht zuſammengezogen oder erweitert, je nachdem er einem hellern oder geringern Lichte ausgeſetzt war. Man kann hieraus gegen Hallern die Empfindlichkeit oder das Nervengefühl des Augenſterns erweiſen; denn da dieſer Menſch völlig blind war, ſo mußte doch ſeine Netzhaut ganz ohne Gefühl ſeyn. Da man dieſe Operation auf zweyerley Art machen kann, nämlich ſo, daß man entweder die äußern Bedeckungen des Hirnſchädels durchſchneidet, oder daß man ſie ſo läßt, wie ſie ſind, ſo wählte Herr D. Leber die erſtere Art, weil er ſie theils ſelbſt ſo gelernet, theils auch von ſeinem verſtorbenen Lehrherrn, dem Wundarzt Laudes, mit dem glücklichſten Erfolg ſo hatte machen ſehen. Eben dieſer hatte ſeinen Lehrlingen und den umſtehenden Wundärzten ernſtlich anbefohlen, allezeit bey Unternehmung dieſer Operation erſt die Bedeckungen des Hirnſchädels aufzuſchneiden und loszutrennen, um die Zuckungen zu verhüten, die bey dem entgegengeſetzten Verfahren allezeit nach dem Brennen hinzukämen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0186
DFG

Diese Lösung der äußern Bedeckungen erregte einen heftigen Schmerz, das Abkratzen der äußern Hirnschädelhaut einen etwas leidlichern, den allergrößten aber das Brennen. Der Kranke klagte über den empfindlich brennenden Schmerz, ohnerachtet er von allem, was mit ihm geschah, nichts wußte. Ich untersuchte, ob die Scheide etwa glühend worden wäre, in welcher man das auf den Schädel gebrachte Brenneisen zu verbergen pflegt, um die zerschnittenen Hautlappen nicht zu verbrennen: aber ich sowohl als andre fühlten beym Anrühren, daß sie kaum heiß war.

In den ersten Stunden nach der Operation hatte er sehr große, nachhero aber mäßige Schmerzen, gute Eßlust, und nur ein einzigesmal einen leichten Anfall vom Brechen, zu dem er ausserdem sehr geneigt war. Man gab ihm Fleischbrühe, Gerstenwasser mit Honig und eine gelind beruhigenden Milchtrank. Den Tag darauf befand er sich vortreflich. Den dritten Tag streueten wir Räucherpulver auf glühende Kohlen, und liessen ihm den Rauch an den Kopf gehen. Der Verband wurde aufgemacht, die blutige Karpie weggenommen, an deren statt Mastixpulver in die Wunde gestreuet, und die Hautlappen wieder ordentlich zusammengelegt. Diese letztern waren zwar unschadhaft, aber so zusammengezogen, daß der Fleck, wo man den Hirnschädel gebrannt hatte, ganz frey und unbedeckt blieb. Wir nahmen ein Heftpflaster, und fügten sie so genau als möglich an einander, verbanden alles trocken, und beschlossen nach dem Rathe des Cäsar Magetus, den Verband selten loszumachen. Die folgende Nacht war sehr ruhig, und der Leib wurde durch ein Klystier offen erhalten. Am 6ten Junius, als den vierten Tag nach der Operation, war der Puls gesund, natürlich, die Lust zum Essen gut,

und am Kopfe kein Schmerz mehr, ausser wenn er ihn bewegte oder schüttelte. Den Abend um acht Uhr sprach ich noch mit ihm, und er versicherte mich in Gegenwart vieler andern, daß er nirgends am ganzen Leibe, noch auch am Kopfe irgendwo Schmerzen fühlte, auch seine Suppe ihm diesen Abend vortreflich geschmeckt hätte. Endlich wünschte ich ihm eine gute Nacht, fühlte seinen Puls nochmals genau an, und fand ihn so gut, als ihn ein gesunder Mensch haben kann. Eben dieses bezeugten auch die Aerzte und Wundärzte, welche nach mir den Puls anfühlten. Inzwischen klagte er, daß sein Gesicht sich nicht im geringsten gebessert hätte. Wir trösteten ihn mit der Hoffnung, die er sich in der Folge von der an ihm gemachten vielversprechenden Operation machen könnte, aber wie betrüglich war diese! Gleich um Mitternacht fieng er an sich zu brechen, weil ihm aber dieses öfters begegnet war, so achtete es sein Wächter anfangs nicht. Als er aber merkte, daß er beym Othenholen auch röchelte, so rufte er die Gehülfen im Krankenhause, die ihn um zwey Uhr, fast am Ende des vierten Tages nach der Operation, sterben sahen.

Niemand wird wohl zweifeln, daß ich und wir alle über diesen unverhofften Fall sehr erschrocken und äußerst betreten waren. Ich kann auch nicht verhalten, daß ich anfangs glaubte, er wäre etwa des heftigen Brechens wegen in Ohnmacht gefallen, daher ich ihm deswegen die Brust stark reiben und auch zwey Tabacksrauchsclystiere zur Beförderung eines Reitzes setzen ließ. Er war aber todt, und konnte diesmal nicht wieder zu sich gebracht werden. Wir untersuchten den Leichnam, und entdeckten äußerlich am Hirnschädel nichts übles. Die Lefzen der Wunde waren untadelhaft, eyterten, und hatten an der Stelle, wo sie am weitesten von dem gebrannten Theile des Hirn-

schädels abstanden, schon angefangen, sich mit der Hirnschädelhaut wieder zu vereinigen. Bey der Oeffnung der Hirnschale fanden wir, daß dieselbe sehr wenig von dem glühenden Eisen gesengt war, so daß man kaum eine Verminderung der Knochensubstanz bemerken konnte, nachdem das Gebrannte abgekratzt worden war.

Der Brand war also gar nicht tief, ja nicht einmal, wie doch die mehresten Schriftsteller verordnen, bis auf das Knochenmark eingedrungen, sondern hatte kaum die Oberfläche angesengt, und schien also unwirksam gewesen zu seyn. Wer wird es unter solchen Umständen wohl glauben wollen, daß, demohngeachtet die äußere dicke Hirnhaut auf ihrer Oberfläche gerade da, wo sie mit dem gebrannten Knochen vereinigt war, bereits ein wenig vereitert, und die beyden dünnen Hirnhäute an eben derselben Stelle zusammengeschrumpft waren. Das Hirn selbst war ohne alle Verletzung. Uebrigens waren die beyden Hirnhäute in ihrer ganzen Verbreitung sehr entzündet.

Das Brennen hatte also in diesem Falle die Oberfläche des Hirnschädels fast unmerklich getroffen, und gleichwohl auf alle Hirnhäute gewirkt. Ja, der Hirnschädel selbst war innerlich zwo Linien weit von dem Orte, wo man gebrannt hatte, etwas gesprungen. Kann also eine so gelinde Berührung mit dem glühenden Eisen solche Wirkungen äußern, was würde nicht erst geschehen seyn, wenn man die äußere Tafel des Hirnschädels durchgebrannt hätte? Es war in der That besser, daß wir bey der Operation zu furchtsam gewesen waren, denn dieser Hirnschädel war, ob er gleich einem starken Bauerknaben gehörte, dennoch so dünne und durchsichtig, daß er kaum halb so dick, als sonst gewöhnlich, seyn mochte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0189
DFG

Ausserdem fanden wir in der Hirnhöle nichts widernatürliches, auch nichts in den Sehenerven, woraus wir die Entstehung des Staars hätten erklären können.

Weil der Pursche seit einem halben Jahre sich zu gewissen Zeiten gebrochen hatte, so verlohnte es schon der Mühe, den Ursachen dieses Zufalls weiter nachzuforschen. Der obere Magenmund und der Anfang des Magenschlundes waren ausserordentlich erweitert, und alle Blutgefäße derselben strotzten so sehr von Blut, daß sie an einigen Orten zwey bis drey Linien im Durchmesser hatten. Der Grund des Magens war purpurroth, und hatte an zween Orten in- und auswendig Brandflecke; die Gegend des untern Magenmunds aber war ganz natürlich beschaffen.

Die ganzen Lungen waren an allen Seiten mit dem Mittelfelle, dem Zwerchfelle, dem Herzbeutel, dem Rückgrad zur Seite mit der Gurgel allenthalben so fest zusammengewachsen, daß es gar nicht möglich war, diese Theile aus einander zu bringen, ohne etwas zu zerreissen; und daß aller Orten, besonders aber auf der ganzen rechten Seite abgerissene Stückgen Lunge in der Brusthöhle hängen blieben. Auf ähnliche Art waren die Lungenflügel selbst unter einander verwachsen.

Das wunderbarste aber ist, daß man an diesem Purschen im Krankenhause niemals einen kurzen schweren oder sonst fehlerhaften Athem bemerket, auch seine Mutter konnte sich keines solchen Zufalls bey ihm erinnern. Wir können indeß mit Grunde der Wahrheit sagen, daß man erst anderthalb Stunden vor seinem Tode ein widernatürliches Othemholen und Puls bey ihm bemerkt habe.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0190
DFG

Eben so wunderbar war die Betrachtung seines entzündeten, in Brand gerathenen und in allen Gefäßen verstopften Magens, da man doch ziemlich bis an seinen Tod weder Zeichen des Fiebers, noch des Brandes im Pulse, noch auch einige Spuren vom Magenschmerzen, noch sonst irgend etwas wahrgenommen hatte, woraus man hätte urtheilen können, daß er seine Verrichtungen nicht gehörig vollbrächte. Kann denn also eine solche Verstopfung der Gefäße eine so heftige Entzündung, und der solchergestalt überhandgenommene, und durch den ganzen Magen verbreitete kalte Brand ohne alle Schmerzen und ohne ein Fieber zugegen seyn? Können diese Fehler bey guter Eßlust entstehen? und kann dabey der Magen dennoch seiner gewöhnlichen Bestimmung Gnüge leisten? Denn das wird doch, wie ich glaube, niemand annehmen wollen, daß alle diese Zufälle in einem Zeitraum von anderthalb Stunden hätten entstehen, und in einem solchen Grade überhand nehmen können. Kann man sich wohl leicht eine Möglichkeit vorstellen, wie dieser Mensch immer bey einer solchen Verwachsung der Lungen habe frey athmen können? Wie konnte sich das Herz beständig so ordentlich ausdehnen und zusammenziehen, da der Herzbeutel nach obigem Berichte ganz unbeweglich gewesen seyn muß? Meines Erachtens gehöret dieser Fall unstreitig unter die Kap. 4. aufgeworfenen schweren Fragen, und er kann füglich als die eilfte Aufgabe hinzugesetzt werden.

Ich sehe zum voraus, daß manche aus dieser ganzen Erzählung schliessen werden, dieses leichte Brennen sey keinesweges die Ursache des Todes, sondern dieser in so mancherley Betracht kranke Knabe sey an einem andern Zufalle gestorben: diese aber bitte ich, den folgenden Fall zu überlegen.

§. 3.

Den 4ten Junius, als den Tag nachher, da wir an dem Purschen die Operation gemacht hatten, brannten wir auch ein Mädgen von zwanzig Jahren mit einem glühenden Eisen auf den Hirnschädel. Diese hatte zu Ende des Jahres 1759 den grauen Staar bekommen, nachdem sie vierzehn Tage lang sich von freyen Stücken gebrochen, auch seit drey Monaten ihre monatliche Reinigung verlohren hatte. Man verordnete ihr damals abführende Mittel; das Brechen verlor sich hierauf, und das Monatliche und das Gesicht fand sich wieder ein. Zu Ende des 1760sten Jahres blieb ihre Reinigung wieder weg, das Brechen kam wieder, und sie wurde von neuem blind. In solchem Zustande brachte man sie in unser Krankenhaus. Ich sahe, daß es der Staar war, wobey sie jedoch Tag und Nacht, auch am Tage schwarz und weiß unterscheiden konnte. Gleichwohl war der Augenstern auf beyden Seiten unbeweglich, und also der gegenwärtige Fall gerade das Widerspiel von dem vorhergehenden, wo bey einer völligen Blindheit der Stern in beyden Augen gegen das Licht ungemein empfindlich war. Weil sie vorm Jahre durch Abführmittel wieder gesund und sehend worden war, so verordnete ich ihr selbige abermals, jedoch ohne Nutzen: und als ich endlich zwischen den Abführmitteln Mohnsaft nehmen ließ, so hörte zwar das Brechen auf, aber ihre Monatszeit blieb weg, und sie bekam das Gesicht nicht wieder. Schon zweymal hatte sie den Staar nach den anhaltendsten und heftigsten Brechen bekommen, und schon zweymal war das Erbrechen auf die Verhaltung des monatlichen erfolgt. Es hatte also das Ansehen, als ob der Mangel der letztern Ausleerung wo nicht ganz, doch wenigstens zum Theil am Erbrechen schuld seyn müsse. Als dahero das Bre-

chen sich verlor, und die Lust zum Essen wieder kam, so bediente man sich der gewöhnlichen Heilungsmethode, um die Reinigung zu befördern, und als diese nichts fruchtete, so wurden fast alle Arten von sogenannten spezifischen Mitteln mit gehöriger Vorsicht gebraucht. Als endlich nichts helfen wollte, ausser, daß ein oder ein paarmal einige Spuren davon sich äußerten, so bediente ich mich endlich desjenigen Mittels, welches ich in dem Tract. de Haemorrhoidibus pag. 73. ex Anglicis Observat. angeprieſen habe, nämlich des Tourniquets, welches man an die Schenkelschlagadern (arteriae crurales) anlegt, nachdem man zuvor ein Abführmittel mit Aloe und ein Dampfbad hat brauchen lassen. Dieses Mittel ließ ich zu drey wiederholtenmalen, und zwar zu der Zeit, wo ihre monatliche Reinigung natürlicherweise hätte kommen sollen, anwenden. Aber auch dieses war vergeblich. Lange Zeit darauf kam erst ihre Monatszeit, aber beständig unordentlich, öfters fand sich auch das Brechen wieder ein, die Eßlust war mitunter noch ziemlich gut, die Verdauung ohne Tadel, die Oeffnung des Leibes leicht, und sie nahm an Kräften und Stärke des Fleisches zu. Bey allen diesen guten Umständen aber blieb sie immer blind, und die Schmerzen im Kopfe und in den Augen kamen beständig wieder.

Wahrscheinlicher Weise konnte man schliessen, daß sie vormals deshalb wieder hatte sehen lernen, da ihre monatliche Reinigung sich wieder einstellete, weil noch zur Zeit kein Theil im Kopfe gelitten, oder sich versetzet und verstopft haben mochte: daß aber gegenwärtig, da theils das Brechen immer wiederkam, theils so gar lange anhielt, irgendwo ein wesentlicher Fehler eines Theils im Gehirne seyn müsse, dessentwegen sie blind blieb, ob sie gleich ihre Monatszeit wieder hatte; und daß derohalben hier eine bequeme Gelegenheit

wäre, zu versuchen, ob ihr das Einbrennen mit einem glühenden Eisen auf den Hirnschädel etwa hülfe, da wir bis hieher in der Meinung gewesen waren, daß dieses ein gewisses, unschädliches und oft sehr wirksames Mittel wäre.

Wir unternahmen also den Tag darauf, nachdem wir die Operation an den Purschen gemacht hatten, selbige eben so auch an diesem Mädgen. Anfangs waren bey ihr die Aeußerungen des Schmerzens in den Fortgang der Operation nicht so deutlich verschieden, nachher aber machte sie eine Beschreibung davon, die mit der des Knaben ganz übereinstimmte. Sie hatte Lust zum Essen, und wir giengen auch in diesem Stücke eben so mit ihr um, wie in dem vorigen Falle geschehen war. Die erste Nacht schlief sie nicht viel, und beklagte sich über einen Schmerz auf beyden Seiten im Nacken. Den andern Tag befand sie sich besser, den dritten bis auf ein kleines Fieber beynahe ganz wohl; den vierten wieder übel. Wir liessen ihr hierauf zur Ader, und fanden ihr Blut schlecht und entzündet, sie fieng auch schon an, die Sprache zu verlieren, und wurde schwachsinnig.

Den traurigen Ausgang der Cur, den wir wider unsere Erwartung bey dem Knaben erfahren hatten, ließ uns auch hier nichts gutes ahnden, und wir giengen also damit um, sie zu trepaniren. Um indessen ein so bedenkliches Mittel nicht vergeblich zu wagen, brannten wir zuvörderst verschiedene todte Hirnschädel, und setzten an diesen den Trepan zuerst auf der gebrannten Stelle auf. Allein die Spitze wankte gleich anfangs auf der gebrannten Stelle, und noch mehr geschahe dieses bey der Spitze des männlichen Trepans, so daß man dem Trepan ohne Spitze (Femina) keinen recht sichern Weg bahnen konnte. Wir versuchten es derowegen an dem Orte, der

dem eingebrannten am nächsten war, so daß der gezahnte Rand des Trepans auf der einen Seite daran stieß, damit wir auf diese Art zu der schadhaften Stelle im Hirnschädel kommen möchten. Denn wir hielten es deswegen vor rathsam, so nahe an dem gebrannten Orte den Trepan anzubringen, weil wir eben den verstorbenen Knaben geöffnet und wahrgenommen hatten, daß die innern Hirnhäute an eben dem Orte beschädiget waren. Aber auch dieser Versuch war vergeblich. Denn als die Krone des Trepans in dem sehr schwachen Hirnschädel (den wir, um desto sicherer zu gehen, mit Fleiß ausgelesen hatten,) auf der nicht gebrannten Stelle kaum angebohret, und man erst zwey- bis dreymal behutsam und ganz leise umgedrehet hatte, so drückten sich schon die durchs Brennen zerbrechlicher gewordnen Splitter des Schädels in die Hirnhäute ein, da man gleichwohl an dem Flecke, wo der Hirnschädel nicht eingebrannt war, noch lange Zeit bohren mußte, ehe man das ganze Stück, das der Trepan herausbohren sollte, absondern konnte. Wir beschlossen dahero, die augenscheinliche Todesgefahr durch eine unsichere und höchstgefährliche Operation nicht zu vermehren. Die Kranke starb auch wirklich am fünften Tage, nachdem sie zuvor einige Verzuckungen im Gesicht bekommen hatte.

Auswendig am Hirnschädel war alles wie bey einer guten Wunde beschaffen. Als wir den Hirnschädel abgesäget hatten, sahen wir deutlich, daß nicht nur das Brennen wenig eingedrungen war, sondern auch diesen dicken Hirnschädel kaum angesengt hatte; denn dasjenige, was abgekratzt wurde, betrug so wenig, daß man den Verlust kaum am Knochen merken konnte. Nichtsdestoweniger fanden wir unter diesen dicken und vom Feuer kaum berührten Hirnschädel die dicke Hirnhaut vereytert, und die ganze linke Hälf-

te des Gehirns, wo die Operation geschehen war, voller Eyter, welches sich zwischen beyden Hirnhäuten befand. Die Hirnhäute waren, so wie vorhin bey dem Purschen, auf beyden Seiten des Gehirns heftig entzündet. Auch fanden wir eine Menge Luft, die sich überall bewegte, und von dem Blute ganz abgesondert war, in den Blutgefäßen dieser Häute, vorzüglich auf der linken Seite. Die obere Hirnhöhle linker Hand war voller Wasser, wovon wir drey Löffelvoll herausschöpften. Der rechte aber hatte nicht mehr Feuchtigkeit, als gewöhnlich. Das Gehirn selbst hatte in der Gegend des Brandes eine gelbe Farbe, und war ganz weich, so daß es beynahe zerfloß.

Das Merkwürdigste war der sogenannte trichterförmige Kanal im Gehirn. (infundibulum cerebri.) Er war 1) sehr groß, und hatte acht bis neun Linien im Durchmesser. 2) voll von einem grauen theils brey- theils kalkartigen Materie, 3) mit der dünnen Hirnhaut, wo sie die Sehenerven umkleidet, zusammengewachsen, 4) saß fest auf, und drückte die Sehnerven da, wo sie zusammengehen, welche zwar davon nicht weiter hin geschwunden, aber doch so beschaffen waren, daß ihre Verrichtungen gehindert werden mußten, und also wahrscheinlicher Weise das Mädgen blind geblieben seyn würde, wenn auch die Operation noch so gut abgelaufen wäre.

Die Lungen waren, wie bey dem Purschen, allenthalben, kein einziges Fleckgen ausgenommen, mit allen in der Brusthöhle befindlichen Theilen und unter sich selbst unzertrennlich zusammen gewachsen. Der Schlund und der obere Magenmund waren noch einmal so weit als gewöhnlich, der Pförtner aber so enge, daß man kaum eine Schreibfeder hineinbringen konnte. Man ließ diesen Theil bis zum folgenden Tage liegen, und da fand sichs, daß er weiter worden war;

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0196
DFG

vielleicht weil die Krämpfe nachgelassen hatten. Denn man wird sich aus dem vorigen erinnern, daß allerdings auch nach dem Tode Krämpfe statt finden können.

§. 4.

Nach Vorausschickung aller bis jezt erzählten Umstände, wollen wir nunmehro die Lehre vom Einbrennen in die Hirnschädel ernstlich und unpartheyisch untersuchen. Wenn wir jene beyden unglücklichen Fälle mit den oben angeführten Zeugnissen von vierzig und mehrern Aerzten vergleichen, so behaupte ich:

1) Daß man diese Operation mit wahrscheinlichen Gründen keinesweges von aller Gefahr frey sprechen könne. Die von mir erzählten Fälle beweisen hinlänglich, daß sie allerdings höchst gefährlich und sogar tödtlich werden könne.

2) Da unsre Kranken, ob man gleich bey ihnen den Hirnschädel nur ganz leicht gebrannt hatte, dennoch starben, was wäre nicht vollends zu befürchten, wenn tiefer eingebrannt wird?

3) Wenn das glühende Eisen, wie es nach der Vorschrift der Aerzte seyn soll, so tief eingebrannt worden wäre, daß es durch die ganze äußerste Tafel des Hirnschädels durch bis in den markigten Theil desselben gegangen wäre, so hätte das Gehirn selbst unmittelbar verbrannt werden müssen, da der Hirnschädel so ausserordentlich dünne war. Muß nicht eine auf diese Art veranstaltete Operation sehr vielen Personen einen plötzlichen Tod gebracht haben?

4) Allein auch das gelindeste Einbrennen hatte sehr gewaltsame und schädliche Wirkungen. In unserm ersten Falle hatte die Eiterung erst angefangen,

im zweyten aber schon weit mehr überhand genommen. In beyden waren die innern Theile des Kopfes durchaus entzündet; zwischen den Hirnhäuten hatte sich in den Blutgefäßen viel Luft an verschiedenen Orten gesammlet, und dies war offenbar eine Wirkung des Feuers, welches auch sonst aus andern Flüßigkeiten, die zuvor nicht elastische Luft entbindet, und in Gestalt von Blasen zum Vorschein bringt. Und alles dieses geschahe in unsern Fällen bey einem sehr gelinden Einbrennen; was mag also nicht andern Aerzten erst begegnet seyn, welche tiefer in den Hirnschädel brannten?

5) Alle Hirnschädel, sie mögen so stark oder so schwach seyn, als sie wollen, werden, wenn man nur leicht mit einem glühenden Eisen darauf brennt, inwendig so sehr erhitzt, daß man den Finger nicht darunter leiden kann; und zieht man ihn nicht weg, so geht die Haut davon los. Diesen Versuch habe ich bey meinen öffentlichen Vorlesungen oft gemacht, und gesehen, daß mehr als zwanzig Personen, welche den Finger unterhielten, ihn sogleich zurückziehen mußten. In dieser Absicht nahm ich verschiedene alte Hirnschädel, dünne und dicke, und besonders einen darunter, wo die Wandbeine (ossa bregmatis) vier Linien dick waren. Das glühende Eisen hatte den Knochen kaum drey Secunden lang berühret, als der Wundarzt, der den Finger so lange unter dem Hirnschädel hielt, schon Blasen an selbigen bekommen hatte. Mithin ist es schlechterdings nicht anders möglich, als daß die dicke Hirnhaut und die übrigen darunter liegenden Theile mehr oder weniger verbrannt werden müssen. War es also wohl zu verwundern, daß unsere beyden Kranken, ob wir gleich so leicht brannten, daß kaum die Oberfläche des Knochens ein wenig davon angegriffen wurde, schmerzlich über ein gewalti-

ges Brennen klagten, wiewohl sie weder das glühende Eisen sehen konnten, noch auch zuvor erfahren hatten, daß sie damit gebrannt werden sollten?

6) Wir ergriffen nachher alle Gelegenheit, dergleichen Versuche zu machen, und bedienten uns zu neuen Untersuchungen jedes Hirnschädels, den wir nur bekommen konnten. Wenn das glühende Eisen den Knochen kaum so eben berühret, so zeigen sich schon inwendig Blasen, als wenn etwas im Knochen kochte. Folglich muß nothwendig auch bey dem allergelindesten Brennen mit einem glühenden Eisen innerlich große Hitze empfunden werden.

7) Ein sehr hoher und gewaltsamer Grad von Wärme ist derjenige, welcher vom kochenden Oehle, das dreymal heisser ist als siedendes Wasser, entstehet. Wir haben dieses oft versuchet und wahr befunden. Wir brannten den Hirnschädel eines nur erst gestorbenen Menschen an vier verschiedenen Orten. Als wir hernach den Hirnschädel inwendig untersuchten, so waren an allen diesen Orten gelbe Flecke eingebrannt. An einem andern liessen wir das glühende Eisen zwanzig Secunden darauf liegen. Auswendig war der Knochen kaum eingebrannt, als inwendig schon Blasen einer gelben stinkenden Feuchtigkeit herauskochten, und der, welcher seinen Finger unterhielt, es vor Brennen nicht länger aushalten konnte.

8) Wenn man nach der Vorschrift der meisten Aerzte so tief einbrennen will, daß man durch die erste Tafel des Hirnschädels und bis in die markigten Theile desselben hineinkommt, so muß das glühende Eisen drey volle Minuten, ja wohl noch länger darauf liegen bleiben, je nachdem die Hirnschale stark oder schwach ist. Wir fanden dieses Zeitverhältniß, wenn wir in frische Hirnschädel einbrannten, und das Eingebrannte

nachher abkratzten. Nun aber war bey lebendigen Personen, als man bey der einen eine, bey der andern anderthalbe Minuten das glühende Eisen darauf hielt, schon ein kochendes Oehl durchgeschwitzet, hatte die innern Hirnhäute schon angebrannt und zusammengezogen, und dem Hirnmark, das eigentlich weiß ist, eine gelbe Farbe mitgetheilet. Sollte aber jemand diese meine Versuche nachmachen wollen, so muß er das gewöhnliche Brenneisen, wie es Fabriz ab Aquapendente, Paräus, Fabriz von Hilden, Sultetus, u. a. m. beschreiben, dazu nehmen, denn ausserdem kann ich nicht davor stehen, wie der Versuch ausfällt, wenn man z. B. mit einem Nagel oder andern glühend gemachten, oder auch nicht ganz glühenden Eisen einen Hirnschädel brennen wollte.

9) Ferner ist die Richtung der Hirnschädelnäthe äußerst veränderlich und ungewiß. Wir haben viele alte, und bey jeder vorfallenden Gelegenheit alle mögliche frische Hirnschädel genommen, und eine Menge darunter gefunden, wo die Kranznath einen Zoll tiefer nach der Stirne zu, oder einen Zoll höher und mehr hinterwärts lief. Innerhalb diesem Raume von einem Zoll findet man an den Kranznäthen in Ansehung der Höhe einen Unterschied von $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ Zoll. Auch die Pfeilnath ist nicht beständig in der Mitte. Bey dem Purschen fanden wir das linke Wandbein viel größer als das rechte. Weil wir dahero gerade in der Mitte eingebrannt hatten, so waren wir um $\frac{1}{4}$ Zoll von der Pfeilnath abgekommen. Bey manchen fehlen alle Näthe, bey andern einige oder sind nur unvollkommen gebildet. Bey dem Mädgen war das ganze Stirnbein und das rechte Hauptblatt ein einziger zusammengewachsener Knochen, woran man auch nicht die geringste Spur von einer Nath mehr finden konnte. Es sind dahero

nichts als leere Worte, denen die Erfahrung gerade zu widerspricht, wenn viele Schriftsteller mit deutlichen Worten behaupten, die Näthe träfen bey allen Menschen gerade da zusammen, wo die beyden Fäden sich kreuzen, und man müsse die Operation allezeit an dieser Stelle vornehmen. Ich will zwar nicht läugnen, daß jemand zehn und mehrere Hirnschädel von ohngefehr treffen kann, wo die Näthe gerade an dem Flecke an und in einander stoßen, so viel aber wird mir eingeräumet werden müssen, daß man immer auf desto zahlreichere Abweichungen stoßen muß, je mehrere Schädel man untersucht hat.

10) Es ist allerdings einer und der andre unter den oben angeführten Schriftstellern, der zwar die Operation selbst anpreiset, aber dabey verlangt, sie solle in einer ziemlichen Entfernung von den Näthen gemacht werden, wie z. B. Fallopius. Einige sind auch schon furchtsamer und rathen, man solle zwar auf den Näthen, aber nicht eben an dem Flecke, wo die Kranz- und Pfeilnath zusammenstoßen, die Operation machen. Nach beyden haben wir uns gerichtet: nach jenem bey dem Knaben, wo die Einbrennung in ziemlicher Entfernung von beyden geschahe; nach diesem bey dem Mädgen, wo sie einen Zoll über der Kranznath gemacht wurde. Und ob wir gleich von ohngefehr jenen furchtsamen Rathgebern gefolget sind, so verloren wir demohnerachtet beyde Kranke durch den Tod.

§. 5.

Ich habe nunmehr alles aufrichtig angezeigt, und die Resultate meiner Untersuchungen sind folgende:

1) Daß viele unter den Alten und Neuern nicht was sie selbst gesehn und erfahren haben, sondern nur,

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn838318517/phys_0201 DFG

was sie anderwärts gehöret und gelesen haben, in ihren Schriften vortragen; und daß folglich solche Schriftsteller nur dicke Bände zusammengeschrieben haben, ohne die Heilkunde mit ächten Erfahrungen zu bereichern.

2) Daß ohne Zweifel unter diesen Schriftstellern einige sind, welche vielleicht diese Operation gesehen, und keine tödtlichen Folgen davon erfahren haben, weil sich entweder die Entzündung der Hirnhäute zertheilte, oder ein furchtsamer Wundarzt das Eisen nicht ganz glühend werden ließ, vielleicht auch den Hirnschädel nur kaum damit berührte. Sie konnten sogar heilsame Wirkungen davon sehen, wenn das daraus entstandene Fontenell einige Linderung verschaffte: demohngeachtet aber war es sehr unweise gehandelt, daß diese Männer aus so seltnen Beyspielen allgemeine Regeln herleiteten und niederschrieben.

3) Daß aber diejenigen, welche dieses Brennen in den Hirnschädel oft an Kranken verrichtet, und in ihren Schriften erzählt haben, daß es allezeit mit dem besten Erfolge begleitet gewesen, nur die wenigen glücklichen Fälle niedergeschrieben, die mehrern unglücklichen hingegen verschwiegen haben. Denn da sie sich eben desselben Feuers bedienten, eben solche Hirnschädel vor sich hatten, wie wir, so müßte auch unter so ähnlichen Umständen einerley erfolgen. Die von uns angeführten Beyspiele beweisen, daß solche Personen, bey denen man doch mit dem Einbrennen weit gelinder verfuhr, als dort vorgeschrieben wird, daran sterben mußten: wie viel öfter müssen also nicht jene einen tödtlichen Ausgang beobachtet haben, da sie weit tiefer einbrannten?

4) Daß solche Schriftsteller besonders unrecht, ja betrüglich gehandelt haben, weil sie die unglücklichen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0202
DFG

Fälle verheelt, unterdrücket und verschwiegen haben. Denn da nach ihrer Versicherung die Operation beständig gut abgelaufen, so wurden andre dadurch aufgemuntert, ihrem Beyspiel getrost nachzufolgen, und müssen in der Folge so gut wie wir ihre übereilte Nachahmung — aber zu spät — bereuen.

5) Daß also der einzige richtige Weg, die Arzneykunst zu erweitern, dieser sey, daß man lediglich aus Liebe zur Wahrheit und aus Begierde, Nothleidenden zu helfen, offenherzig alle Beobachtungen erzähle, und die glücklichen eben sowohl als die unglücklichen der Welt vorlege. Denn auf diese Weise werden diejenigen, welche dergleichen Schriften lesen, zu rechter Zeit mit sich und andern zu Rathe gehen und überlegen, wie unsicher dieses oder jenes Unternehmen sey, ehe sie sich noch genöthiget sehen, solche Operationen und Curen nachzuahmen.

6) Wie traurig ist es also nicht, daß viele Aerzte und Wundärzte durch Gewinnsucht, Prahlerey und Stolz sich den Afterärzten und Quacksalbern gleich stellen, und oft Dinge, die sie doch selbst in ihren Reden und äußerlichem Betragen verabscheuen und für nichtswürdig erklären, von übertriebener Vorliebe für ihr System geblendet, zu ihrer eignen Erniedrigung nachahmen. Wir können in Wahrheit nie genug über uns selbst wachen, um nicht von Eigenliebe irre geleitet, oder von einem eitlen Ruhm angereizt, unsre Zeitgenossen und die Nachwelt zu hintergehen. Will man die Wissenschaft mit neuen Beobachtungen bereichern, so müssen sie, ehe man zu ihrer Bekanntmachung schreitet, aufs sorgfältigste und gewissenhafteste geprüft werden. Nichts ist wahrer und vortrefflicher als jener Ausspruch des Hippocrates: „Kurz „ist die Zeit unsers Lebens und der Umfang unsrer

„Kunst groß und weitläuftig. Der gegenwärtige „Augenblick rauscht schnell vorüber, der Erfolg der „Versuche ist zweifelhaft, und sie richtig zu beurthei„len äußerst schwer.“ Wir wollen daher nichts vor wahr annehmen, als was andre schon unumstößlich bewiesen haben, keine Zeit unnütz verschwenden, und uns bestreben, auf diesem Wege neue Erfindungen, die sich auf jene gründen, zu machen, und die Gewißheit derselben zu beweisen. Unsre Nachkommen werden wieder auf diese bauen, und neue Versuche darauf gründen. Ist Liebe zu unsrer Wissenschaft nicht die Triebfeder unsrer Handlungen, sind wir Sklaven der Gewinnsucht, eines Ehrgeizes, dessen Sättigung wir nicht verdienen, eines schändlichen Neides und Hasses gegen rechtschaffene Männer; behagt es uns, nach Art einiger Reisebeschreiber, mehr auffallende als wahre Beobachtungen aufzuzeichnen, so betrügen wir unvorsichtige Nachahmer zum Nachtheil unsrer Wissenschaft und zum Verderben unsrer Nebenmenschen, und reizen verständigere Leute, unsern Betrug in seiner ganzen Blöße der Welt darzustellen; welche jedoch mit ihren auf wiederholte Versuche gegründeten Beweisen immer zu spät kommen müssen, um den Schaden zu verhüten, der mittlerweile von andern gestiftet wird, die sich auf die Wahrheit unserer Behauptungen verliessen.

§. 6.

Ist nun also diese Operation aus der Reihe der Heilmittel gänzlich zu verbannen? Und soll man in verzweifelten oder äußerst schweren Krankheiten, die ihren Sitz vermuthlich im Kopfe haben, keine ähnlichen Versuche mehr damit machen?

Zur Beantwortung der ersten Frage mag folgendes dienen. Da unsre beyden Kranken, deren

Hirnschädel wir doch weit gelinder brannten, als in den Schriften der Aerzte verordnet ist, gleichwohl daran gestorben sind, und da verschiedene an todten Köpfen und abgesägten Hirnschädeln angestellte Versuche unwidersprechlich bewiesen haben, daß allemal die augenscheinlichste Lebensgefahr damit verbunden sey; so folget hieraus nothwendig, daß diese Operation aus der Liste der Heilmittel ganz auszustreichen sey. Denn gesetzt auch, daß das Einbrennen wirklich in einigen Beyspielen von Nutzen gewesen, so können doch diese wenigen glücklichen Fälle keinesweges die weit größere Anzahl der unglücklichen aufwiegen.

Auf die andere Frage antworte ich: daß man ja in dergleichen Fällen sich noch immer zum Trepaniren entschliessen könne. Wir müssen zwar aufrichtig gestehen, daß auch dieses öfters ein sehr ungewisses Mittel sey, und besonders deswegen, weil es doch immer nichts weiter als Muthmaßung ist, wovon wir glauben, der Grund heftiger Kopfschmerzen und der fallenden Sucht liege im Kopfe, oder besonders in dem oder jenem Theile des Kopfes. Wenn man aber dem Kranken vorhergesagt hat, daß man nicht mit völliger Zuverläßigkeit Hülfe davon versprechen könne, und dieser gleichwohl das äußerste versuchen will, so wissen wir doch aus der zuverläßigsten Erfahrung, daß das Trepaniren, wenn es von geschickten Händen geschiehet, an und vor sich selbst niemals tödtlich sey, wenn man auch gleich, im Fall daß der Trepan das erstemal nicht am rechten Orte aufgesetzt worden, diese Operation bey einer Person zwey- oder mehrmal wiederholet. Weil wir daher nicht allein aus glaubwürdigen Schriften, sondern auch aus dem, was uns die tägliche Erfahrung bey Wunden und Quetschungen lehret, wissen, daß das Trepaniren an

und vor sich selbst keine gefährliche Operation sey, so erkennen wir ganz gern alles das für wahr, was Ballonius Paradigm. no. 19. Hollerius libro observat. Duretus in der Anmerkung zu seiner Erzählung cap. 2. Holl. de morbis internis pag. 27. Rhodius Cent. I. Obs. 69. Petrus Forestus Libr. 9. cap. 2. in scholio und andre mehr sowohl gelehret, als mit Beyspielen bewiesen haben. Willisius hat daher Unrecht, wenn er in der Anatom. Brutor. Libr. 2. cap. 2. pag. 75. Edit. in fol. sagt: „Die Oeffnung des Kopfs „(mit dem Trepan) werde zwar von vielen gelobt, sey „aber, so viel ihm wissend, noch von niemand versucht „worden. Der große Harvey hätte sie einer adelichen Frau, die unheilbare Kopfschmerzen gehabt, „zwar vorgeschlagen, und Hoffnung zu ihrer Genesung gemacht, wenn sie sich dazu entschlösse, es „hätte aber niemand die Operation machen wollen.“ Denn es erhellet allerdings aus den obangezogenen Stellen deutlich, daß sie öfters mit dem herrlichsten Nutzen gemacht worden ist.

Siebentes Kapitel.

Von der besondern Kraft und Wirkung einiger Arzneymittel.

§. 1. Die Ursache, warum in diesem Jahrgange weniger Versuche mit dem Kalkwasser und der Bärentraube vorkommen. §. 2. Untersuchung, ob die Hauhechel (ononis) etwas wider den Stein vermöge? die Zergliederung eines Leichnams. Eben diese Frage vom Rettich (raphanus hortensis). §. 3. Lob des Eisenkrauts (verbena), bey welcher

Gelegenheit die Geschichte eines äußerst heftigen Kopfwehes erzählet wird, bey welchem man fast alles mögliche ohne Nutzen gebraucht hatte. §. 4. Von der heilsamen Wirkung der Pomeranzenblätter in Pulver und Absud. Eine Warnung von der Vorsicht, die man anwenden muß, um die Kräfte der Arzneymittel zu entdecken und richtig zu bestimmen. §. 5. Von den gemeinen Mitteln wider die fallende Sucht.

§. 1.

Ich habe in diesem Jahrgange von den Kräften des Kalkwassers und der Bärentraube weniger zu erinnern gefunden.

1) Weil eine weit kleinere Anzahl mit dem Stein behafteter Personen dieses Jahr über in unserm Krankenhause gegenwärtig gewesen.

2) Weil ich, um die leichte Methode des Steinschnittes gründlich zu zeigen, und die Versuche damit zu vervielfältigen, vielen von solchen Personen, die außerdem eine von beyden Arzeneyen bekommen haben würden, den Stein habe schneiden lassen.

3) Weil ich Willens war, auch andrer einfacher Arzeneyen Kräfte und Wirkungen bey dergleichen Zufällen zu erforschen.

Uebrigens habe ich viele von denenjenigen, deren Krankengeschichte und durch jene Mittel bewirkte Heilung ich in den vorigen Theilen erzählt habe, in der Folge wieder gesehen und erfahren, daß sie völlig wohl und von allen Steinschmerzen frey geblieben waren. Auch haben uns neuerliche Bemerkungen überzeugt, daß diese Arzeneyen da nichts helfen, wo wesentliche Fehler in den Harnwerkzeugen zugegen wa-

ren, daß aber der Steinschnitt auch solchen Kranken oft große Erleichterung verschaffe.

§. 2.

Ein Zufall hat mich von den merkwürdigen Wirkungen der Hauhechel oder Ochsenbrech (Ononis s. Casp. Bauhin. Resta bovis) überzeugt; eine Pflanze, die von den Aerzten und Kräuterkennern seit den ältesten Zeiten gegen mancherley Verstopfungen, und besonders gegen den Stein angepriesen worden. Der Rathsherr, der, wie im 2ten §pho des 3ten Kapitels erzählet worden, an der Brustwassersucht starb, hatte seit mehreren Jahren heftige Steinschmerzen ausgestanden, und viel kleine Steingen mit unter im Urin weggelassen, bis ihm endlich ein reisender Franciscaner Pater den Rath gab, er sollte alle Morgen einen Absud aus einer kleinen Handvoll Hauhechelkraut und einem halben Pfunde Wasser warm trinken; und anfangs ziemlich lange damit fortfahren, nachher aber, wenn er merkliche Erleichterung davon verspürte, es nur viermal des Jahrs, jedesmal vierzehn Tage lang trinken. Er that es, und hatte anfänglich ungemein viel Linderung, nachher aber war er von allen Steinschmerzen und andern damit verknüpften Zufällen etliche Jahre vor seinem Ende ganz frey, so als ob er nie damit behaftet gewesen wäre: ausgenommen ein oder etlichemal, wenn er entweder aus Vergessenheit oder mit Fleiß den Gebrauch des Hauhechelkrauts zu lange aussetzte.

Ich gab mir, wie schon im dritten Kapitel gesagt ist, alle mögliche Mühe, die Erlaubniß zur Oeffnung seines Leichnams zu erhalten;

1) Wegen gewisser zweifelhafter Umstände in Ansehung der Brustwassersucht, die ich schon im 2ten §phen des dritten Kapitels angezeigt habe.

2) Um die Wirkung der Hauhechel zu untersuchen, ob selbige nämlich eben so wie die Bärentraube gewirkt hätte, welche nichts weiter thut, als daß sie die Schmerzen und andern Zufälle beym Stein lindert, oder ob sie allen Hang und fernere Anlage zum Stein gehoben hätte.

3) Um zu sehen, ob sich vielleicht, da er nach gehobnen Steinschmerzen an den Lungen zu leiden angefangen hatte, die Steinmaterie dahin versetzt und anfangs Engbrüstigkeit, in der Folge aber Brustwassersucht erzeugt hätte. Der vortrefliche Hofmedicus, Herr von Hentschel, mit welchem ich mich etlimal auf Ersuchen des Kranken über diese Krankheit hatte unterreden müssen, verschaffte mir endlich noch die Erlaubniß, den Körper zu öffnen. Auf die zweifelhaften Umstände in Ansehung der Brustwassersucht habe ich bereits im dritten Kapitel geantwortet.

Was den andern Punkt anbelangt, so fanden wir weder Steine, noch auch sonst etwas widernatürliches in den Harnwerkzeugen: das einzige Merkwürdige war, daß die rechte Niere viermal größer, die linke hergegen viermal kleiner, die Harngänge aber von gewöhnlicher Größe waren.

Was den dritten Punkt betrifft, so hatten zwar die Lungen eine bläuliche Farbe, und waren ganz welk, aber wir mochten sie besehen, wo und wie wir wollten, so fanden wir nichts steiniges oder kalkartiges darinnen, auch hatte dieser Mann bey Lebzeiten nie etwas ähnliches ausgeworfen. Hat also die Hauhechel die Anlage zur Erzeugung des Steins vollkommen getilget, nachdem zuvor die vorhanden gewesenen Steine von selbst fortgegangen waren? Hat sie, da bey Vernachläßigung dieses Mittels sich sogleich die Vorboten der Steinschmerzen wieder einfanden,

dieses alles ganz unterdrückt, wenn sie gleich benm Anfang dieser Empfindungen wieder gebrauchet wurde? Ich mache zwar jezt mehrere Versuche damit, bin aber noch nicht im Stande, etwas gewisses hierüber zu bestimmen.

Oben haben wir erzählet, daß der Saft vom Gartenrettig mit Oehle vermischt und eingenommen, einem Menschen, der mit dem Stein behaftet war, zween Monate lang in leidlichem Befinden erhalten habe, man sollte also auch dieses Mittel an mehrern versuchen.

§. 3.

Ferner müssen wir auch das Eisenkraut (Verbena ſ Verbenaga. Verbena communis flore coeruleo, Verbena recta C. B. p. 246. hier nennen und dessen Kräfte rühmen.

Galen sagt in seinem Werke de comp. med. sec. loc. libr. 2. cap. 2. „Das Eisenkraut (Verbena recta, περιστερεὼν ὁ ἐρθος) besonders das grüne, aber „auch das getrocknete, nebst der Wurzel mit Feldkümmel in Oehl gekocht, zertheilet sehr gut und stärket „vortreflich. Ja wenn man auch das Eisenkraut „selbst allein mit Oehle kocht, und das Haupt damit „befeuchtet, so werden alle lang angehaltene Kopfschmerzen vergehen, sie mögen von Kälte oder von „dicken Säften herrühren.“

Archigenes und die Aerzte späterer Zeiten rechnen dieses Kraut unter die Anhängsel (περίαπτα). Galen aber verwirft es in dieser Rücksicht, wenn er sich vernehmen läßt: „Archigenes spricht, das Eisenkraut, „dem einige den Namen eines heiligen Krautes beylegen, helfe gegen den Kopfschmerz, sowohl wenn „man es wie eine Krone um den Kopf herumlegt,

„als auch wenn man mit Rosenhonig und Eßig eine „Salbe daraus macht, und den Kopf damit schmie„ret. Er sollte aber dieses Kraut nicht unter die „Anhängsel, sondern vielmehr unter die Arzeneyen „zählen: indem er viele Versuche damit gemacht, und „es bewährt gefunden hat."

Dioscorides verstehet lib. 4. cap. 50. und 51. unter dem heiligen Kraute, dessen sich die Leute als eines Angehänkels bedienten, nicht das gemeine Eisenkraut, sondern eine andre Gattung desselben.

Ausserdem behauptet Dodonäus, daß das Eisenkraut (Verbena recta) in Kopfschmerzen helfe, wenn man es auf den Kopf legt.

Plater tritt libr. 2. cap. 3. p. 243. edit. in 4to. der Meinung des Dodonäus bey.

Foreſtus erzählt libr. 9. in schol. ad obs. 52. folgendes: „Ein gewisser Bedienter hatte die heftigsten „Kopfschmerzen, und nichts wollte sie lindern, endlich „band ich ihm grünes Eisenkraut, das ein wenig ge„quetscht war, damit es die Umstehenden nicht kennen „sollten, um den Hals, und das zwar bey Nacht, „als er schlief, und nichts davon wußte, ehe noch sei„ne Kopfschmerzen kamen: und befahl, man sollte, „wenn er aufwachte, dahin sehen, daß er das Kraut „nicht vom Halse abnähme. Zur aller Verwunde„rung wurde er lediglich durch dieses angehangene „Eisenkraut von seinen Kopfschmerzen geheilet. Man „darf aber das am Hals gehangene Eisenkraut nicht „abnehmen, sondern liegen lassen, bis es ganz ausge„trocknet von selbst abfällt."

Und Johann Hartmann sagt in praxi Chymiat. „Bey allen Kopfschmerzen kann man das abgezogene „Eisenkrautwasser, zu vier Unzen mit vier Tropfen

„Vitriolgeist versetzt und öfters eingenommen, oder „auch nur das Kraut selbst zerquetscht und auf den „Kopf gelegt, als ein ganz besonderes Mittel anem„pfehlen.“

J. B. Morgagni setzt Consil. 20. das Eisenkraut gleichfalls unter die dem Haupte zuträglichen Arzeneyen. Weil ich denn alles dieses vom Eisenkraute fand, so brauchte ich es bey einem Mädgen, deren Geschichte ich recht ausführlich erzählen will, um die Wirksamkeit dieses Mittels deutlicher zu zeigen.

Diese fünf und zwanzigjährige Person kam den 2ten Julius 1760 zu mir, und ersuchte mich, ihr wegen ihrer langwierigen und fast unausstehlichen Kopfschmerzen einen guten Rath zu geben. Die Mutter erzählte, diese ihre Tochter wäre, als sie noch ein Kind gewesen, der Magd vom Arme und mit dem Kopfe auf die Erde gefallen. Nachher hätte sie ein Geschwür bekommen, und aus den Ohren wäre eine Menge Eiter herausgelaufen. In ihrem sechsten Jahre habe sie so bösartige Blattern gehabt, daß fast alle Haut auf dem behaarten Theil des Hauptes durch die Vereiterung losgegangen sey. Die Mutter konnte sich nicht eigentlich erinnern, ob sie von obgedachtem Falle, oder von einem unbekannten Mittel, das sie bey letzterer Gelegenheit gebrauchet hätte, und nach dessen Gebrauche alle Eiterbeulen auf dem Kopfe plötzlich abgetrocknet wären, den Grund und Anfang der Kopfschmerzen herleiten könnte, und sie hatte ganz vergessen, ob das Mädgen schon damals über Kopfschmerzen geklaget hätte; zumal da kleine Kinder nicht leicht zu klagen pflegen. Ueberdem erinnerte sich die Mutter und die Tochter selbst, daß nach den Blattern und zwar in ihrem zehnten Jahre die Kopfschmerzen erst recht heftig geworden wären, bis zum

neunzehnten Jahre aber allezeit blos am Tage gewütet, und in der Nacht aufgehöret hätten, und sodann allezeit einige Tage darauf weggeblieben wären, doch wäre die Zahl dieser Tage nicht einmal wie das andre gewesen: Sie habe ferner in diesen Jahren öfters bey den Kopfschmerzen Brechen und Nasenbluten bekommen, und das wäre vielleicht die Ursache gewesen, warum die Kopfschmerzen damals so geschwind vergangen, und seltner gekommen wären. Seit ihrem neunzehnten Jahre aber hätten ihre Kopfschmerzen sich vermehret, und länger gewähret, das Brechen und Nasenbluten aber sich vermindert und selten gezeiget. Seit zwey Jahren wäre das Brechen weit ärger geworden, was sie weggebrochen, hätte eine ganz grüne Farbe gehabt, auf den Gebrauch eines Brechmittels und einiger Purganzen aber wäre sie sowohl damals, als auch ein halbes Jahr darauf, da sich das Brechen wieder eingefunden, davon befreyet worden. Gegenwärtig empfände sie zwar am ganzen Kopfe heftige Schmerzen, die heftigsten aber auf der linken Seite. Ausserdem klagte sie noch über schweres Gehör, Klingen des linken Ohrs, klopfenden Schmerz im Halse und krampfhafte Vorbeugung desselben, wenn sie den Kopf aufrechts hielte, welcher aber im Liegen minder schmerzhaft wäre: ferner über einen trocknen Husten, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, wenn die Schmerzen zu arg würden, und Verstopfung des Leibes, welche bis zum vierten auch wohl fünften Tag anhielte: ihre Reinigung hätte sie seit dem neunzehnten Jahre zwar ziemlich ordentlich, sechs, sieben bis acht Tage lang gehabt; es wäre aber immer nur wenig und nußfärbiges Geblüt, jedoch ohne andre Unbequemlichkeit, abgegangen: ausser, daß die Kopfschmerzen zu der Zeit heftiger wurden. Das letztemal, da sie solche grüne scharfe Galle weggebrochen, hätte sie vor heftigen Schmerzen vom November 1759 bis zum April

1760 nicht aus dem Bette aufdauren können. Kurz vorher, ehe sie zu mir gekommen, wären nach einer Aderlaß die Kopfschmerzen weit ärger geworden.

Als sie mir dieses erzählet hatte, und ich mich jezt nicht länger aufhalten konnte, gab ich ihr für diesmal nichts als ein Abführmittel, das ihr sehr nöthig war, weil sie gerade heftige Verstopfung des Leibes hatte, und bestellte sie nachher wieder zu mir, um, wo möglich, ihr nach ihren Umständen etwas ordentliches geben zu können.

Sie kam nicht eher als vier ganzer Monat darauf wieder zu mir, weil sie vor allzugroßen Schmerzen seit der Zeit nicht hätte ausgehen können. Sie verzweifelte ganz an ihrer Besserung, ich redete ihr aber Trost zu, behielt sie im Krankenhause, und trug meinen Zuhörern bey dieser Gelegenheit die Ursachen, Zufälle, Unterscheidungskennzeichen, Ausgang und Heilart dieser Krankheit nach Anleitung der arzneykundigen Schriftsteller von den ältesten bis auf unsre Zeiten vor.

Als man alle mögliche bey Zergliederung und sonst vorgefundene Ursachen einer solchen Krankheit überlegt, darüber gründlich disputiret, und was zu gegenwärtigem Falle und dessen Aufklärung diente, darauf angewendet hatte, so ergab sich aus allem diesen, daß der Kopfschmerz dieses Mädgens seinen ursprünglichen Grund in einem Fehler des Kopfes haben müsse, und daß derselbe entweder von einer Eiterung im Kopfe nach obgedachtem Falle, oder von der zu frühen Abtrocknung des Kopfs bey der nach den Blattern erfolgten Eiterung über den ganzen mit Haaren bewachsenen Theil des Hauptes herrührte. Es fiel zwar allerdings auch einiger Verdacht auf den Magen, weil sie so öfters Brechen gehabt, auch der

Kopfschmerz nach einem Brechmittel sich vielmals zu beruhigen geschienen hatte; dagegen aber ließ sich einwenden, daß der Magen auch ohne auf irgend eine Weise fehlerhaft zu seyn, mit zu leiden pflegt, wenn die innern Theile im Haupte leiden, wie man dieses bey Kopfwunden und Quetschungen augenscheinlich siehet: daß es überdem kein seltner Fall sey, daß der Magen, wenn gleich der Grund der Krankheit im Kopfe liegt, so gereizt wird, daß ein Erbrechen einer gelben grünen bläulichen und rostfarbigen (aeruginosae) Galle, (dergleichen auch unsre Kranke verschiedenemal gehabt hatte,) daraus entstehet, so daß, wenn in den Falten des Magens etwas von solcher Galle hängen geblieben ist, oft die Noth erfordert, ihn nochmals mit einem leichten Abführmittel zu reinigen, wenn er nicht Schaden daran leiden soll.

Ich konnte also weder Gutes noch Böses vom Ausgange dieser Krankheit voraussagen, doch schien er besonders deswegen bedenklich zu seyn, weil die Krankheit schon so lange gewähret, und so tief eingewurzelt hatte. Weil man jedoch mit Zuverläßigkeit weiß, daß auch dergleichen verzweifelt böse Kopfschmerzen durch unermüdeten Fleiß theils um ein grosses gemildert, theils auch zuweilen ganz vertrieben worden sind, so ließ ich verschiedene Mittel nach und nach in gehöriger Ordnung gebrauchen.

Das erste, wovon wir uns guten Nutzen versprachen, war eine Haarschnur im Nacken, um dadurch die stockenden und angehäuften Säfte abzuleiten. In derselben Absicht gaben wir ihr auch wöchentlich zweymal starke Schleim- und Wasser abführende Arzeneyen, und liessen sie dabey zur Verbesserung der alten und Erzeugung neuer guter Säfte Kornbranntewein mit ätzendem Sublimate, und einen Absud der Klettenwurzel in Milch täglich brauchen.

Die ersten zwanzig Tage schien es nichts zu helfen, nachhero aber so viel, daß sie erst einen, hernach zween, drey und noch mehrere Tage von Kopfschmerzen befreyt blieb, endlich aber ganzer fünf Wochen lang nichts von diesem Uebel spürte, und sich völlig wohl befand. Sie bat, man möchte sie aus dem Krankenhause lassen, und ihr die Arzeneyen mitgeben, damit sie zu Hause fortfahren könnte, sie zu brauchen, und ihre Kopfschmerzen nicht etwa wieder kämen: dieses geschah, ich befahl ihr ernstlich, ordentlich fortzufahren, auf ihre Haarschnur fleißig Acht zu geben, und entließ sie den 24sten Jenner 1761.

Sie nahm also ordentlich ein, und war in ihrer Wohnung sechs Wochen gesund gewesen, als auf einmal ihre Kopfschmerzen so heftig wiederkamen, daß sie zwar zuweilen etwas nachliessen, aber doch nie ganz aufhörten; welches sie nöthigte, sich am dritten März wieder ins Krankenhaus zu begeben. Weil die bisher gebrauchten Mittel nichts mehr helfen wollten, so schritten wir zu andern.

Ich ließ ihr also gleich anfangs einige Blutigel an die Schläfe und Stirne setzen, welche zwar eine Menge Blut ausleerten, aber doch keine Linderung verschafften. Hierauf ließ ich sowohl Ventosen als Schröpfköpfe an die Stirne, auf dem Wirbel und an die Schläfen dreymal hintereinander setzen, wobey sie viel Blut verlor, aber keine Erleichterung hatte. Drittens suchte ich auch ihr durch Oeffnung der Drosselader Hülfe zu verschaffen: und weil es auch dadurch nicht besser werden wollte, so ließ ich den Kopf glatt abscheeren, und vier Tage lang in erweichende warme Breyumschläge einpacken, weil durch dieses Mittel die kleinen Zwischenräume der Hirnschädelnäthe geöfnet, und den verdorbenen Säften ein Weg gebahnt werden soll, aus dem Kopfe sich herauszuziehen. Die

Schlafpulsader mochte ich nicht öffnen lassen, weil sie durch die Blutigel sowohl als durch die Schröpfköpfe schon Blut genug verloren hatte. Ferner ließ ich ihr Melilotenpflaster mit dem vierten Theil von spanischen Fliegenpflaster acht Tage lang auf dem ganzen Kopfe legen; wovon sie zwar anfangs, da das Pflaster viel Feuchtigkeit auszog, einige, in der Folge aber gar keine Erleichterung verspürte.

Nun fiel mir ein Mittel ein, das Bartholin in England kennen gelernt hatte, und in seinen Schriften anpreist. Es ist der Saft, welcher zu Ausgang des Winters aus den Wurzeln des Wallnußbaums tröpfelt, und in einer angebundenen Flasche aufgesammelt werden kann. Diesen gab ich also meiner Kranken, aber nicht, wie in jener Vorschrift verordnet wird, zu einigen Tropfen, sondern zwo Unzen täglich, und fuhr damit vierzehn Tage lang fort.

Da ich nun mit allen diesen Mitteln nichts ausrichten konnte, so nahm ich endlich meine Zuflucht zum Eisenkraute. Dieses ließ ich ihr den 10ten April trocken, und vom 23sten April an frisch gesammelt an den Hals hängen; auch das abgezogene Wasser davon täglich zu vier Unzen mit vier Tropfen Vitriolgeist einnehmen. Die Erleichterung, die sie in kurzer Zeit dadurch erhielt, war in der That groß, die Schmerzen vergiengen plötzlich und sie hatte die ganzen ersten zween Monate auch nicht einmal eine Anwandelung von Kopfschmerzen. Dann aber hörte ich auf, ihr das abgezogene Eisenkraut einnehmen zu lassen, weil sie noch über eine schmerzhafte Stelle am linken Auge klagte, und dabey erzählte, daß auch dieser örtliche Schmerz vormals, als sie den Kornbranntewein mit dem Sublimat gebraucht hatte, vergangen gewesen wäre, weswegen ich sie anstatt des Eisenkrautwassers den Kornbranntewein mit Sublimat wieder

brauchen ließ. Sie fuhr zu Hause mit diesen Branntewein, und mit dem Anhängen des Eisenkrauts bis zum sechsten Julius fort; an diesem Tage aber kam ihr Kopfschmerz wieder, wozu sich heftige Magenschmerzen und öfters Brechen gesellte. Während dem Brechen waren ihr die Arme einwärts gedrehet. Ich verordnete Abführmittel, ein Magenpflaster, beruhigende, Nerven- und Fibernstärkende Arzeneyen, ließ Eisenkraut an den Kopf hängen, und zu Ende des Monats Julius war sie völlig wiederhergestellt, befindet sich auch bis auf den heutigen Tag wohl, ohne alle Kopfschmerzen.

§. 4.

Die Pommeranzenblätter haben in der Arzneykunst herrlichen Nutzen. Mein alter Freund, Herr Abrah. Westerhoff, Stadtarzt im Haag, hatte sich vor etwas länger als einem Jahre auf Zureden erhabener Personen genöthiget gesehen, ein gewisses geheimes Mittel an sich zu nehmen, mit der Bedingung, daß er ohne Vorwissen des Erfinders niemals bekannt machen wollte, woraus es eigentlich bestände. Aus Freundschaft verehrte er auch mir einen kleinen Vorrath davon, um bey vorfallender bequemen Gelegenheit in Krankheiten mit Verzuckungen, als worinnen es zwar nicht allezeit, aber doch oft, wie Herr Westerhoff aus eigener Erfahrung bezeugen konnte, ausserordentliche Dienste thut, die Wirkungen und Kräfte desselben zu versuchen. Im Jenner dieses jezigen Jahres zeigte sich eine gute Gelegenheit, einen solchen Versuch zu machen. Ein Mädgen von achtzehn Jahren, welche nebst vielen andern jungen Leuten beyderley Geschlechts von den geheimen Wohlthaten unserer großen Kaiserin lebt, war mit so wundersamen, aber auch so erschrecklichen Verzuckungen behaftet, als man vielleicht selten wird finden, so daß jeder Theil ihres Körpers auf alle mögliche Arten verdreht und verzuckt wurde, und beynahe täglich neue

und ungewöhnliche Zufälle dabey zum Vorschein kamen. Sie wurde dabey mit einer solchen Gewalt in die Höhe geworfen, als wenn die stärksten Männer sie mit aller Gewalt empor schleuderten. Ganzer drey Wochen lang hatte ein alter erfahrner Arzt, der Herr von Hentschel, alles mögliche, was nur Kunst und Erfahrung vermag, unermüdet gebrauchet, aber ohne allen Nutzen. Da Ihro Kayserl. Majestät mir ausdrücklich befohlen, mich dieser Elenden doch zugleich mit anzunehmen, und ich erfuhr, daß beynahe schon alle erdenkliche Mittel erschöpft worden wären, so fiel mir obgedachtes geheime Mittel ein. Ich erzählte dem Herrn von Hentschel, daß ich dieses ganz gewiß unschädliche Mittel, das zuweilen von ganz ausserordentlicher Wirkung wäre, besäße, er war zufrieden, es ihr zu geben, und es geschahe. Als wir ihr den ersten Tag eine einzige Gabe von einem Skrupel mit Chocolade vermischt zu trinken gaben, so dauerten die Verzuckungen, die bisher zwölf ganzer Stunden gewähret hatten, schon nicht länger als drey Stunden; den andern Tag eine halbe Stunde, und den dritten Tag war kaum noch eine Spur mehr davon übrig. Die Kräfte stiegen schnell, der Körper war leicht, und das Gemüth heiter: gleichwohl gab ich ihr noch vierzehn Tage lang täglich einen Scrupel von dem Pulver; und seit der Zeit ist sie vollkommen gesund geblieben.

Der so geschickte und berühmte Augenarzt Herr Wincel, behauptete, als er diesen Winter seine Kunst, den Staar zu stechen, mit so großem Ruhme in Wien ausübte, das im Haag erfundene geheime Mittel, bestände aus nichts, als Pommeranzenblättern die man abgekocht unter die Chokolade mischt, statt desselben aber könne man auch die Chokolade mit dem Pulver

derselben versetzen, und so mit gleich großen Nutzen nehmen lassen. Er wußte dieses aus so viel Gründen darzuthun, daß unser würdiger Präses eine große Menge solcher Blätter sammlen, und in allen Kranken- Waysen- Armen- und Invalidenhäusern austheilen ließ, um Versuche damit zu machen. Ich gab dieses Pulver einem Menschen, der die fallende Sucht im höchsten Grade hatte, und fuhr damit länger als einen Monat fort, aber ohne etwas auszurichten. Gleichergestalt verordnete ich es einem Mädgen, die noch einige vom Veitstanz zurückgebliebne Zufälle hatte, lange Zeit nach einander ohne Nutzen; welche doch, als ich ihr zehn Tage lang von dem Haagerpulver täglich einen Skrupel verordnete, ihre Gesundheit wieder erhielt. Ist also vielleicht noch etwas anders unter das Haagische Pulver gemischt? Oder ist in selbigen eine besondere Art von Pomeranzenblättern, deren es doch vielerley giebt, enthalten, die vor allen andern diese besondere Kraft hat? Oder wenn es von jenen nicht unterschieden ist, trat vielleicht hier der auch sonst nicht ungewöhnliche Fall ein, daß eine Arzeney anfangs nichts hilft, und am Ende doch herrliche Dienste thut? Fortgesetzte Erfahrungen müssen hierüber entscheiden. Der Absud, mit welchem man die Chokolade macht, wird nach Herrn Wincels Vorschrift folgenderstalt gemacht und gegeben: Man nimmt dreyßig bis sechs und dreyßig Pomeranzenblätter, kocht diese in einem Pfund Wasser so lange, bis ein Drittheil davon eingekocht ist, läßt Chokolade damit kochen, diese den Kranken trinken, und allezeit über den vierten oder fünften Tag wiederholen. Die Vorbereitung zu dieser Cur besteht darinn, daß man die Kranken drey Tage zuvor Honigwasser trinken läßt, und nachhero ein Abführmittel giebt, worauf man den andern Tag nach der Abführung die beschriebene Arzeney brauchen läßt. Andre geben den dritten Theil dieses Absuds

drey Tage nach einander in Chokolade, doch muß diese ohne Gewürze bereitet seyn. Das Mittel soll im Bette genommen werden, und der Kranke zwo Stunden lang ruhig liegen bleiben. Allemal muß es drey Morgen nach einander gebraucht, und dazwischen mit abführenden Mitteln abgewechselt werden, so lange als es die Dauer der Krankheit erfordert.

Der Stadtarzt im Haag, C. H. Velse, hat mir folgende Vorschrift zu diesem Absud mitgetheilt: Man nehme 120 Pomeranzenblätter, (ohngefähr eine Unze oder sechs Quentlein am Gewichte,) koche diese in zwanzig Unzen Regenwasser in einem wohlverwahrten Gefäße zwo bis drey Stunden lang, seihe es ab, gieße zehn Unzen rothen Wein darunter, und thue so viel gemeinen Hutzucker (Saccharum cononid.) dazu, als den Geschmack angenehm zu machen erfordert wird. Von diesem Absud lasse man nach Befinden der Umstände täglich zwey- drey- bis viermal, jedesmal drey bis vier Unzen, entweder allein oder mit einer leichten Chokolade vermischt trinken. Eben dieser Arzt versichert, daß diese Arzeney ungemein stärke und erquicke, zuweilen in der Bleykolic herrliche Dienste leiste, besonders das dabey vorkommende Brechen stille, und alles leiste, was man bisher durch Purganzen und Opiate nicht hätte ausrichten können. Er habe zwar noch nicht viele Versuche damit bey hysterischen Verzuckungen gemacht, könne aber doch einen merkwürdigen Fall von einem zweyjährigen Kinde aufweisen, das dem Anschein nach Anlage zum Blödsinn gehabt habe. Dieses Kind habe seit Jahr und Tag täglich einen kleinen Anfall von Verzuckungen gehabt, seit einem halben Jahre aber sey es oft mit ängstlich gichterischem Geschrey aufgefahren, und habe bald starr- bald fallsüchtige Zufälle bekommen. Diesem habe man zwanzig Tage lang täglich dreymal

etwas von diesem Absud gegeben, und keine sonderliche Wirkung gespüret, nachhero aber so viel ausgerichtet, daß nun schon seit einem Monat nicht das geringste mehr von der Krankheit übrig, und das Kind ganz munter und vernünftig sey.

Auch ich kann mit Grunde der Wahrheit versichern, daß ich die wundersamen Kräfte dieses Absuds aus der Erfahrung habe kennen lernen, und zwar an einem funfzigjährigen Manne, der anfangs Kopfschmerz auf der einen Seite des Hauptes gehabt hatte, nachher aber heftige Verzuckungen des Gesichts, die täglich zwanzig bis dreyßigmal sich einfanden, bekam; er war dabey seines Gedächtnisses beynahe völlig beraubt, so daß er alle Personen und andre Dinge, die er sahe oder anfühlte, zwar kannte, sie aber gleichwohl nicht bey ihren rechten Namen nennen konnte, sondern unverständliche Worte herausstammelte: und wenn er gleich französisch oder italiänisch angeredet wurde, dennoch, wenn er auch einigermaßen wußte, was man mit ihm gesprochen hatte, schlechterdings nicht anders als deutsch antwortete, welches doch wider alle seine Gewohnheit war. Ich ließ ihn aller zwo Stunden zwo Unzen vom Pomeranzenblätterdecoct trinken, es besserte sich mit ihm von Stunde zu Stunde, und nach sechs Tagen war er von seiner ganzen Krankheit, und allen ihren sonderbaren Zufällen gänzlich befreyet, und alle körperliche und Geistes-kräfte kamen wieder in ihre natürliche Ordnung.

Ein Mädgen von sechszehn Jahren bekam im Monat September 1760 das Scharlachfieber, hierauf den 7ten October Verzuckungen, eine Lähmung der rechten Seite und gänzliche Sprachlosigkeit. Weil alle gewöhnliche Mittel nichts helfen wollten, trug mir unser Präses auf, sie zu elektrisiren. Es besserte sich

zwar in sechs Monaten ein wenig mit ihr, und sie konnte wieder einige gebrochene Worte reden, war auch nicht so sehr, wie zuvor, gelähmet; da aber dieser Anfang der Besserung gar nicht zunehmen wollte, so ließ ich sie nach und nach drey Portionen von dem Absud, und hernach das Pulver der Pomeranzenblätter nehmen, wobey das Elektrisiren täglich fortgesetzt wurde. Nach Verfluß eines Monats fand sich ihre Sprache merklich wieder, und wir haben nun Hoffnung, daß sie selbige völlig wieder erhalten, auch von ihrer Lähmung ganz befreyet werden wird. Diese Bemerkung hat mich bewogen, nunmehr allen, die ich elektrisiren lasse, zugleich Pulver von Pomeranzenblättern zu verordnen, um zu sehen, ob mehrere Personen bey dem vereinigten Gebrauch der Elektrizität und dieses Mittels ihre Gesundheit wieder erlangen werden.

Bis hieher habe ich bey solchen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, weder mit dem Absud, noch mit dem Pulver etwas ausrichten können, doch werde ich bey vorkommender Gelegenheit den Versuch wiederholen, da ich höre, daß es andern geglückt hat. Bey einer Person, die vom Schrecken Zittern bekommen hatte, schien es anfangs gut zu gehen, nachhero aber schlug die Krankheit wieder um, endlich jedoch ist sie weit erträglicher worden. Im Bürgerkrankenhause hat, wie ich weiß, der berühmte ordentliche Arzt desselben, Herr Schreibers, einem Mann, der Jahre lang den Veitstanz im höchsten Grade hatte, länger als einen Monat das Pulver und Absud nehmen lassen. Anfangs hat es einige Besserung bewirkt, welche aber nicht zunahm, ohngeachtet das Mittel lange Zeit fortgebraucht wurde, doch kann ich bezeugen, daß diese Besserung wenigstens beständig gewesen ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0223
DFG

Es wird demnach nöthig seyn, daß sowohl dieser Versuch mit den Pomeranzenblättern, als auch mit dem Eisenkraute, so wie viele andre dergleichen Versuche öfter wiederholet und reiflicher untersucht werden, ehe man etwas sicheres zu bestimmen im Stande ist. Denn man kann bey solchen Versuchen und bey Bekanntmachung derselben niemals vorsichtig genug seyn. Wir schreiben für unsre Zeitgenossen und für die Nachkommen. Diese werden unsere Versuche wiederholen, und die Sache entweder eben so, wie wir, oder anders, als wir, oder gar nichts von dem, was wir gefunden haben, finden. Haben wir unsre Bemerkungen ordentlich, vorsichtig und aufrichtig erzehlet, und die glücklichen sowohl, als die vergeblichen und unvollkommenen treulich niedergeschrieben, so werden unsre Zeitgenossen und die Aerzte späterer Zeiten, wenn sie mit gleicher Vorsicht unsre Versuche wiederholen, gewiß eben das finden, was wir davon geschrieben haben.

Auf diese Weise werden endlich praktische Grundregeln festgesetzt werden, welche die Krankheiten und den Grad der Krankheiten genau bestimmen, wo eine Arzeney hilft, nichts hilft, oder gar schädlich ist. Wenn wir aber entweder nur obenhin, oder mit allzugroßer Lobeserhebung oder aus Ruhmsucht Versuche der Welt mittheilen, so wird nothwendig daraus folgen, daß sowohl das gegenwärtige Zeitalter, als auch die Nachkommenschaft uns mit Recht Lügen strafen muß. Es kann scheinen, als wenn eine Arzeney in irgend einer Krankheit geholfen hätte, und sie hat vielleicht nicht geholfen, so daß wenn andre Mittel zugleich mitgegeben worden sind, die darinnen Dienste haben thun können, oder wenn die Krankheiten periodisch waren, wie z. B. viele Magenschmerzen, einseitige Kopfschmerzen, Gichtschmerzen, Gliederreiß-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0224
DFG

sen, u. d. gl. die theils von selbst, theils bey Veränderung der Luft, der Lebensart und der Nahrungsmittel, theils durch Hülfe der Natur nachlassen, aussetzen, oder ganz vergehen, man sich oft irret, und diese Aenderung einem Mittel zuschreibt, das sie doch nicht bewirkt hat. Auch müssen wir davon überzeugt seyn, daß unsre Kranken die vorgeschriebene Mittel auf das pünctlichste gebraucht haben, daß sie nicht etwa ohne unser Wissen andre Dinge, denen sie mehr zutraueten, eingenommen, oder wenigstens unsre Mittel nicht allein, sondern andre dabey gebrauchet haben, und gleichwohl, um uns nicht aufzubringen, oder weil ihnen an unsrer Freundschaft, guten Willen und Vorsorge viel gelegen ist, vorgeben, unsre Mittel hätten ihre Genesung bewirkt. Mir ist dieser Fall begegnet, und er kann andern auch begegnen.

Ich will dahero meine Leser gebeten haben, daß sie die hier mitgetheilten Bemerkungen durch neue Versuche prüfen, und wenn ich vielleicht hin und wieder die Regeln der Klugheit sollte aus den Augen gesetzet zu haben scheinen, dieses öffentlich bekannt machen: ich werde ihnen stets dafür verpflichtet seyn.

§. 5.

Diejenigen Arzeneyen, die man vorzeiten wider die fallende Sucht brauchte, z. E. die männliche Päonie, der wilde Baldrian, der Eichenmistel, habe ich auch in diesem Jahre öfters versucht, und bewährt gefunden, auch als solche meinen Zuhörern bekannt gemacht, und ihren Nutzen an Beyspielen bewiesen; ich habe aber auch zu meinem Leidwesen erfahren müssen, daß sie bey vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen wenig oder wohl gar keinen Nutzen gestiftet haben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0225
DFG

Gleichwohl benehmen diese Versuche den erstern nichts von ihrem Werth, wenn man nur alle gehörig bestimmt, und Zeit und Umstände genau zu treffen weiß. Daß der wilde Baldrian, dem Fabius Columna so ausserordentliche Dienste gethan hat, ist vielleicht die Hauptursache, daß er berühmter geworden ist, als er verdienet, und daß man ihn, weil man sich oft in seiner Hoffnung betrogen fand, nachhero wieder verachtet hat. Demohnerachtet steht diese Pflanze noch unter den Mitteln wider die fallende Sucht, und wird immer darunter stehen bleiben, aber nur in gewissen Fällen. Eben diese Beschaffenheit hat es, wie ich vermuthe, auch mit den Pomeranzenblättern.

Ende des sechsten Theils.

Anton von Haens

Heilungsmethode

in dem praktischen

Krankenhause zu Wien.

Siebenter Theil.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0227
DFG

Erstes Kapitel.

Von der unächten äußerlichen Pulsadergeschwulst.

§. 1. Eine unächte Pulsadergeschwulst am Arme, welche durch eine Aderlaß verursachet und durch einen künstlich angebrachten Druck geheilet wurde: nebst zwo Bemerkungen, welche, so einfach und gemein sie auch sind, dennoch einer neuen Empfehlung bedürfen, weil sie in der Behandlung der Kranken so oft vernachläßiget werden. §. 2. Unterbindung einer unächten Pulsadergeschwulst am Stamme der Schenkelschlagader, welche von einem Stiche herrührte. Glückliche Heilung des heissen und kalten Brandes mit der Fieberrinde, die man anhaltend, in größter Menge, und, meines Erachtens, ohne ein ähnliches Beyspiel, inn- und äußerlich hier verordnete. §. 3. Vertheidigung der Fieberrinde gegen die Feinde und Verläumder derselben, nebst einer Vertheidigung unsrer Methode, sie in so großer Menge zu geben. §. 4. Einige Anmerkungen von dem Urin, welchen unser Verwundeter während der Cur die meiste Zeit ließ, um daraus zu schließen, ob sich daraus etwas für die Anerkennung und Vorherbestimmung der Kranken folgern lasse. §. 5. Eine Untersuchung, ob der Lerchenschwamm in Wunden der Schlagadern gleiches Lob verdiene, wenn man ihn Scheibenweise auflegt, als wenn man die ganze Wunde mit dem Pulver desselben bestreuet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0229
DFG

§. 1.

Ich habe Th. 4. Kap. 2. Th. 5. Kap. 6. Th. 6. Kap. 4. bereits viele Beyspiele von dieser so gefährlichen als gewöhnlichen chirurgischen Krankheit angeführt, und sowohl unsre glücklichen als unglücklichen Versuche aufrichtig erzählet. Weil aber in dem nächstverflossenen akademischen Jahre neuer Stoff zu Untersuchung derselben sich gezeiget hat, so will ich diesen siebenten Theil damit anfangen.

Am 10ten November 1761 ließ ein Bader einem Maler von fünf und zwanzig Jahren, welcher über ein Brennen auf der Brust und über Heiserkeit klagte, mit einem Schnepper zur Ader. Zu großer Verwunderung des Kranken lief das Blut so stark, daß in einem Augenblicke drey Teller voll waren, und der Bader große Mühe anwenden mußte, daß mit größtem Ungestüm springende Blut zu stillen, und die Ader zu verbinden. Er band den Arm so fest, daß er anfieng zu schwellen, und ließ einen gewissen Spiritus einreiben, womit er es so weit brachte, daß dieser Maler seinen Arm, den er seit drey Wochen gar nicht hatte bewegen können, wieder beugen, und seine Kunst, obwohl nicht so fertig, wie vormals, doch einigermaaßen wieder ausüben konnte. Hierbey sprach er dem Kranken immer Trost zu, versicherte, daß sich alles völlig geben würde, und schrieb alle Beschwerlichkeit, worüber der Maler klagte, dem beständigen Zuflusse einer Lymphe nach der Wunde in der Haut und Blutader zu.

Indessen geschahe gerade das Gegentheil. Der Maler bekam binnen sieben bis acht Wochen eine Schwulst, die wie ein Hünerey groß wurde. Er machte sich viel Sorge für die Zukunft, und gieng also am 5ten Jenner dieses Jahrs 1762 zu dem erfahrnen

Doktor der Wundarzneykunst, Herrn Reuter, welcher ihn nach einem zehntägigen vergeblichen Gebrauch des Tourniquets meiner Besorgung überließ.

Der Ursprung sowohl als der Fortgang der Krankheit zeigten deutlich, daß hier eine unächte Schlagadergeschwulst zugegen war. Gleichwohl spürte man weder einen Pulsschlag, noch jene zitternde Bewegung daran, wovon ich Th. 4. geredet habe: hier muthmaßte ich aber, daß diese beyden Zeichen deswegen unkenntlich geworden wären, weil das ausgetretene und im Zellgewebe des Armes ausgegossene Geblüt geronnen seyn müßte.

Den 16ten Jenner machte unser geschickter Professor der Chirurgie, Herr D. Leber, in Gegenwart des Leibarztes und Vicepräsidenten der medicinischen Facultät, Herr D. Keßlers, des ordentlichen Arztes am Stadtkrankenhause, Herrn D. Schreibers, des Kayserl. Leibchirurgi, Herr von Hombourg, des Doktors der Chirurgie, Herrn Reutters, des Hofchirurgi, Herrn Fischers, des gelehrten und hoffnungsvollen Wundarztes, Herrn Scherers, und vieler andrer Studenten die Operation an ihm.

Als man die Wunde ober- und unterwärts erweitert hatte, zeigte sich ein runder Körper, wovon man nicht sogleich sagen konnte, ob es die Flechse des zweyköpfigen Muskels, oder eine feste Haut wäre, die sich bey dem heftigen Druck am Arme aus dem Zellgewebe erzeuget hätte? Viele Gründe überzeugten uns aber bald, daß es nicht die Flechse, sondern eine durch den Druck entstandene Haut seyn müßte. 1) Wenn es die Flechse gewesen wäre, so hätte sich dieselbe von ihrer natürlichen Verbindung mit der Haut durch das Zellgewebe lösen müssen; hier aber konnte man mit der Sonde ohne allen Anstoß ober- und un-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0231
DFG

terwärts hinfahren. 2) Man hätte, da die äußern Bedeckungen zerschnitten waren, an dem ausgestreckten Arme eine Spannung wahrnehmen müssen, wenn die Flechse sich in die Länge gedehnet hätte, dieses aber bemerkte man hier nicht. 3) Als man die Bedeckungen gelöset hatte, kam der runde Körper zum Vorschein, welcher wie eine nach aussen zu gekehrte halbe Kugel gestaltet war, und sich oberwärts mit einemmale verflochte; man sah also deutlich, daß es keine gespannte Flechse seyn konnte. 4) Wäre die Flechse über dem geronnenen Geblüte ausgespannt gewesen, so hätte die Schwulst nothwendig einfallen müssen, als wir den Arm ausstreckten; sie blieb aber immerfort rund, der Arm mochte nun ausgestreckt oder gebogen werden. 5) Ein kleiner Einschnitt, welchen man in die Geschwulst machte, und sodann in der Länge erweiterte, hätte sich in jenem Falle bey der Ausstreckung des Arms schliessen müssen; hier aber blieb er unverändert offen. 6) Wie das geronnene Blut herausgenommen worden war, bemerkte man in der ganzen Gegend des Arms nicht die geringste Spannung, wiewohl wir bey Aufsuchung der verletzten Schlagader den Arm bald in diese, bald in jene Lage brachten. Wäre ferner die Schwulst mit der sehnigen Haut umkleidet gewesen, so hätte sich die der Länge nach von uns gemachte Oeffnung beym Ausstrecken des Arms schliessen müssen.

Folglich war diese Geschwulst in Ansehung ihrer Haut genau so beschaffen, wie ich es Th. 4. beschrieben habe. Es ergiesset sich nämlich das aus der Pulsader laufende Blut in das Zellgewebe, welches die Pulsader, die Blutader und den Nerven umgiebt, erweitert es, dehnt es aus, und macht eine feste Haut daraus: und das zwar um desto leichter, je länger und fester der Wundarzt den Arm unterm Drucke

hält. Denn die Gewalt des aus der verwundeten Pulsader springenden Blutes erweitert den Ort, der der Wunde am nächsten ist, indem es das zellichte Gewebe auf die Seite dränget, und bildet eine Höhle, welche eine halbkugliche Gestalt annimmt, weil das Zellgewebe an dem äußersten Umkreis der Geschwulst an die Pulsader fest angedruckt wird, sich anhängt, und damit verwächset. Auf diese Weise erzeuget sich ein verschlossener Sack. Wenn die Gewalt des Blutes diese an einander hangenden Theile nicht aus einander treibet, so muß sich ein harter Blutpfropf bilden, der das Loch in der Pulsader endlich so fest verschliesset, daß weiter kein Blut herausfliessen kann. Und auf diese Weise heilet die Schlagadergeschwulst, ohne daß man eine Oeffnung zu machen brauchet, blos wenn man sie äußerlich zusammendrückt, vollkommen zu, wie ich im 4ten Th. an Beyspielen gezeiget habe. Ist aber die Gewalt des aus der verwundeten Pulsader springenden Blutes so groß, daß der Sack, welcher rings um die Pulsader angewachsen ist, und aus Zellgewebe bestehet, etwa irgend an einem Orte nachgiebt oder zerreißt, so ergießt sich das Blut durch die Fetthaut zwischen, unter, und über den Muskeln, treibt die äußere Haut in die Höhe, und geht bald in Fäulniß über, so daß der Arm abstirbt, und der Kranke selbst zuweilen darauf geht. Dieses war der Fall, den ich Th. 4. und Th. 5. erzählet habe, und auch bey dem Maler.

Nachdem man also die Haut an diesem runden Körper aufgeschnitten hatte, so gieng geronnenes Geblüte heraus, und zwar nicht nur aus dem Sacke, sondern auch aus der ganzen Gegend am Arme ober- und unterwärts überall, wo der Sack schon zuvor zerrissen war, und das Blut sich aus selbigen in die benachbarten Theile ergossen hatte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0233
DFG

Wir wuschen die Wunde rein aus, und als wir das Tourniquet nachliessen, kam es uns vor, als wenn die Wunde in der Pulsader oben über ihrer Theilung, und zwar an der inwendigen Seite befindlich wäre; und es ist auch wirklich leicht möglich, daß diese Pulsader mit einem Schnepper so getroffen werden kann.

Ich sage wohlbedächtig, es kam uns vor, als ob wir dieses sähen: denn weil diese Pulsader sowohl, ehe sie sich in zween Aeste theilet, als auch nachhero weiter unten, viele Nebenzweige abgiebt, so konnten wir uns irren, und es konnte ein Ast von der Ellenbogenschlagader seyn, der uns vielleicht größer und weiter zu seyn dünkte, als er gewöhnlich ist. Man kann dieses bey einer Schlagadergeschwulst, wo viel Blut ausgetreten ist, und man einen längern Schnitt machen muß, genauer bestimmen, als da, wo man nur einen kurzen Schnitt machen darf, wie hier der Fall war; denn alles geronnene Blut, das wir herausgenommen hatten, betrug am Gewichte nicht über vier Unzen. Es ist aber nicht zu läugnen, daß man es oft noch wahrscheinlicher bestimmen kann, wenn man die Größe und Weite der Pulsadern genau betrachtet, welche aus dem Stamme einer Pulsader herausgehen.

Da die Wunde hier an der Seite der Pulsader war, so wußten wir nicht gewiß, ob wir es wagen dürften, diese blos mit dem Lerchenschwamme und Kompressen, welche vielleicht zur Seite nicht stark genug wirken möchten, zusammenzudrücken, oder ob wir den sichersten Weg wählen und die Pulsader unterbinden sollten? Alle Umstehende aber waren der Meynung, daß man das erstere Verfahren wagen könnte, theils weil der Lerchenschwamm so vorzügliche Kräfte hätte, theils weil man ihn gepulvert allenthalben aufstreuen, und er damit gleichsam die verwundeten Blutgefäße

zusammenleimen könnte. Doch fand man dabey die Vorsicht nöthig, auf allen Fall eingefädelte Nadeln bey der Hand zu haben, um die Pulsader sogleich unterbinden zu können, wenn der Druck nicht hinlänglich seyn sollte.

Ich rieth dem Wundarzte also, nachdem er auf die Wunde ein kleines glatt geklopftes Plättgen von Lerchenschwamm aufgeleget hatte, die ganze Gegend um die Wunde mit gepülverten Lerchenschwamme zu bestreuen. Denn es könnte sonst vielleicht ein Gefäß oberhalb der verwundeten Pulsader offen seyn, eine Verblutung veranlassen, welche den ganzen Verband in Unordnung brächte. Nachher ließ ich immer etwas größere Plättgen vom Lerchenschwamm schichtweise bis zu gehöriger Höhe übereinander auflegen, wozu zwölf Plättgen erfordert wurden. Endlich legte man darüber noch trockne gezupfte Fasern und Kompressen, welche sodann mit einem schicklichen Verband befestigt wurden.

Während der Operation war die Hand kalt, da man aber nachher warme Umschläge von Wasser und Wein machte, erwärmte sie sich nach einer Stunde. Zwo Stunden nach dem Verbande versicherte uns der Kranke, daß ihm der ganze Arm sehr leicht und der Schmerz ganz erträglich wäre. Die Hand behielt ihre natürliche Wärme, und man konnte am Handgelenke schon den Puls fühlen. Kein einziger Patient von dieser Art, den ich je in diesem Krankenhause gehabt habe, ist nach der Operation so leidlich als dieser gewesen. Er hatte keine Unruhe im Körper, fast gar kein Fieber, schlief des Nachts ruhig, hatte guten Appetit, und war auch sonst immer gelassen und heiter.

Weil es Winter war, so nahm man erst am fünften Tage den Verband zum erstenmale ab. Um die Wunde herum war etwas Blut herausgeschwitzt,

und der Verband blutig worden, auch zeigte sich hier und da frisches Blut, als man die Charpie abnahm: der Lerchenschwamm aber hieng da, wo man ihn aufgelegt hatte, fest und unverrückt an. Wir verbanden also wieder, wie zuvor. Da wo man das Tourniquet angelegt hatte, war die Haut roh und schwürig worden; man mußte daher aufschrauben, ein anders anlegen, und da, wo die Haut roh war, etwas heilendes auflegen. Indem wir alles dieses thaten, sahen wir zu unsrer großen Freude, daß der Lerchenschwamm, wiewohl das Tourniquet auf einige Minuten weggenommen worden war, dennoch so fest anhieng, daß kein Tropfen Blut aus der Pulsaderwunde herauskam, wie wir am Verbande deutlich spüren konnten.

Den achten Tag nach der Operation machten wir wieder einen frischen Verband, und den eilften wiederum, beydemal zeigte es sich, daß der Lerchenschwamm vortreflich anhieng, selbst dann, wenn man das Tourniquet losließ. Zu Anfange des funfzehnten Tages, nämlich den 30sten Jenner, fielen bey dem vierten Verbande alle Plättgen Lerchenschwamm ab, und aus der Wunde lief kein Tropfen Blut mehr, als man das Tourniquet locker machte. Jedoch legten wir, mehrerer Sicherheit halber, wieder frischen Lerchenschwamm auf.

Zween Tage nachher fiel auch der frischaufgelegte Lerchenschwamm wieder ab, und die Wunde hatte allenthalben ein sehr gutes Ansehen. Man legte wieder frischen Lerchenschwamm auf, und fand, daß nicht ein Tropfen Blut mehr herauskam, wenn man auch das Tourniquet ganz locker machte. In der Folge legte man alle Tage einen frischen Verband an. Wie der Lerchenschwamm zum drittenmal abfiel, legten wir keinen frischen wieder auf, weil wir glaubten, er möchte dem Anwachsen des jungen Fleisches hin-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0236
DFG

derlich seyn, welches allenthalben zu wachsen anfieng. Zu Anfange des Märzmonats hatte sich die Narbe vollkommen gut geschlossen. Ohngefähr in der Mitte dieses Monats gieng er gesund wieder nach Hause, nachdem ich ihn zuvor gewarnt hatte, wenigstens zwey Jahre lang mit diesem Arme nichts schweres zu tragen, auch sonst ihn zu keiner Arbeit anzustrengen. Zugleich befahl ich ihm, aller 14 Tage zu mir zu kommen, und mir den Arm zu zeigen. Dieses hat er seitdem öfters gethan, und ich habe ihn allezeit vollkommen wohl befunden.

Ich muß hier zwo practische Bemerkungen hinzufügen. 1) Wiewohl diejenigen, an denen man diese Operation macht, weil sie lange Zeit im Bette ruhig liegen bleiben müssen, selten offnen Leib haben, so darf man sich doch darüber keine Sorge machen: denn sie genieſſen nichts als Fleischbrühe und weisses Brod, und folglich kann sich nicht viel Stuhlgang sammlen. Bey Beinbrüchen kann die Oeffnung des Leibes einen Monat und länger ausbleiben, ohne daß es dem Kranken etwas schadet. Ja es ist sogar besser, wenn solche Personen selten Leibesöffnung haben; denn wenn sie sich oft und viel bewegen müssen, so verschiebt sich leicht etwas am Verbande, oder sie thun sich Schaden, wenn sie die Glieder biegen. Dieser unser Kranker hatte bis zum dreyzehnten Tag keinen Trieb zum Stuhlgang, und wir thaten auch nichts, um ihn dazu zu reizen. Als er aber den dreyzehnten Tag noch nicht die mindesten Bewegungen und Trieb zum Stuhlgang spürte, setzte man ihm ein Stuhlzäpfgen, worauf eine große Menge vertrockneter Unflath fortgieng, aber nicht auf einem Nachtstuhle oder Unterschieber, sondern in untergelegte Leinwand, damit er nicht etwa bey der Bewegung am Verbande etwas verrücken möchte. Zum zweytenmale verschafften

wir ihm, sieben Tage darnach, wieder durch ein Stuhlzäpfgen Leibesöffnung, nachmals aber bekam er mehr zu essen und zu trinken, und auch täglich von freyen Stücken Oeffnung. Die zwote practische Bemerkung betrifft eine gewisse Vorsicht, die man anwenden muß, damit sich Personen, die lange Zeit bettlägerig bleiben müssen, nicht aufliegen oder Brandflecke bekommen: und leider! wird diese Vorsicht zum größten Schaden der Kranken oft vernachlässiget. In den ganzen acht Jahren und darüber, seitdem ich die Aufsicht über dieses Krankenhaus führe, hat sich noch nicht ein einziger aufgelegen; weil alle solche Personen, welche sowohl bey hitzigen als langwierigen Krankheiten, ingleichen bey Wunden und Schäden lange im Bette liegen müssen, täglich zweymal am ganzen Rücken und Gesäß mit einem erweichenden Sälbgen geschmiert werden, das aus dem Weissen von zwey Eyern, welches zuvörderst scharf geschlagen, hernach über ein gelindes Feuer gehalten wird, damit es sich durchwärmet, und dabey beständig gerührt werden muß, bestehet, worunter tropfenweise nach und nach 6 Unzen Weingeist gemischt werden. Unsere abgerichteten Krankenwärter wissen es auch bey solchen Kranken, die man ohne Schaden oder Schmerzen nicht auf die Seite wenden kann, so zu machen, daß sie den ganzen Rücken und das Gesäß dennoch damit schmieren können.

§. 2.

Die zweyte Krankengeschichte, welche ich hier erzählen will, giebt reichhaltigen Stoff zu medizinischen und chirurgischen Beobachtungen, und zeigt zugleich, daß sich auch alten und erfahrnen Aerzten alle Tage Gelegenheit zu neuen Erfahrungen darbietet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0238
DFG

Ein junger Mensch von vier und zwanzig Jahren, schlank und stark von Person, seiner Handthierung ein Bierbrauer, wurde den 15ten Nov. 1761 am linken Schenkel, und zwar an der inwendigen Seite, mitten im dicken Fleische verwundet. Die Wunde war sehr tief, aber nicht groß; anfänglich strömte viel Blut heraus, innerhalb acht Tagen aber fiel sie von selbst zu. Hierauf fieng der Umfang der Narbe an zu schwellen, und noch weiter hin kam am ganzen Ober- und Unterschenkel eine kalte ödematöse Geschwulst zum Vorschein. So standen die Sachen, als er am 27sten Tage nach der Verwundung in unser Krankenhaus gebracht wurde. Wir erstaunten selbst über das eingefallene bleiche Gesicht des Kranken, welcher dabey ein Fieber mit einem schwachen Pulse, einen beständigen kurzen Husten und Beklemmungen auf der Brust hatte. Wir erkundigten uns nach allen Umständen, die sich seit der Verwundung bis jezt ereignet hätten, und erfuhren, daß ihm sein Wundarzt zweymal zur Ader gelassen hatte, um den heftigeu Zufluß des Blutes aus der verwundeten Pulsader zu stillen: daß er ihm schon gesagt hatte, daß eine Pulsader getroffen wäre, daß aber weder dieser selbst, noch auf seine Veranstaltung sonst jemand, welches doch nothwendig hätte geschehen sollen, wenn er sein eignes Unvermögen eingesehen hätte, ihm die erforderliche Hülfe geleistet hätte. Da man diesen äußerst schwachen und abgezehrten Menschen entweder seinem Schicksale, nämlich einem unvermeidlichen Tode, überlassen, oder bey ihm etwas wagen mußte, so nahmen wir sogleich den Tag darauf, als den 12ten December, die Operation folgendergestalt an ihm vor:

Zuerst legten wir das Tourniquet an, erweiterten sodann die Wunde oberwärts und unterwärts der Länge nach, und nahmen gegen fünf Pfund geronne-

nes Geblüte heraus. Die Schenkelschlagader (arteria cruralis s. femoralis) selbst war verwundet; denn als wir das Tourniquet etwas nachliessen, so konnten wir sehr deutlich sehen, wie das Blut mit Ungestüm hervorsprang. Weil die Wunde über vier Zoll tief war, so mußten wir sie ober- und unterwärts noch mehr erweitern, um in der Tiefe gehörig darzu kommen zu können, und da fanden wir endlich die Pulsader, um welche sich eine zum Theil fasrige, zum Theil schwielige ungestaltete Masse, die an manchen Orten eines Fingers dick war, herumgeschlungen hatte, und fest mit der Schlagader verwachsen war. Wäre es hier eben so gut, wie in dem vorher erzählten Falle, möglich gewesen, einen künstlichen Druck auf der Schlagader anzubringen, so würde uns dieser fremde Körper weniger Sorge gemacht haben, denn wir hätten auf dem Orte, wo das Blut hervorquoll, auf diese Masse den Lerchenschwamm gelegt, und den Druck so stark als möglich gemacht. Hier aber war die Wunde in einer großen Pulsader, und so tief, und groß, daß wir besorgten, wir möchten gar nicht im Stande seyn, den Lerchenschwamm so fest aufzulegen, daß er sich nicht auf die Seite schöbe. Mithin unterstanden wir uns gar nicht, die Schlagader auf gewöhnliche Art zusammenzudrücken, sondern hielten es vor sicherer, dieselbe zu unterbinden.

Ich weiß zwar wohl, daß der berühmte Heister so glücklich gewesen ist, eine Wunde in der Schenkelschlagader durch bloßen Druck zu heilen; allein der Kranke, an dem es ihm glückte, war nur so eben verwundet worden, und übrigens gesund und frisch: hier aber hatten wir einen halbtodten Menschen vor uns, der ganzer 27 Tage vernachlässiget worden war, und bey dem man nichts wagen durfte, sondern vielmehr den allersichersten Weg wählen mußten. Man sehe

Heisters obgedachten Fall in Hallers Collect. Disput: chirurg. T. V. N. 132.

Wir versuchten also, die Arterie zu unterbinden. Wenn man aber dieses thun will, so muß man eigentlich den Nerven losmachen, damit man ihn nicht verletze und zusammenziehe, weil sonst leicht Krämpfe, Verzuckungen, allerley Arten von Staarsucht und der Tod selbst erfolgen kann. Wir sahen aber, daß dieses hier gar nicht möglich war, weil wir weder die oben beschriebene ringsherum an die Pulsader angewachsene Masse von derselben trennen, noch auch in diesem verschwielten ungestalteten und fast unorganischen Körper den Nerven finden konnten. Da aber gleichwohl nichts anders zu thun war, als die Pulsader zu unterbinden, so beruhigten wir uns dabey wegen folgender drey Umstände: 1) Wenn der Nerve so nahe an der Schlagader läge, und in dieser unförmlichen Masse so eingewickelt wäre, daß wir ihn mit der Pulsader zugleich unterbänden, so würde doch eben dieser Körper verhindern, daß ihn der Faden nicht so fest zusammenschnürte, und es könnten daher nicht so gewaltsame Verzuckungen davon zu befürchten seyn. 2) Wenn man den Nerven zugleich mit der Schlagader auf einmal zusammenzieht und unterbindet, so entstehen doch nicht allemal Verzuckungen: wie dieses daher sich ergiebt, daß einige Wundärzte bey keiner Operation den Nerven zu schonen pflegen, und dennoch keine Zuckungen erfolgen. 3) Wir hatten bey Leichenöffnungen zuweilen gesehen, daß der Nerve einen Finger, ja wohl gar einen Daumenbreit von der arteria femorali entfernt war, und wir konnten uns daher mit der Hoffnung schmeicheln, es könnte bey diesem Menschen eben so seyn. Man sehe Disp. Chir. Hall. Tom. V. N. 140. wo ausdrücklich gesagt ist, daß diese vom Dionis und andern so sehr

eingeschärfte Vorsicht gar nicht nöthig sey. Und hier war es gar nicht möglich, sie anzuwenden.

Nachdem Herr Leber also die Wunde wohl ausgewaschen hatte, so stach er mit einer sehr langen und krummen Nadel, in welcher vielfache gewächste Faden eingefädelt waren, unter der Pulsader durch, zog mit einer Kornzange die unter der Schlagader befindliche Nadel, die ein wenig herausstach, an sich, legte zwischen die Pulsader und die Fäden ein leinenes Bäuschgen, um die Pulsader nicht zu durchschneiden, und zog so die Fäden zusammen. Man ließ hierauf das Tourniquet etwas nach, und sahe, daß die Wunde in der Pulsader vortreflich geschlossen war, indem nur aus den Seitengefäßen Blut hervorquoll: man füllte also die ganze Wunde mit Charpie aus, und legte einen Verband darum.

Viele von den Umstehenden warfen die Frage auf, ob das Unterbinden einer so großen Pulsader nicht nothwendig den Brand in dem ganzen Schenkel verursachen müßte, und ob nicht zu besorgen stünde, daß nicht nur der ganze Schenkel, sondern auch der Kranke selbst gewiß darauf gehen würde? ob es dannenhero nicht unumgänglich nöthig wäre, den Fuß lieber gar abzulösen, als worzu alle Instrumente schon in Bereitschaft da lagen? Ich wollte aber dieses schlechterdings nicht zulassen, und zwar aus folgenden, wie mich dünkt, wichtigen Gründen: 1) Weil wir nicht die ersten waren, welche es wagten, eine so große Pulsader zu unterbinden. 2) Weil uns die Zergliederungskunde sattsam überzeugt, daß es über der unterbundenen Pulsader an vielen Orten Seitenpulsadern gebe, welche sich mit denenjenigen Seitenpulsadern, die unter der unterbundenen Arterie entspringen, vereinigen, und daß alle diese Seitenpulsadern sich nach und nach dergestalt erweitern, daß sie

den Verlust des unterbundenen Stammes der Pulsader reichlich ersetzen, wie man dieses auf Eustachs Tab. 23. deutlich sehen kann. Endlich weil man hier in diesem Falle die Absetzung nirgends anders, als ganz oben am Oberschenkel unternehmen konnte, wo sie meist unglücklich abläuft: und hier um so viel mehr übel ablaufen mußte, da dieser Kranke ganzer vier Wochen vernachlässiget worden war, Mangel an Kräften, und einen großen Blutverlust erlitten hatte: mithin wahrscheinlicher Weise zu besorgen stand, er möchte während der Operation an einer unvermeidlichen Verblutung uns unter den Händen sterben. Meine Meinung gieng aber dahin, daß man alsdenn, wenn er sich in etwas würde erholet haben, und obgedachte Besorgnisse immer noch nicht vorüber wären, sondern man vielmehr sähe, daß sie in Erfüllung gehen würden, mit minderer Gefahr den Fuß würde ablösen können.

Andre von den Umstehenden hatten noch ein anderes Bedenken: sie fürchteten nämlich, es möchte das Blut, welches sich während der Operation in Menge ergossen hatte, und welches überdies in einer so großen Wunde, zwischen den längst von einander getrennten Muskeln und deren Zellgewebe, in Menge stocken müßte, auch bey der Operation, weil der Verwundete beynahe ganz ohnmächtig war, nicht gänzlich herausgenommen werden konnte, den höchsten Grad der Fäulniß, und wenn es wieder in die Gefäße eingesogen würde, den Tod verursachen, wenn man den ersten Verband nach etlichen Tagen erst abnähme, wie es fast nicht anders geschehen könnte; sie riethen dahero, man sollte dem Kranken nur etliche Stunden Ruhe gönnen, nachhero den Verband behutsam abnehmen, und von dem geronnenen Blute so viel als möglich herausnehmen. Ich verstattete

dieses vielleicht aus allzugroßer Gefälligkeit. Die Verblutung war aber so stark, daß wir besorgten, sie käme nicht nur aus den zerschnittenen Seitengefäßen, sondern auch vielleicht aus einigen noch unverletzten kleinern Pulsadern, welche über dem Orte, wo die Pulsader unterbunden war, aus selbiger entsprängen, und unter der unterbundenen großen Arterie sich wieder mit dem Stamme der Pulsader vereinigten; (denn wir hatten den Stamm der Pulsader nur ein einzigesmal über der Wunde unterbunden.) Aus dieser Besorgniß legten wir auf die Pulsaderwunde zwey Plättgen Lerchenschwamm, füllten die ganze Wunde mit Charpie aus, und machten um den ganzen Schenkel herum einen so festen Verband, als wir nur konnten.

Ich hätte diesen letztern Umstand, weil er eigentlich nicht zu meinem Zwecke gehöret, ganz weglassen können, wenn ich nicht meine besondern Ursachen hätte, warum ich es vor gut befunden, alles getreulich zu erzählen. 1) Daß man daraus ersehen soll, daß zuweilen die für und gegen eine Heilart in Betrachtung kommenden Umstände (Indicantia et contraindicantia) gleich dringend zu seyn scheinen, so daß es schwer hält, sich zu entschliessen. 2) Daß man bey Zeiten untersuche, ob man nicht besser fahren werde, wenn man nach einiger Vorschlag sowohl ober- als unterhalb der Wunde die Schlagader unterbindet, als wenn man sie nur an einer Stelle bindet, damit sich nicht der Unfall, den wir hier bey unserm Kranken besorgten, in der That ereigne, und die ganze Operation übel ablaufe: da der Kranke an der Verblutung eben so sicher sterben muß, als wenn im Gegentheil, um einer Verblutung vorzubeugen, eine große Pulsader allzufest gebunden wird, und der Brand die unter der gebundenen Pulsader befindlichen Gliedmaßen ergreifet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0244
DFG

So viel von der Operation selbst, wir kommen nun wieder zu unserm Kranken. Diesem gaben wir in vier und zwanzig Stunden vier Pfund von einer Samenmilch mit zwo Unzen Syrup von Mohnköpfen, und liessen ihn dazwischen immer ein wenig Fleischbrühe trinken. Diesen ganzen Tag bemerkte man an ihm Herzensangst, Husten, Durst, einen kleinen und geschwinden Puls und Schlaflosigkeit: und sein Urin war, so wie die beyden Tage vor der Operation, trübe und dicke, nur mit dem Unterschiede, daß er nach 24 Stunden einen kleinen Bodensatz machte.

Ferner schlugen wir um den ganzen geschwollenen und immer kalten Schenkel sogleich nach der Operation warme Umschläge, aus Lachenknoblauch, Wermuth, Knoblauchkraut, (Alliaria) Eberreis, Chamillen und Hollunderblüthen, in Wein und Wasser gekocht, und wiederholten diese stündlich, und wenn es nöthig war, alle halbe Stunden. Weil aber die warmen Umschläge an einem so kalten Gliede zu geschwind verkühlen, so wickelten wir noch eine ausgewärmte wollene Decke darum, und brachten es damit so weit, daß der Schenkel und der ganze Unterfuß beständig in einer mäßigen Wärme blieben. Den dreyzehnten December schwitzte er früh, und sein Puls wurde etwas voller. Die Samenmilch und die Brühe gaben wir ihm, wie den Tag vorher: Gerstenwasser löschte ihm den Durst, aber die Brühe schmeckte ihm sonderlich gut. Seine Zunge wurde feuchte und weiß, und Nachmittags der Harn natürlich. Nach dem Schweiße hob sich der Puls, und die Beklemmung war erträglicher. Sollte nicht la Motte recht haben, wenn er behauptet, daß der Schweiß der Wöchnerinnen nach der Entbindung, und überhaupt nach allen heftigen Blutausleerungen gut sey? besonders deswegen, weil er gewissermaßen anzeige,

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn838318517/phys_0245 DFG

daß der heftige Zufluß des Blutes nach den geöffneten Pulsadern zurückgetreten, und das Blut sich mehr nach der Haut wende.

Den vierzehnten December hatte der Kranke von früh Morgens um drey Uhr bis um zehn Uhr unterweilen ein wenig Schlaf, der ihn aber sehr erquickte. Der Fuß war natürlich warm, wiewohl man mit den Umschlägen beynahe nur alle Stunden wechselte, da es hingegen den Tag vorher kaum geschehen war, wenn man aller halben Stunden frische Umschläge machte. Das Fieber war geringe, die Bangigkeit sehr gemildert, der Puls nicht mehr klein, und sattsame Lust zum Essen vorhanden. Der Verband fieng an zu stinken, es mochte aber wohl etwas dazu beytragen, daß er durchaus mit Blute befleckt war, welches kurz nach dem Verbinden durchdrang.

Den funfzehnten December schlief er halbe Stunden lang, und das zu öfternmalen, zumal wenn man das Tourniquet ein wenig nachließ. Er hatte gute Eßlust. Man wechselte den Verband zum erstenmale, brauchte aber dabey die Vorsicht, daß man sowohl die Charpie bey der Pulsader, als auch den Lerchenschwamm unberührt liegen ließ. Die Fußsohle war von den warmen Umschlägen eingeschrumpft, und zu unsrer großen Freude klagte er, daß er Schmerzen daran empfinde.

Als man den sechszehnten December den Verband wegen des Gestanks wieder änderte, so zeigte sich Eiter: der Schlaf wurde immer ruhiger, und der Fuß blieb in natürlicher Wärme.

Den siebzehnten December mußte man wegen des argen Gestanks zweymal, nämlich früh und Abends, frisch verbinden. Abends drang etwas Blut hervor, und es fielen zwey Plättgen vom Lerchen-

schwamm ab. Der Blutabgang war aber sehr gelind, und erstreckte sich auf den ganzen Umfange der Wunde. Es mochte dieses Blut nun aus den Blut- oder Schlagadern kommen, so war doch so viel daraus abzunehmen, daß das Tourniquet die Schlagader nicht so stark zusammendrückte, daß der Lauf des Blutes gänzlich gehemmet worden wäre. Ferner konnte man daraus ersehen, daß die Mündungen der Gefäße vielleicht schon seit langer Zeit, da die Schlagader theils von dem geronnenen Blute, theils von dem festen Verbande, dessen sich der obengedachte Bader bedient hatte, zusammengedrückt war, sich allmählig erweitert haben mußten, und daß aus ihnen eben jezt das Blut hervordringe: oder (wenn es jemanden unwahrscheinlich vorkommen sollte, daß dieses in so kurzer Zeit geschehen seyn könnte,) daß der Oberschenkel wenigstens von andern Schlagadern, ausser der unterbundenen und den Aesten derselben, mit Blut versehen worden sey. Man sehe Eustach. Alb. Tab. 24. Lit. A. D. E. Der Kranke fühlte übrigens diesen Tag sowohl im Fuße, als in der Wunde Schmerzen, in der Wunde aber die meisten. Diesen Abend bekam er zum erstenmale von freyen Stücken offnen Leib: und die Nacht schlief er ziemlich gut.

Den achtzehnten December zeigte sich bey beyden Verbänden etwas Blut, das durch die Charpie durchgedrungen war, und auch etwas Eyter. Der Puls war beynahe gar nicht mehr fieberhaft, und auch sonst gut. Aller Urin, den er diese Tage über, ausgenommen den dreyzehnten December, ließ, war entweder trübe oder lehmig, oder wenn er auch beym Lassen helle war, so hatte er doch entweder eine feuerrothe Farbe, oder trübte sich bald: setzte auch sehr spät, ja oft erst den Tag darauf, einen Bodensatz ab.

Den neunzehnten December war alles wie den Tag vorher beschaffen, nur daß die Wunde noch unreiner war.

Den zwanzigsten December sahe die Wunde über und über brandig aus; wir verordneten dahero die Fieberinde inn- und äußerlich. Er nahm täglich eine halbe Unze von dem Extract derselben in vier Unzen Holunderblüthenwasser aufgelöst und mit zwo Unzen Honig vermischt. Aus vier Unzen gepulverter China, die man eine halbe Stunde lang in Wasser kochte, bis nur zwey Pfund übrig blieben, wurde ein warmer Umschlag gemacht, womit man den ganzen Schenkel bähete, und während der Zeit am Fuße mit den obgedachten Umschlägen fortfuhr. Ueberdies legte man Bäuschgen mit jenem Fieberrindenabsud und etwas Terpentingeist benetzt auf die Wunde, und machte sodann hin und wieder leichte Einschnitte in den Schenkel. Auf diese Art schälten sich die brandigen Stellen theils ab, theils nehmen sie ihre natürliche Beschaffenheit wieder an, und wurden rein.

Den Harn habe ich bis zum neunten Tage nach der Operation beschrieben: seit diesem Tage aber war er nicht mehr so dicke und trübe, setzte sich auch geschwinde, hatte aber doch beständig eine mehr als natürlich rothe Farbe. Auch bemerkte man vom achten bis neunten Tage an nicht das mindeste Fieberhafte mehr am Pulse. Er mußte nunmehr nebst der Fieberrinde eine Samenmilch nehmen, besonders in der Nacht. Vom Terpentingeist thaten wir bald mehr bald weniger unter die Umschläge, je nachdem die Besorgniß des Brandes größer oder kleiner war, oder je nachdem mehr oder weniger Blut in der Wunde angetroffen wurde. Denn dieser Spiritus widerstehet der Fäulniß gar vortreflich, und ziehet die Oeffnungen der Blutgefäße zusammen. Da die bisher gereichte

Gabe des Fieberrindenextracts nicht hinreichend zu seyn schien, und wir schon aus andern Erfahrungen wußten, daß es Personen und Krankheiten giebt, wo sie im Absud wirksamer ist, als im Extract und Pulver, so ließ ich zwo Unzen gestoßene Fieberrinde zwo Stunden lang mit Wasser kochen, und unter zwey Pfund dieses durchgeseiheten Absuds drey Unzen Honig mischen, und so viel aller vier und zwanzig Stunden einnehmen.

So gieng alles ziemlich gut bis zum sechs und zwanzigsten December. An diesem Tage aber klagte er wieder aufs neue über Herzensangst, über gänzlichen Mangel der Eßlust, und einen unüberwindlichen Ekel vor der Fieberrinde. Weil die Wunde rein war, so ließ ich sie vier und zwanzig Stunden lang aussetzen. Der Kranke versicherte mich, daß sich hierauf seine Herzensangst gemildert und einige Eßlust wieder gefunden hätte. Ich redete ihm nachdrücklich zu, und er selbst war überzeugt, daß er die Fieberrinde schlechterdings nicht entbehren könnte, er nahm sie also wieder ein, und weil er sich alle Mühe gab, so brachte er es endlich so weit, daß er sie recht gut nehmen konnte.

Den acht und zwanzigsten December wurde der Husten, der bisher sehr mäßig gewesen war, und sich so gut gelöset hatte, daß er täglich eine beträchtliche Menge zähen Schleim auswarf, beschwerlicher und rauher. Er linderte sich aber nach Gebrauch eines öligen und beruhigenden Säftgens. Die Zehen am Fuße konnte er sehr gut bewegen.

Den andern und dritten Jenner 1762 war der Harn natürlich, den vierten, fünften, sechsten und siebenten aber wieder so beschaffen, wie ich ihn oben beschrieben habe. Vom achten Jenner an wurde er

röther, setzte einen dicken weißlichen Bodensatz bald nachdem er gelassen war, und es schwammen von oben bis unten kleine Flöckgen wie Kleyen darinnen herum, er hatte aber oben ein vielfarbiges Häutgen, welches fettig zu seyn schien, bey angestellter Untersuchung aber sich nicht so befand; denn man sahe darinnen unterm Vergrößerungsglase nichts, als eine undurchsichtige unförmliche Masse ohne alle Salztheilgen. Als man es aber verbrannte, gab es eine Kohle, worinnen man durch das Vergrößerungsglas lange, weiße und glänzende Körpergen erblickte; welche ich bedaure, damals nicht weiter chymisch untersuchet zu haben. Aller zween bis drey Tage hatte er natürlichen offnen Leib.

Inzwischen war bey allen Verbänden, welche man aller zwölf Stunden frisch machte, ein gutes Eiter, aber nach Verhältniß der Wunde in zu großer Menge zugegen. Endlich wurden wir am 11ten Jenner, indem wir die fleischigen Theile etwas drückten, ein stinkendes Eiter gewahr, welches theils aus der tiefern Gegend der Wunde, wo der um die Schlagader gebundene Faden hervorgieng, theils am untern Winkel derselben in die Wunde selbst hineinfloß, die Sonde gieng nicht tief in diese beyden Höhlen hinein. Wir drückten hierauf den Schenkel an der innern und äußern Seite, und da wurde die ganze Wunde voll Eiter, das mit Blute vermischt und stinkend war. Wir wunderten uns nicht sonderlich darüber, denn die große Menge des ausgetretenen und nachher geronnenen Blutes hatte sich lange vor der Operation Höhlen zwischen den Muskeln gemacht, und es war daher nichts anders zu erwarten, als daß aus dem angefressenen Zellgewebe und selbst aus dem geronnenen Geblüte ein stinkendes dünnes Eiter werden mußte.

Merkwürdig ist es, daß der zuletzt beschriebene Urin zu eben der Zeit sich zeigte, als gerade eine

Menge dickes, und nachhero dünnes wäßriges Eiter in der Wunde zum Vorschein kam. Sollte wohl etwas davon ins Blut getreten und nach den Urinwegen gegangen seyn?

Wir wuschen hierauf die Wunde rein aus, und sprützten in alle Höhlen und Krümmungen derselben einen starken Fieberrindenabsud mit Terpentingeist vermischt ein.

Den funfzehnten und sechszehnten Jenner war der Zufluß des Eiters in die Wunde mäßiger, und der Geruch nicht so übel, zugleich war auch der dicke Bodensatz im Urin größtentheils verschwunden, der Urin hatte oben beynahe keine Haut mehr, und sahe ziemlich natürlich aus. Bis jezt hielten die um die Schlagader gebundenen Fäden noch immer fest, ohngeachtet schon fünf und dreyßig Tage seit der Operation vergangen waren. Monroo erzählt Tom. 2. Act. Edimb. einen Fall, wo man die Armschlagader unterbunden hatte, und der Faden erst nach zween und einem halben Monat abfiel: wir konnten uns also nicht wundern, daß bey diesem unserm Kranken, wo, wie oben erzählt worden ist, um die ganze Pulsader herum ein dicker Körper befindlich war, die Faden sich nach ziemlich langer Zeit noch nicht im geringsten zu lösen anfiengen.

Eine Zeitlang gieng alles sehr gut, am achten Februar aber sahen wir, daß in der Wunde sich wieder etwas brandiges zeigte, und von Tage zu Tage weiter um sich griff, wobey ein unordentliches Fieber mit heftigem Schauer ausbrach. Der Kranke fühlte, daß der fieberhafte Schauer in der Höhle der Wunde selbst angieng, von da den Rücken hinauflief, und sich endlich über den ganzen Körper verbreitete: daß er einmal zwo ganzer Stunden, daß andremal eine Stunde,

wieder ein andermal eine halbe, ja nur eine Viertelstunde und noch kürzere Zeit anhielt. So lange als der Schauer lange anhielt, folgte Hitze darauf, als er aber in der Folge viel geschwinder nachließ, so war sein Ursprung nicht weiter in der Wunde, und es äußerte sich hinterdrein keine Hitze.

So nöthig also bisher der Gebrauch der Rinde gewesen war, so hatte sie doch den gehofften Nutzen noch immer nicht geleistet, und da sie nunmehr nicht nur eben so nöthig, als zuvor, sondern noch viel nöthiger worden war, so mußte man sie in größern Gaben reichen. Wir verordneten also also alle Tage einen Absud von drey Unzen, und drey Tage nachher von vier Unzen Fieberrinde, und fuhren damit, wie man in der Folge sehen wird, die lange Zeit damit fort.

Während der Zeit, daß diese Brandflecken in der Wunde sich zeigten, war der Urin wiederum theils dicke und trübe, theils mit einer dicken öligen Haut bedeckt, und setzte einen dicken Bodensatz ab.

Um den sechszehnten Februar herum war alles brandige aufgelöst, die Wunde aber dreymal weiter als zuvor. Da, wo die Pulsader unterbunden und die Wunde am breitesten war, bemerkten wir eine Höhle, fanden bey genauer Untersuchung, daß die Fadenschlinge um die Pulsader herum locker war, sich ziehen ließ, und folglich zu nichts mehr nützte, sondern vielmehr durch ihren Umfang und Reiz schadete. Ferner konnten wir daraus, daß die Faden um die Pulsader herum so locker waren, schliessen, daß die unförmliche Masse, welche um die Pulsader herum gewachsen war, sich völlig verzehrt habe, und die Schlagader selbst schon längst verwachsen seyn müsse, weil ausserdem eine Verblutung erfolgt seyn würde: dieses bestätigte sich, da man an diesem Flecke keinen

Puls fühlte, und bey Abnehmung des Tourniquets kein Tropfen Blut abfloß. Wir schnitten also diesen dicken achtfachen Faden, der ganz von faulem Eiter durchdrungen, und auch deswegen schädlich war, ab.

Von diesem Tage an nahm die Besserung augenscheinlich zu. Den siebzehnten Februar hörten die unordentlichen Schauer auf, und alles brandartige verlor sich dergestalt, daß am ein und zwanzigsten fast gar nichts davon mehr zu spüren war. Nachher setzte der zuvor etliche Stunden lang trübe und undurchsichtige Urin in kurzem etwas dickes und mehligtes auf dem Boden ab, das Häutgen darauf wurde schwächer, und sahe nicht mehr so fettig aus. Vom fünf und zwanzigsten Hornung an bekam der Urin natürliche Farbe, und hatte fast gar keinen Bodensatz. Die Wunde wurde rein, doch blieb an dem Orte, wo die Fäden gelegen hatten, noch eine Höhle, in welche man die Sonde zwey Drittel Zoll tief einbringen konnte. Ausserdem war der Appetit, der Schlaf und die Leibesöffnung gut und natürlich. Der Kranke konnte öfters im Bette aufsitzen.

Den acht und zwanzigsten Februar bekam er Abends um sieben Uhr einen heftigen Schauer und darauf Hitze; den ersten März früh um acht Uhr ebenfalls. Demohnerachtet sahen wir vor der Hand in der Wunde nichts schlimmes. Um neun Uhr stellte sich ein Fieber mit mäßigem Schauer ein, gegen Abend war die Wunde etwas trockner, und es kam noch ein Schauer; in der Nacht mehrten sich die Schmerzen in der Wunde. Am zweeten März hatte er zweymal Schauer und Hitze, der Urin war dicke, und hatte, wie vormals, eine bunte Haut.

Endlich sahen wir am dritten März wieder Brandflecke in der Wunde, den vierten noch mehrere

und so, daß sich auch schwarze Stellen zeigten, auf dem Boden der Wunde da, wo die Pulsader lag, alles tief hineingestorben war, und ein stinkendes dünnes Eiter die ganze Höhle ausfüllte. Konnte man also sagen, daß die Fieberrinde hier unnütz gewesen war? Oder sollte man sie in noch größerer Menge geben? War zu irgend einer Zeit bey diesem Kranken die Fieberrinde nöthig, so war sie es zuverläßig hier. Er mußte also täglich den Absud von vier Unzen Fieberrinde trinken, und damit noch eine Unze, und den sechsten Tag darauf zwo Unzen von dem Pulver derselben nehmen. Auch unter dem Wundmittel nahmen wir viel mehr Terpentingeist, als vorher.

Wir wunderten uns, daß diese ganzen acht Tage über der Urin nicht so wie ehemals, sondern so ziemlich natürlich aussahe. Sollte wohl die größere Gabe der Fieberrinde, die er bisher hatte nehmen müssen, etwas dazu beygetragen haben? Inzwischen waren wir doch nicht im Stande, dem Brande genugsam zu steuren. Herr Schreibers erzählte, daß er in dergleichen Fällen im Kriege die herrlichsten Wirkungen von dem gemeinen Theriak mit gleich viel Terpentingeist vermischt gesehen hätte. Dieses Mittel leistete zwar anfänglich unsrer Erwartung Genüge, als es aber in der Folge auch nicht hinlänglich seyn wollte, so legte Herr D. Leber die Styrarsalbe (ungu. de Styrace) mit dem vierten Theile von der Grünspansalbe (unguentum aegyptiacum) versetzt auf. Als auch dieses nichts helfen wollte, und vielmehr bey dem nächsten Verbande alles ausgefault war, so rieth ich, zuvörderst die ganze innre Wunde mit gepülverter Fieberrinde zu bestreuen, und sodann auch etwas davon unter das Wundmittel zu mischen. Hiedurch ward die Wunde nach drey Tagen völlig rein.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0254
DFG

Da es aber Pflicht ist, alles genau anzugeben, so darf ich auch den Umstand nicht vergessen, daß der Kranke allezeit viel Schmerzen empfand, wenn wir die Wunde reinigten, und daß man ihm damit Linderung verschaffen konnte, wenn wir das Eiter mit einem Spritzgen herauszogen. Weil aber die Wunde immer von neuem wieder brandig wurde, so stieg uns das Bedenken auf, es möchte bey dem Ziehen mit dem Spritzgen, wenn wir so oft und mit solcher Heftigkeit den Druck der äußern Luft dadurch verhinderten, schwammiges Fleisch wachsen, und noch mehr Anlaß zum Brande gegeben werden. Und weil man, wenn eine Sache nicht gut geht, immer auf alles, was man gethan hat, einen Verdacht wirft, so beschlossen wir auch, die Einspritzungen, welche wir zur Reinigung der Wunde machten, fernerhin nicht zu gebrauchen, damit nicht etwa die Luft, welche beym Einspritzen auf dieses rohe, schwammige und halbabgestorbene Fleisch so oft mit Gewalt drückte, schädliche Wirkungen haben möchte. Wir reinigten also vom 22sten März an die Wunde nur mit zarter Charpie, und brachten statt der Einspritzungen Bäuschgen mit dem obenbeschriebenen Mittel benetzt, hinein; und so geschahe es, daß der Brand seit der Zeit zu stehen anfieng, und nach und nach abnahm, auch zuletzt gar nicht wiederkam.

Ferner war der Urin die ganze Zeit über, da wir dem Brande zu steuren suchten, beynahe ganz natürlich, und nur in dem einzigen Stücke noch nicht wie bey gesunden Personen, daß sich eine etwas dicke Wolke, die mit einer Art von Mehl angefüllt zu seyn schiene, zeigte: seitdem aber der Brand nachließ, war der Urin theils sparsamer, theils dunkelroth, theils auch etlichemal ganzer zwölf Stunden lang lehmig, und hatte einen dicken, theils wie Erbsenmehl ausse-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0255
DFG

henden (oroboideam) theils kleyenartigen Bodensatz. Die Schauer aber mit und ohne darauf erfolgende Hitze, dergleichen die ersten etlichenmale, da sich brandige Flecke in der Wunde zeigten, bemerket waren, kamen jezt, da doch die ganze Wunde sehr brandig und einmal sogar angefault war, nicht wieder. War etwa das eine Wirkung von der größern Menge Fieberrinde, die man dem Kranken bisher hatte einnehmen lassen?

So brauchte er den ganzen Monat April und May die Fieberrinde inn- und äußerlich fort, ohne daß der mindeste Umstand sich geäußert hätte. Zu Ende des Mayes war die Wunde völlig zu, die Kräfte wuchsen, die starke Geschwulst am Schenkel setzte sich nach und nach, und er konnte ihn so weit wieder brauchen, daß er anfangs an zween, hernach an einem Stocke, und endlich ohne denselben herumgehen lernte. Weil aber sein ganzer Körper erschlaft, und die Geschwulst am Schenkel noch immer nicht ganz vergangen war, so ließ ich Fieberrinde immer spärlicher nehmen, aber doch nicht eher ganz aussetzen, als bis zu Ende des Augusts. Dabey ließ ich den Schenkel fleißig reiben, und das Knie, welches krumm worden war, sich auch nicht gut beugen ließ, mit den erweichendsten Salben streichen, da sich denn alles nach und nach gab.

Als wir die Rechnung machten, wie viel dieser Mann in sieben und einem halben Monat unserm Krankenhause gekostet hatte, so fanden wir, daß er sieben Unzen Fieberrindenextract, sechs und ein halb Pfund von dem Pulver derselben, vier und dreyßig und ein halb Pfund davon im Absud eingenommen, und eilf Pfund im Umschlägen verbrauchet hatte: für diese zwey und funfzig Pfund China und die sieben Unzen Extract mußten wir gegen vierzig Ducaten bezahlen.

Ich glaube, daß es nicht viel Beyspiele geben wird, wo man eine so ungeheure Menge Fieberrinde gegeben hat; es wird daher wohl hier nicht unrecht seyn, wenn wir noch eins und das andere von der Fieberrinde vortragen. Die practischen Aerzte haben seit vielen Jahren, trotz allen dawider gemachten Einwendungen, die Fieberrinde für ein Mittel wider den Brand gehalten. Gleichwohl ist nicht selten theils das Uebel zu mächtig und zu tief eingewurzelt, theils sonst eine verborgene Ursache daran schuld, daß diese Wirkung aussen bleibt. Aber dies ist das allgemeine Schicksal aller sowohl specifischen als nach anerkannten Gesetzen wirkenden Mittel. Wir müssen daher näher untersuchen, warum der Gebrauch der Fieberrinde bald glückliche, bald unglückliche Folgen hat.

Die erste Ursache findet man in dem Mittel selbst, weil es gewisse Grenzen giebt, welche dessen Wirkung nicht überschreitet.

Die zwote kann in dem Körper desjenigen, der die Arzeney nimmt, liegen. So wie auf der einen Seite die Nahrungsmittel den Körper nähren und lange Jahre erhalten, und so wie wir auf der andern Seite sehen, daß es Personen giebt, welche theils wegen einer in die Sinne fallenden Krankheit, theils wegen einer uns verborgenen Ursache von allen Nahrungsmitteln nicht genähret werden, sondern beym Genuß der nahrhaftesten Speisen und Getränke von Tage zu Tage abnehmen, sich abzehren und gar darauf gehen; so kann auch oft der Körper wirklich geschickt seyn, die Arzneyen durch alle Krümmungen und Wege, durch alle Arten von Säften, mithin auch durch diejenigen Orte, wo der Grund der Krankheit stecket, hindurchzulassen, und ihrer Wirksamkeit beförderlich zu seyn; und dem ohngeachtet wird man nicht läugnen können, daß wiederum in andern Fällen

die auserlesensten Arzeneyen solchen Personen verordnet worden, deren organische Theile gar nicht geschickt sind, sie im Körper umzutreiben, gehörig auszuarbeiten, zu verändern, und an den Ort zu bringen, wo die Ursache der Krankheit liegt. Da nun unter diesen Umständen die Arzeney keine Wirkung hat, eben so wie nach dem obigen Beyspiel die Nahrungsmittel zuweilen dem Körper nichts nützen, so greift die Krankheit immer weiter um sich, bis der Mensch endlich darüber stirbt.

Die dritte Ursache müssen wir ausser dem Körper suchen. Ein Nahrungsmittel und eine Arzeney kann an sich selbst gut, nahrhaft und wirksam seyn: der Mensch, der sich beyder bedient, kann auch geschickt und stark genug seyn, es zu nehmen, im Körper herumzutreiben, umzuändern, und an den Ort zu bringen, wo es hin soll: und demohngeachtet kann es geschehen, daß der Körper weder durch ersteres genähret, noch die Krankheit durch letzteres gehoben wird. Ich glaube nicht, daß jemand diesen Satz läugnen wird. Wenn die Aerzte die Vorschriften des Hippocrates, wie man Kranke nähren soll, nicht beobachten, und anfänglich, so wie während dem ganzen Laufe einer hitzigen Krankheit nicht die allerleichtesten und verdaulichsten Nahrungsmittel vorschreiben, auch eine geraume Zeit, nach gehobener Krankheit, damit fortzufahren rathen, so werden sie weder die Krankheit völlig heben, noch auch dem Kranken eine dauerhafte Gesundheit verschaffen: und um so größern Schaden stiften, je mehr der Kranke vor der Krankheit nahrhafte Speisen zu genieſſen gewohnt war.

So wie es sich hier mit den Nahrungsmitteln verhält, eben so geht es auch mit den Arzeneyen. Diese mögen noch so gut und auserlesen seyn, so wer-

den sie doch dem Kranken ebenfalls nichts helfen, wenn man sie in zu kleinen Gaben nehmen läßt; so wie die Kräfte eines Genesenden nicht zunehmen können, wenn man ihm gar keine nahrhaften Speisen und Getränke reichen wollte: theils weil ein gewisses Verhältniß zwischen der Größe und Heftigkeit der Krankheit, und der Menge der Arzeney, welche man giebt, beobachtet werden muß; theils weil es die Art und Eigenschaft vieler Arzeneyen ist, daß sie, wenn man sie in zu kleinen Gaben verordnet, mehr schaden als nützen. Entstehen nicht, wenn man ein zu schwaches Abführmittel giebt, oft Leibschmerzen, Bangigkeiten und Verstopfungen? Pflegen nicht die schlafmachenden Arzeneyen, wenn man zu wenig davon nehmen läßt, anstatt des Schlafes, Schlaflosigkeit, anstatt der Linderung des Schmerzes Bangigkeit und Hitze zu verursachen? Hat nicht Sydenham recht, wenn er behauptet, es sey besser, gar nicht Blut zu lassen, als zu wenig?

Die vierte Ursache endlich, warum die Nahrungsmittel sowohl, als die Arzeneyen unsern Erwartungen zuweilen nicht entsprechen, ist wohl ganz sicher diese: daß man beyde erst dann giebt, wenn die Kräfte schon längst erschöpft sind, und die Krankheit zu einer solchen Höhe angestiegen ist, daß nichts anders als der Tod zu gewarten stehet.

Wenn wir nun diese vier Betrachtungen auf die Wirksamkeit der Arzeneyen anwenden, und besonders auf die Fieberrinde, von der hier die Rede ist, so wird uns bald deutlich einleuchten, warum sie so oft keine Wirkung thut. Wir wollen setzen, sie werde einem Kranken verordnet, der sie nach seinen Umständen nicht bekommen sollte, so wird man die Genesung des Kranken vergeblich davon erwarten. Sind wieder die Umstände der Krankheit so beschaffen,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0259
DFG

daß sie verordnet werden sollte, der Körper aber ist ungeschickt, ihre Wirkungen zu unterstützen, und der Kranke schon so kraftlos, daß ihm zu helfen unmöglich ist, so wird sie gleichfalls ihre Wirksamkeit nicht äußern können. Giebt man sie endlich zu rechter Zeit, unter gehörigen Umständen, und einem Körper, der vollkommen geschickt ist, sie in ihren Wirkungen zu unterstützen, so wird man doch nimmermehr seine Absicht damit erreichen, wofern man sie nicht in gehöriger Menge giebt. Wie wird sich aber nun diese eigentlich bestimmen lassen? — Sind die Umstände des Kranken so beschaffen, daß man überzeugt seyn kann, die Fieberrinde werde in diesem Fall zu rechter Zeit gegeben, so darf man nur, um die erforderliche Menge zu finden, die Gaben derselben so lange steigern, bis die gehofte Wirkung erfolgt. Denn hier läßt sich durch Maaß und Gewicht nichts bestimmen, sondern alles kommt auf die Linderung der Krankheit an. Verhält sich dieses nicht mit allen übrigen Arzeneyen eben so? Es giebt Menschen, denen man ungemein schwer, ja fast gar nicht Leibesöffnung verschaffen kann; wenn man aber eine sechsfache Gabe eines Abführmittels in einem Tränkgen, und nach und nach so viel nehmen läßt, bis es anfängt zu wirken, so wird man seine Absicht erreichen.

Sydenham hat die unnöthige Zaghaftigkeit, womit man sonst in verschiedenen Krankheiten, und besonders in den Blattern an den Gebrauch des Mohnsafts gieng, überwunden. Und habe ich nicht Th. 3. dieser Abhandlungen einen Fall erzählt, wo eine bis zum höchsten Grad vermehrte Gabe des Mohnsafts eine Darmgicht hob, woran der Kranke unvermeidlich hätte sterben müssen? Es sind ohngefehr funfzehn Jahre, daß ich eine Frau in der Cur hatte, welche vor unerträglichen Schmerzen von dem Krebs in der

Gebärmutter fast rasend war, und beynahe verzweifeln wollte; nichts schaffte ihr Linderung, als der Mohnsaft. Wenige Gran wollten nichts thun, ich stieg also mit der Gabe immer höher, als ich sie endlich in vier und zwanzig Stunden auf zwey und siebzig Gran nehmen ließ, linderten sich die Schmerzen, sie fühlte sich etwas gestärkt, und ob sie gleich ganz und gar keinen Schlaf darauf bekam, so dauerte die Linderung doch etliche Stunden fort.

Habe ich also nicht hiermit sattsam bewiesen, daß der Gebrauch der Fieberrinde in ungewöhnlich starken Gaben sich sehr wohl rechtfertigen läßt? Und sind die vortreflichen Wirkungen, welche dieselbe innerlich und äußerlich angewendet hatte, nicht selbst Vertheidigung und Empfehlung dieser Methode? Sollten nicht sowohl das eben erzählte merkwürdige Beyspiel, als viele andre so viel unwiderleglich beweisen, daß die Furcht derer ungegründet, ja lächerlich sey, die schon bey einer mäßigen Gabe der Fieberrinde Schaden besorgen, und die daher entweder mit Abführmitteln versehen, oder diese hintendrein verordnen; wodurch, ihrer Meinung nach, verhütet werden soll, daß dieses so unschuldige Mittel nicht etwa schade, und zu einer gewissen eingebildeten Verderbniß und Verstopfungen, welche man ihr vorzüglich zur Last legt, Anlaß gebe.

Mir ist gar nicht unbekannt, daß sich die Gegner der Fieberrinde auf die Erfahrung berufen, und dadurch beweisen wollen, daß sie Verstopfungen der Milz, der Leber, des Gekröses, u. s. f. besonders aber Scorbut und Wassersucht verursache, und daß schon Sydenham dieser Meinung gewesen sey. Aber mit Erlaubniß dieser Herren, für die ich außerdem alle Hochachtung habe, zweifle ich immer noch gewissermaßen, ob ihre Erfahrungen, wovon sie so viel re-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0261
DFG

den, richtig und von einigem Gewichte sind? Denn man sage mir doch einmal, ob nicht Wechselfieber, die man sich selbst überläßt, oft Verstopfungen in den innern Theilen, Gelbsucht, Verderbniß der Säfte, Scorbut und Wassersucht zurücklassen? Und so wenig Wechselfieber an sich tödtliche Krankheiten sind, so müssen doch viele Menschen an den nur gedachten Folgen derselben sterben. Ferner ist ausgemacht, daß alle diese gefährlichen Krankheiten auch dann entstehen, wenn man das Fieber, ohne einige Arzeney zu brauchen, sich selbst überläßt: und der große Boerhaave hat in der allgemeinen Betrachtung der Fieber, und im Abschnitte von Wechselfiebern eben dieses mit Zeugnissen und Erfahrungen aller Zeiten erwiesen.

Können also die Fieber, wenn sie sich selbst überlassen werden, solche traurige Folgen haben, wie kann man denn diese mit einigem Rechte der Fieberrinde aufbürden? Ich vermuthe zwar, daß man mir die Aussprüche eines Sydenhams, Boerhaave und unsres Präsidenten, des Herrn Baron van Swieten, entgegenstellen wird: und ich gebe zu, daß diese drey berühmte Schriftsteller diese Meynung geäußert haben: ich finde aber doch auch, daß der letztere die Urtheile der beyden erstern so sehr eingeschränkt hat, daß er in seinem Comment. Tom. III. pag. 599. nicht umhin gekonnt hat, sich folgendergestalt darüber zu erklären: „Wir haben vorher bemerkt, daß nach den „Wechselfiebern, besonders wenn sie heftig und lang „anhalten, die Säfte dick und scharf, und die festen „Theile des Körpers geschwächt werden: und daß daher vermöge der Erschlaffung der Gefäße, und der „Verdickung der scharfen Säfte, diese Wechselfieber „zuweilen den Scorbut und andre langwierige Krankheiten nach sich ziehen. Wenn man aber bey solchen

„hartnäckigen Fiebern die Fieberrinde gegeben hat, so „schreibt man diese Veränderungen der flüßigen und „festen Theile, welche bereits vorher durch das Fieber „selbst verursachet worden waren, unbilliger Weise „dem Gebrauche der Fieberrinde zu."

Was ferner alle diejenigen Kranken anbelangt, welche in diesen ganzen acht Jahren bey uns im Krankenhause die Fieberrinde in größter Menge bekommen haben, so haben wir noch bey keinem einzigen unter ihnen langwierige Krankheiten beobachtet, welche daher entsprungen wären: auch ist sogar bey dem Manne, dessen Geschichte eben erzählt worden, weder in den Augen, noch am Zahnfleische, noch an den Gelenken der mindeste Ansatz zum Scorbute zu spüren: ja wir sehen im Gegentheil zu unsrer größten Freude, daß seine verdorbnen Säfte, und eine angehende Wassersucht dadurch glücklich geheilt worden, weil wir ihm die Fieberrinde in größter Menge nehmen liessen. Mithin werden der Fälle wohl nicht sogar viel seyn, woraus man schliessen oder beweisen könnte, daß die Fieberrinde so üble Folgen nach sich ziehe.

Wenn man aber die reine Wahrheit sagen soll, so haben wir in unserm Krankenhause Beyspiele gesehen, daß daher langwierige Krankheiten entstanden sind, wenn die Aerzte entweder zu furchtsam oder die Kranken zu geizig oder zu arm waren, und die Fieberrinde weder in genugsamer Menge, noch auch lange genug nach überstandener Krankheit verordnet und gebrauchet hatten. Wir sind dahero nicht damit zufrieden, daß die Kranken nach dem Fieber alle vierzehn Tage eine Gabe von der Rinde nehmen, sondern wir lassen sie allezeit zwo, drey, und mehrere Wochen fortbrauchen, so lange bis wir sehen, daß die Gesundheit unsers gewesenen Kranken vollkommen und dauerhaft ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0263
DFG

Es ist inzwischen beynahe unglaublich, wie grossen Schaden dieses eingewurzelte Vourtheil unter den Menschen stifte: viele hundert Kranken gehen gewiß jährlich dadurch verloren. Es hilft auch nichts darwider, daß die deutlichsten Beyspiele sie eines andern überzeugen, denn dies Vorurtheil ist so tief eingewurzelt, daß sie zwar zugeben, daß es Fälle vom Gegentheil geben könne, auch ihr Wohlgefallen über die gelungenen Versuche bezeugen, gleichwohl aber dieselben nicht befolgen. Ich habe Briefe von berühmten Männern in Händen, worinnen mir diese nach Durchlesung meiner Abhandlungen großes Lob beylegen, daß ich bösartige Fieber durch reichlichen Gebrauch der Rinde so glücklich zu heben wüßte, gleichwohl aber aufrichtig bekennen, daß sie mir es nie nach thun würden, weil sie glaubten, daß Personen, die so viel Fieberrinde gebrauchet hätten, die Wassersucht und andre schwere Krankheiten davon trügen, wie sie selbst erfahren hätten. Einer Frau, die durch öftere unzeitige Geburten, und übermäßige Blutstürze bis an den Rand des Grabes gekommen war, schafte ich durch Verordnung vieler Fieberrinde ziemlich ihre Gesundheit wieder: ich sahe sie aber leider bald wieder in ihr voriges Elend zurück fallen, weil eine Menge Aerzte sowohl als alte Weiber ihr klüglich vorgestellt hatten, wie elend sie werden würde, wenn sie so viel Fieberrinde nähme, und zu lange damit fortführe, und wie unglücklich schon so viele Menschen davon worden wären; und diese Reden hatten sie endlich so weit gebracht, daß sie unglückseliger Weise endlich diesem vermeintlichen guten Rathe folgte.

Wir wollen aber auch den Fall setzen, es geschähe zuweilen das, was jene große Aerzte so sehr besorgen, ich aber bis jezt noch nie habe bemerken können. Sollte man denn deswegen, weil zuweilen nach zu

starken Gebrauch der Fieberrinde Skorbut, Wassersucht, oder Verstopfungen entstehen, sich bewegen lassen, elende Menschen, welche ohne Fieberrinde oder ohne genugsame Menge derselben zuverläßig sterben müßten, und nur dadurch erhalten werden können, wenn man ihnen dies Mittel in starken Gaben, und lange Zeit giebt, lieber ihrem traurigen Schicksaale zu überlassen, als sie mit der Gefahr, vielleicht skorbutisch wassersüchtig, oder auf andre Weise krank zu werden, ins Leben zurückzurufen? Entweder ich muß gar nichts von der Heilkunde verstehen, oder meine Meinung gründet sich auf die Hauptwahrheiten unsrer Kunst; daß man vor allen Dingen das Leben zu erhalten suchen, und alsdenn erst den üblen Zufällen abzuhelfen suchen müsse, welche, wie man wähnet, hier ganz unvermeidlich sind, wenn man spüret, daß nur die kleinste Anlage darzu vorhanden ist.

So viel von der Fieberrinde. Ich will nur noch mit wenig Worten der Erscheinungen im Urin gedenken, welche bey dem leztern Kranken während der ganzen Krankheit sich zeigten, und die ich sehr genau und täglich mehr als einmal schriftlich angemerket habe. Wir haben schon oben gelesen, daß der Harn den Tag, und zehn Tage nach der Operation dick war, und so blieb, ohne sich zu setzen, hernach aber, so bald wir anfiengen, die Fieberrinde, wiewohl in mäßigen Gaben brauchen zu lassen, nicht so trübe und dick war, sich geschwinder setzte, doch gleichwohl immer mehr Farbe hatte, als er natürlicher Weise haben sollte.

Den zweeten und dritten Jenner war der Harn bey leidlichem Befinden des Kranken fast ganz natürlich, die vier darauf folgenden Tage aber wieder so, wie im Anfange: endlich aber vom achten Januar an war er wieder ziemlich roth, machte bald, nachdem er gelassen worden war, einen dicken weißlichen Boden-

satz, mit feinen Flocken, die im ganzen Urin bis oben heran schwammen, und mit einer fetten dicken Haut auf der Oberfläche, die allerhand Farben spielte. So lange der Harn so beschaffen war, so lange war die Menge des Eiters, nach Verhältniß der Wunde, zu groß, und zugleich dasjenige Eiter, was in den Höhlen der Wunde stack, von einem üblen Geruch. Den vierzehnten und funfzehnten Jenner war die Eiterung wieder mäßig, und das Eiter nicht übelriechend, dabey hatte auch der Urin wenig Bodensatz, fast gar keine Haut, und eine ziemlich natürliche Farbe. Wie die Wunde darauf wieder brandig wurde, und die fieberhaften Schauer sich einstellten, so war der Urin dicke und trübe, hatte oben wieder so eine Haut, wie vormals, und gab, wenn er eine Zeitlang gestanden hatte, einen dicken Bodensatz. Der Brand ward gestillt, und nun war der Harn zwar noch immer dick und trübe, aber er setzte sich in kurzen, die Haut darauf war kaum mehr zu spüren, und endlich wurde er wieder natürlich. Als die unordentlichen mit Schauer verknüpften Fieberanfälle am acht und zwanzigsten Hornung den heftigen Ausbruch vom Brande verkündigten, war der Urin abermals dick und trübe, kleyenartig, und mit eben einer solchen Haut, wie ehemals bedeckt. So lange der Brand anhielt, mit dem wir diesmal, ohne ihn bewältigen zu können, kämpften, so sehr wir auch die Gaben der Fieberrinde verstärkten, blieb der Harn zu unsern Erstaunen ziemlich natürlich, und zeigte sich in diesen ganzen drey Wochen nur dreymal widernatürlich. Ich nenne ihn deswegen ziemlich natürlich, weil er blos darinnen von dem gewöhnlichen abwich, daß ein etwas dickes Wölkgen, und in selbiger ein wenig von einem dicken Mehl sich zeigte.

Während der Zeit, als der kalte Brand ausbrach, sich minderte, und wieder vergieng, floß der

Harn sparsamer ab, und sahe dunkelroth aus, blieb öfters einen ganzen halben Tag trübe, und setzte zum Theil etwas kleyenartiges, zum Theil etwas, das wie gequirlte Erbsen aussahe, zu Boden. Endlich da die Krankheit gehoben war, und die Wunde sich allmählig zu schliessen anfieng, fand man mancherley Veränderungen im Harn, bald war er vollkommen natürlich, bald ziemlich natürlich, bald hatte er einen dicken wie Erbsenmehl aussehenden Bodensatz.

Ich mache diese Ausschweifung in der Absicht, um zu versuchen, ob sich hieraus einige Erläuterungen für die mit so viel Schwierigkeiten verbundene Lehre vom Harn ziehen lassen. Aber wie dunkel, wie versteckt und wie unerklärlich ist sie nicht zum öftern! Bey diesem Kranken hielt der Urin eine gewisse Ordnung, so daß man sehen konnte, warum er so und nicht anders war, bis auf die Zeit, da der heisse Brand in der Wunde zum zweytenmale gedämpft war, nachher aber war nicht die mindeste Ordnung zu bemerken. Es schien, als wenn die erstenmale, da sich brandige Stellen in der Wunde zeigten, die Fieberrinde den Harn verbesserte, das letztemal aber, als die Brandflecken in der Wunde zum Vorschein kamen, wobey man die Fieberrinde in eben den Dosen fortbrauchen ließ, war der Harn immerfort sehr veränderlich. Und warum war er bey diesem Kranken zu verschiedenenmalen so dicke und trübe? — Wenn der Harn in hitzigen Krankheiten so aussieht, so bedeutet es eine sehr hartnäckig anhaltende üble Mischung der Säfte, und ein Bestreben zur entscheidenden Durcharbeitung (coctio) derselben, welches aber noch immer fruchtlos bleibt. Hier aber zeigte er den heissen, ja gar einmal sogar den kalten Brand an. Eine solche Haut, wie man hier auf dem Harne fand, zeiget

in hitzigen Krankheiten einen Ueberfluß von erdigen und stumpfen Salztheilen im Blute an, und ist ein Vorbote vom Scorbut und vom Stein; diese Krankheiten aber äußerten sich nach der Genesung des Kranken nicht, vielmehr war diese Haut immer nur dann zu sehen, wenn die Wunde brandig wurde. Oft hatten wir einen ganz rothen Urin, welcher theils einen rothgelben, theils einen kleyenartigen, theils einen solchen Bodensatz gab, der wie geröstete und gemahlne Erbsen oder schuppig aussah. Dieser bedeutet, 1) daß ein heftiges Reiben der Theile vorhergegangen sey, 2) daß die Gefäße schlaff sind, 3) daß das Blut scharf, salzig, aufgelöset und ungeschickt ist, den Körper zu nähren; 4) daß ein heftiger Anfall eines Wechselfiebers vorüber ist; 5) den Scorbut in unsern mitternächtlichen Ländern. Er verkündigt: 1) die lange Dauer der Krankheit; 2) ein Abreiben, Schwäche und Zerstörung einiger Gefäße; 3) schwächende Schweiße, Harnfluß, Speichelfluß oder Durchlauf; 4) Abzehrung; 5) alle Arten von Wassersucht. Dieses ist die Meinung des großen Boerhaave in seinem unvergleichlichen Abschnitte de urinis. Hier bey unserm Kranken aber waren weder solche Umstände vorhergegangen, noch auch die Folgen wahrzunehmen, die man nach dergleichen Harn hätte erwarten sollen. Denn was ist wohl mehr einander entgegengesetzt, als ein heftiges Reiben und eine beständige Mattigkeit?

Ich schreibe alles dieses nicht, um die Lehre vom Harn verdächtig zu machen. Ich schätze sie hoch, und halte im Krankenhause darauf, daß sie bey Bestimmung der Krankheiten und Vorhersagung ihres Ausgangs zu Rathe gezogen werde, gebe auch selbst Unterricht darinnen. Nichts destoweniger aber überzeuget mich sowohl der gegenwärtige Fall, als auch

eine Menge anderer Bemerkungen, daß diese Lehre noch zu keiner Vollkommenheit gebracht worden ist: da inzwischen dergleichen Vorfälle uns auffordern, immer weiter nachzudenken, und zu versuchen, ob wir darinnen zu einem höhern Grade von Gewißheit gelangen können.

Zum Schlusse dieses Kapitels will ich noch eine Frage, die den Lerchenschwamm betrifft, aufwerfen. Th. 4. dieser Abhandlungen, und in diesem Abschnitte bey Erzählung der ersten Krankengeschichte sagte ich, daß wir theils Plättgen vom Lerchenschwamme auf die verwundete Pulsader, theils gepülverten Lerchenschwamm auf den ganzen Umfange der Wunde gelegt hätten, und daß diese drey Personen nächst göttlicher Hülfe vollkommen hergestellet worden wären. Da wir aber eben dieses bey dem Menschen, von dem wir Th. 4. redeten, und bey der Weibsperson, deren Geschichte wir Th. 6. erzählten, gethan haben, und doch beyde Kranke gestorben sind, so fragt es sich: ob es recht sey, gepülverten Lerchenschwamm in eine Wunde einzustreuen oder nicht?

Ich antworte hierauf, 1) daß der Mensch, von dem Th. 4. die Rede war, nach der Ablösung des Schenkels an einer Blutstürzung, die nicht zu stillen war, sterben mußte, und also die sichtbare Ursache seines Todes vor Augen liegt, ohne daß dem Lerchenschwamme das mindeste davon beyzumessen ist.

2) Daß die Geschichte der Weibsperson Th. 6. so wunderbar sey, und alle physiologische Gesetze so weit überschreite, daß man sie nach allen ihren Umständen gar nicht zu erklären im Stande ist, und man dahero nicht bestimmen kann, was der Lerchenschwamm hier gethan habe.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0269
DFG

3) Daß unsre drey glücklichen Curen klar beweisen, der Lerchenschwamm schade weder dem Verwundeten, noch auch in der Wunde etwas: ja daß beyde Mannspersonen während ihrer ganzen Cur sich so wohl befunden, daß man kaum geglaubt haben würde, daß ihnen etwas fehlte, wenn man es nicht mit Augen gesehen hätte.

4) Daß ich auch nicht einsehen könne, in wiefern er schaden solle. Wir wissen vielleicht noch nicht, auf was Art und Weise er eigentlich wirket, seine Wirkung mag nun aber entweder darinnen bestehen, daß er die Wunde in der Pulsader zusammenziehet, oder darinnen, daß er das Blut, sobald es aus der Wunde herauskommt, verdicket, und in einen festen Pfropf verwandelt, welcher die Oeffnung in dem Gefäße so fest verschliesset und verstopfet, daß kein Tropfen Blut mehr durch kann, oder er mag auf beyderley Art wirken; so kann er doch gewiß keine weitern Wirkungen auf die Oeffnungen der übrigen Gefäße in der Wunde, und in das Blut, welches in selbigen stecket, oder von da herausfliesset, äußern.

Ist dieser Satz richtig, so wird er verhindern, daß aus keinem einzigen in der Wunde befindlichen Blutgefäße weiter eine Blutstürzung erfolgen kann, welches doch ausserdem geschehen könnte, so lange das Tourniquet so, wie es soll, den Umlauf des Blutes nicht völlig hindert; und wenn aus diesen übrigen Gefäßen Blut sich ergösse, so würde es den Lerchenschwamm, der auf der verwundeten Pulsader liegt, loswelchen, Fäulniß in der Wunde erregen, und der Erzeugung eines guten Eiters hinderlich seyn. Man kann daher sicher den Schluß machen, daß es aller dieser Ursachen halber gut, ja gar nöthig sey, gepülverten Lerchenschwamm aufzustreuen.

Sollte aber der Lerchenschwamm wohl von den Blutgefäßen eingesogen werden, und ins Blut gehen können? Und wenn dieses geschähe, hat er denn im Blute und in den übrigen Säften die Wirkung eines Giftes?

Daß der Lerchenschwamm an und vor sich selbst etwas giftiges an sich habe, ist noch nicht erwiesen, nichtsdestoweniger aber möchte vielleicht nach mechanischen Gesetzen wahr seyn, daß der fein gepülverte Lerchenschwamm, wenn er als ein Pulver von den Blutgefäßen eingesogen, mit denen Säften umgetrieben, und in die kleinsten Gefäße gebracht würde, Stockungen veranlassen könnte, welche besonders in der Borke des Hirns und des kleinen Hirns üble, ja tödtliche Folgen haben dürften. Es fragt sich aber nur, ob er eingesogen wird? Ich glaube es nicht, und halte es selbst für unmöglich. Denn weil er zusammenziehet, und das Blut gerinnen machet, so verhindert er ja, daß im ganzen Umfange der Wunde nichts von den Gefäßen eingesogen werden kann, und dieses hat er mit allen übrigen zusammenziehenden und das Blut gerinnend machenden Arzeneyen gemein. Denn streuet man nicht zu Stillung oder Verhütung des Blutverlusts Pulver in die Wunden, welche aus solchen Dingen bestehen, die theils an und für sich, theils mechanisch betrachtet, wegen ihrer rauhen harten Theile wahre Gifte sind, und thut dieses wohl Schaden? Was sind denn die mancherley Arten von Vitriol, Alaun, der Grünspan anders? Legt man nicht den Absud vom gebrannten Vitriol (colcothar vitrioli) sowohl auf rohe Wunden, als auf Geschwüre, der doch, wenn er gleich durchgeseihet ist, unzählig scharfe Theile enthält? Und bedienen wir uns nicht des Terpentingeistes, der ein heftiges Gift ist, wenn man ihn mit dem Blute vermischt, bey Wunden ohne

Bedenken, ohne daß wir besorgen, daß er von den Gefäßen angesogen werden könne? Wie viel Nutzen schaffet die Grünspansalbe (vnguentum aegyptiac.) nicht bey Wunden und Geschwüren, und doch wissen wir, daß sie aus Dingen bestehet, die, wenn sie sich mit unsern Säften vermischten, als wahre Gifte wirken würden. Wir haben nur oben erzählet, daß die Wundärzte, als sich der heisse und kalte Brand in der Wunde des Oberschenkels des letztern Kranken zeigten, sowohl den Terpentingeist, als auch die Grünspansalbe getrost auflegten, ohne zu befürchten, daß diese Arzeneyen in die Gefäße aufgenommen werden möchten.

Zweytes Kapitel.

Von der wahren Schlagadergeschwulst.

§. 1. Die Th. 5. erzehlte Geschichte von einer Weibsperson wird wieder vorgenommen, weil man nun nach ihrem Tode sehen konnte, daß man sich vormals in ihrer Krankheit geirret hatte. Einige Muthmaßungen über die Ursachen, welche zu dem Wahne Anlaß geben konnten, zu glauben, daß die pulsirende Beule eine wahre Schlagadergeschwulst sey, wodurch zugleich der Satz bestätiget wird, der schon öfter wiederholet worden ist: daß es nämlich ungemein schwer sey, zu wissen, ob eine Schwulst oder Beule wirklich eine Schlagadergeschwulst sey oder nicht. §. 2. Geschichte einer Schlagadergeschwulst, welche jemand vierzig Jahre lang hatte, ohne daß sie zunahm, oder sonst Ungemach verursachte. §. 3. Ein Fall, wo man alle mögliche Ursachen fand, wel-

che eine wahre Schlagadergeschwulst, Engbrüstigkeit und andere langwierige Brustkrankheiten, ingleichen Schlagfluß und verschiedene Kopfkrankheiten hätten veranlassen können; da doch der Kranke nichts von allen diesen nach physischen Grundsätzen zu erwartenden Uebeln bey seinem Leben gespürt hatte. §. 4. Eine andere der vorigen ähnliche Geschichte. §. 5. Bey dieser Gelegenheit wird eine Ausschweifung gemacht, und erzählet, was für Krankheiten man ursprünglich von dem Verwachsen der Lungen mit den benachbarten Theilen herleiten könne oder nicht.

§. 1.

Ich habe neuerlich einige Bemerkungen über die innere Schlagadergeschwulst gemacht, und will selbige zur Ergänzung dieser Lehre hier mittheilen. Die beyden Weibspersonen, deren Geschichte ich Th. 5. und 6. erzählt habe, leben bey der daselbst beschriebenen Behandlung zwar immer noch, und befinden sich ziemlich leidlich, aber bey der einen ist über dem Schlüsselbein eine Schlagadergeschwulst äußerlich zu sehen, welche zween Zoll im Durchmesser hat, und diese ist vermuthlich nichts anders, als ein Fortsatz derjenigen, die sie schon längst in der Brust inwendig gehabt hat.

Bey der zwoten Weibsperson, an deren Th. 5. S. 333. fgg. §. 3. weitläuftig beschriebene Geschichte man sich noch erinnern wird, vermutheten wir damals, nach Oeffnung eines äußerlichen Brustgeschwüres, eine Schlagadergeschwulst, welche von innen zwischen den Rippenknorpeln herausgetreten wäre. Diese Kranke ist seitdem gestorben, und bey der Zergliederung ihres Leichnams haben wir erst gesehen, welche Bewandniß es eigentlich mit ihrer Krankheit gehabt

hatte. Weil mancherley merkwürdige Umstände dabey sich zeigten, so wollen wir hiemit diese Geschichte ergänzen.

Diese Person war von der Zeit an, wo wir sie in unserer Erzählung verliessen, beständig elend und kränklich, weil sie Zufälle bekam, welche bald eine innere Schlagadergeschwulst, bald Verhärtungen, bald Eiterung der Lungen anzudeuten schienen; doch befand sie sich immer einmal leidlicher als das andre. Die von uns geöffnete Beule an der Brust, worinn man in der Tiefe eine heftig pulsirende Hervorragung gefühlt hatte, hörte gegen das Ende des Weinmonats 1760 auf zu pulsiren. Dagegen fühlte man rings um selbige herum einen so starken Pulsschlag, daß es schien, als wenn die Ribben davon gehoben würden. Zu Anfange des Christmonats war von der Beule nicht das mindeste mehr zu sehen, in der ganzen Gegend der Herzgrube aber fand man ein immerwährendes Pulsiren, und an dem Orte, wo die Beule gesessen hatte, tröpfelte beständig eine Feuchtigkeit ab, welche der Schliessung der Wunde hinderlich war, und nicht eher versiegte, als bis sie ohngefähr ein halbes Jahr vor ihrem Ende an den untern Theilen zwischen der Haut und dem Fleische die Wassersucht bekam. Sie warf wenig, und theils Schleim, theils Eiter mit und ohne Blutstriemen, zuweilen auch blosses Blut aus. Die Beklemmung, welche sie nie ganz verließ, nahm endlich dergestalt zu, daß sie die drey letzten Monate ihres Lebens Tag und Nacht aufrecht sitzen mußte, und zwar nur auf einem Sessel, wo die Füße beständig tief hängen konnten. Diese schwollen aber eben deswegen von Tag zu Tag stärker an. Den vierzehnten Tag vor ihrem Ende sprungen die Füße von selbst auf, und es lief eine Menge Wasser heraus; man mußte hierauf alle ersinnliche Mühe

anwenden, und besonders viel Umschläge vom starken Fieberrindenabsud auflegen, um dem kalten Brande vorzubeugen. Ein halbes Jahr vor ihrem Tode hatte sie zuweilen Ohnmachten, diese ganze Zeit über hingegen kein Pulsiren an dem gewöhnlichen Orte. Innerlich aber war das Pulsiren so heftig, daß nicht nur sie, sondern auch die Umstehenden es sehen und hören konnten. Endlich endigte sich ihr elendes Leben den drey und zwanzigsten Hornung 1762.

Bey der Untersuchung ihres Leichnams war unsre erste Beschäftigung, denjenigen Theil in der Brusthöhle genau zu betrachten, wo vormals das Geschwür, und nachher die von uns vermuthete Schlagadergeschwulst, welche endlich ganz unsichtbar wurde, gewesen war. Wir besahen alles auf das genaueste, aber weder über, noch zwischen, noch unter den Ribben war die mindeste Spur einer Schlagadergeschwulst, oder irgend einer andern Geschwulst zu finden. Bey einer weiter fortgesetzten Untersuchung fand sichs, daß zwar der ganze Herzbeutel sehr dünn, aber besonders an dem breiten Theil des Herzens völlig durchsichtig war. Das ganze Herz war hart anzufühlen, auf der rechten Seite hart und eingedrückt, auf der linken aber mehr rund. Das rechte Herzohr nebst dessen Blutbehälter war von einem Schleimpfropf übermäßig ausgedehnt, welcher über zween Zoll dick und auswendig mit einer weißen, nirgends mit Gefäßen versehenen Haut bekleidet war, welche inwendig eine Menge geronnenes Blut einschloß. Zu beyden Seiten aber giengen einige dicke weisse Fäden von ihm ab, vermittelst denen er mit den Fadenmuskeln (columnae) und zwischen denselben auch mit den Falten des Herzohrs zusammenhieng. Diese Theile selbst waren in demselbigen Verhältniß, wie das ganze Herzohr, widernatürlich groß. Diese geronnene Masse erstreckte

sich tief in den rechten Blutbehälter des Herzens, und dehnte und füllte denselben dergestalt aus, daß sich das Blut nicht anders als hinter dem Schleimpfropf in die rechte Herzhöhle hatte durchdringen können. In der Lungenschlagader fand sich ein langer und dicker Schleimpfropf, der an eine von den Klappen der rechten Herzhöle (Valv. Mitrales) angewachsen war. Die Seitenwand der rechten Herzhöhle hatte zwar ihre gewöhnliche Dicke, inwendig aber fand man eine Menge Fadenmuskeln, die so dick und hart waren, daß man keine für Fleisch, sondern alle für Knorpel halten mußte. Der innere Raum war so weit, daß ich meine drey Finger, wenn ich sie an einander legte, bequem hineinbringen konnte. Die Seitenwand der linken Herzhöhle war hart und einen Finger dick, übrigens aber war diese so enge, daß kaum mein Zeigefinger darin Raum hatte: auch waren sehr wenig Fadenmuskeln darinnen, und diese waren mit dem Fleische dieser Seite selbst auf das genaueste verwachsen. Die Lungen waren nirgends, ausser ein wenig oben an der Gurgel und unten zu beyden Seiten an dem Zwerchfell angewachsen, aber durchaus mit harten Beulgen angefüllt, worinn ein dünnes, scharfes und wässeriges Eiter befindlich war. Diese Beulgen waren von verschiedener Größe, in den größten war ein halber Löffel voll Eiter enthalten. Im ganzen Unterleibe fand man nichts, was zu ihrer Krankheit etwas beygetragen haben konnte. Denn die widernatürliche Gestalt und die Verschlingungen am Grimmdarm und am Magen gehören nicht hieher; es soll aber anderswo davon geredet werden.

Voll Verwunderung über dasjenige, was wir bey der Leichenöffnung wahrgenommen hatten, wußten wir es selbst uns nicht recht zu erklären, daß wir uns ehedem so geirrt hätten, und was zu diesem Irrthum

Anlaß könnte gegeben haben. Daß eine wahre Schlagadergeschwulst zugegen seyn, sich deutlich zeigen und dennoch in der Folge verschwinden könne, das war uns zwar aus dem im 4ten Th. Kap. 2. S. 14. 20. angeführten Beyspiele schon bekannt. Gleichwohl war eben diese Schlagadergeschwulst zwar weiter von den Ribben entfernt, anstatt daß sie vormals zwischen den Ribben herausgetreten gewesen, und hatte sich nunmehr höher hinauf nach den obern Ribben gezogen; gleichwohl fanden wir sie doch nach dem Tode dieser Person, wenn auch gleich an einem andern Orte: hier aber war in der ganzen Nachbarschaft nicht die mindeste Spur einer Schlagadergeschwulst zu sehen. Was war es denn also gewesen, das uns so deutlich als eine pulsirende Geschwulst vorgekommen war, und zwey ganzer Jahre lang mit Pulsiren angehalten hatte? Warum war endlich die Geschwulst verschwunden, und was war die Ursache, warum man um die ganze Gegend der Herzgrube herum ein Pulsiren fühlte, und daß das innere Pulsiren so stark war, daß die Umstehenden es sehen und hören konnten?

Die Krankengeschichte zeiget uns, daß die Kennzeichen der Beulgen in den Lungen eher, und die Kennzeichen der Schlagadergeschwulst später zum Vorschein kamen. Wir können also leicht einsehen, daß, als diese Beulgen in den Lungen sich erzeugten, und immer größer wurden, die rechte Herzhöhle nicht so frey als vormals, und nach Verhältniß mit immer größerer Schwierigkeit sein Blut in die Lungen ergiessen konnte. Hätte dieses Hinderniß schnell zugenommen, so würde das Herz in kurzem aufgehört haben, seine Dienste zu thun, und die Frau würde bald gestorben seyn: weil aber diese Beulgen so langsam wuchsen, daß es kaum merklich war, so wurde das Herz daran

gewöhnt, wie uns ähnliche Fälle schon hin und wieder in diesen Abhandlungen gelehret haben, und also auch hier desto eher angenommen werden kann. Da also die rechte Herzhöhle nebst dem Blutbehälter und dem Herzohr so sehr ausgedehnt, und die Fadenmuskeln dieser Hälfte so zahlreich, dick und hart waren: da die linke Herzhöhle, weil vielleicht weniger Blut aus den Lungen dahin kam, so enge war, und fast gar keine Fadenmuskeln hatte, einige wenige ausgenommen, welche aber an die Seitenwände angewachsen waren, da er endlich so dicke und steif war, daß er sich beynahe nicht mehr zusammenziehen konnte; sollte man wohl unter diesen Umständen von einem also beschaffenen Herzen andre, als äußerst fehlerhafte Wirkungen erwarten, mußte nicht der breite Theil des Herzens, das Herzohr und der Blutbehälter desselben bald zu voll und strotzend vom Blute, bald aber wieder ganz leer seyn? Ist denn also unsre Muthmaßung etwa so sonderbar, wenn wir glauben, daß dieses so wunderlich beschaffene Herz seine theils an und für sich selbst widernatürlichen, theils so erweiterten Theile zu gewissen Zeiten an die Ribben und Seiten des Brustbeins angedrücket, ein andermal aber wieder entfernt habe? Haben wir nicht Th. 4. S. 14. einen ähnlichen Fall erzählet, wo eine ganze Schlagadergeschwulst zu einer Zeit an den Ribben anlag, zur andern aber sich wieder davon ab- und in die innern Theile hineinzog?

Findet man an der Wahrscheinlichkeit dieser Umstände nichts auszusetzen, so nehme man noch an, daß zu der Zeit, als das Herz mit seinen geschwollenen äußern Theilen sehr nahe an den Ribben anlag, eben daher, wovon irgendwo sonst eine Schwulst entstehet, hier an dem Orte, wo das Herz an den Ribben anlag, eine Schwulst entstand, welche anfänglich hart war,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0278
DFG

nachher zum Theil eiterte, und als dieses Eiter ausgelaufen war, noch einen harten Boden oder Grund hatte, der noch nicht eitern konnte. Mußte dieses nicht pulsiren, wenn die Knorpel der Ribben von dem Schlage des Herzens so stark bewegt wurden? Und war unter dieser Schwulst gleichsam der Mittelpunct dieses so sonderbar beschaffenen und an den Ribben anliegenden Herzens, mußte da nicht der Boden dieser Schwulst einer wahren Schlagadergeschwulst überaus ähnlich seyn? Ich dächte also wohl, ich hätte nicht unrecht, wenn ich schon öfters erinnert habe, daß es sehr schwer sey, zu wissen, ob eine Schwulst wirklich eine Schlagader betreffe oder nicht, und daß man sich hierinnen gar leicht irren könne. Ferner, daß es lächerlich sey, wenn sich bey solcher Ungewißheit und bey der Gefahr, sich zu irren, die Aerzte und Wundärzte mit einander streiten, da man oft nach dem Tode solcher Kranken erst bey der Leichenöffnung findet, daß sie beyde unrecht hatten. Inzwischen ist es gar nicht undienlich, dergleichen Abweichungen zu wissen, daß man, wenn man in solchen zweifelhaften Fällen gefragt wird, doch sagen kann, was es vielleicht seyn möge, wenn man auch nicht bestimmt sagen kann, was es wirklich ist. Der Nutzen dieser meiner Warnung wird sich in folgenden bestätigen.

§. 2.

So gefährlich auch immer eine Schlagadergeschwulst ist, so möglich ist doch, daß jemand ein Uebel dieser Art auswendig dreyßig und vierzig Jahr, ohne daß es ihm das mindeste schadet, haben kann. Eine Frau von vierzig Jahren hat, so lange sie denken kann, und ihres Erachtens, seitdem sie auf der Welt ist, eine kleine Schlagadergeschwulst oben an der rech-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0279
DFG

ten Seite des schildförmigen Knorpels, das einer Erbse groß, und nie größer oder kleiner gewesen ist, jezt aber mehr in die Augen fällt, weil diese Frau seit zwey Jahren, da sie zum erstenmale bey mir war, vom zu langen Stillen magerer als vorhero worden ist. Es scheint eine Schlagadergeschwulst des ersten Astes der äußern Halsschlagader zu seyn, welchen Winslow ramum anteriorem oder internum der arteriae carotidis externae nennt.

§. 3.

Es giebt Personen, deren Beschaffenheit nach man glauben sollte, es wäre nicht anders möglich, als daß sie bey ihrem Leben Schlagadergeschwülste hätten bekommen müssen, ja es giebt sogar Personen, welche innerlich gewaltig große Schlagadergeschwülste haben, und bey beyden sind gleichwohl die Zufälle, worüber sie klagen, so beschaffen, daß man eher eine ganz andre Krankheit, als eine Schlagadergeschwulst bey ihnen muthmaßt. Der Mensch, von welchem wir Th. 6. im letzten Kapitel redeten, welcher nach dem Gebrauch der Pomeranzenblätter seine Zuckungen verlor, und wieder hergestellt zu seyn schien, wurde demohnerachtet nicht vollkommen gesund, wenigstens war seine Gesundheit seit der Zeit nicht dauerhaft. Als er etwa vor Jahresfrist wieder genesen zu seyn schien, behielt er demohnerachtet beständig einen geschwindern und stärkern Puls, als man bey andern Menschen gewöhnlicher Weise findet, und als er selbst vormals hatte; und man mochte ihn an einem Tage so oft untersuchen, als man wollte, so war er allemal verändert, bald geschwinder, bald langsamer, bald stärker, bald schwächer, ja zuweilen gar aussetzend und hart. Einen so veränderlichen Puls hatte dieser Mensch schon drey Jahre vor seiner Krankheit gehabt, und nach der

Krankheit blieb er bis an sein Ende so. So stellte sich auch der beschwerliche Husten, den er schon zwey Jahre lang gehabt, nach der Krankheit wieder ein, und er hatte dabey einen wäßrichten oder schleimichten Auswurf, welcher niemals, ausser vor seinem Tode, und zwar auch da selten, mit etwas Eiter vermischt war. Diese beyden Zufälle also, deren einen er seit drey, den andern seit zwey Jahren bereits erlitten hatte, kamen nach der Krankheit, als er wieder genesen zu seyn schien, auch wieder.

Man verordnete ihm lange Zeit nach einander alle Arten von auflösenden, verdünnenden, anfeuchtenden und erweichenden Arzeneyen, und spürte einigen Nutzen davon: die Krankheit mochte nun aber entweder stärker als alle Arzeneyen, oder er nachläßig im Einnehmen seyn, oder beträchtliche Fehler in der Lebensordnung begehen, — kurz, seine Besserung hatte keinen Bestand und war nicht merklich.

Nun fanden sich allmählich Zufälle ein, welche Fehler in den ersten Wegen verriethen. Denn es ist fast unglaublich, wie heftiges Aufsteigen, und wie häufige Blähungen er zuweilen bekam. Mir ist wenigstens dergleichen noch nicht vorgekommen. Nun hatte er zwar von Jugend auf die Art an sich, daß er, wenn ihn jemand, auch wenn er es wußte und sahe, an der Hand oder am Arme derb angrif, sogleich gewaltiges Aufstoßen bekam: so daß man schon damals dafür hielt, daß er eine ganz besondre Nervenschwäche haben müßte: nunmehro aber stieß es ihm auch auf, ohne daß ihn jemand anrührte, oder, wenn das nicht geschahe, so bekam er Grimmen im Unterleibe, oder um die Gegend der Herzgrube herum, oder gar Kolikschmerzen: alle diese Zufälle verschwanden jedoch alsbald, wenn er öfters lautes Aufstoßen oder heftige Blähungen bekam.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0281
DFG

Hieraus konnte man, wie gesagt, schliessen, daß ein Fehler in den ersten Wegen zugegen seyn müßte; nur war es noch ungewiß, welche Theile eigentlich am meisten litten. Der ganze Unterleib war äußerlich weich anzufühlen, die Leibesöffnung erfolgte sehr ordentlich und gut, er hatte genugsame und gute Galle vorräthig, er speiste mit gutem Appetit, die ersten Wege waren, wenn das Aufstoßen und die Blähungen ihm nicht Noth machten, frey, man konnte mithin nicht zugeben, daß ein beträchtlicher Fehler in diesen wäre.

Aus der im vorigen Theile von diesem Menschen erzählten Geschichte war es wahrscheinlich, daß seine Zuckungen ihren Grund im Kopfe haben mußten. Denn der beständige Kopfschmerz über dem Auge, der Schwindel, das Ohrenklingen, welches er öfters lange vor, und während der Zuckungen hatte, gaben Anlaß, dieses zu glauben: gleichwohl war auch starker Verdacht vorhanden, daß die ersten Wege ebenfalls etwas zu diesen Zufällen beytragen möchten, weil er allezeit nach den Zuckungen Aufsteigen bekam, und wenn dieses erfolget war, jene aufhörten.

Es war aber noch ein andrer Umstand, welcher verhinderte, daß man nicht hinter die eigentliche Beschaffenheit der Krankheit kommen, und dieselbe mit Gewißheit bestimmen konnte. Nämlich, ehe die Zuckungen ausbrachen, die wir Th. 6. beschrieben, hatte er vier Monate das Fieber gehabt: und damals war sein Puls den Tag über stark, geschwind und öfters hart, des Abends aber schwach und geschwind: und er bekam Frost ohne Schauer, der drey bis vier Stunden dauerte. Inzwischen hatte der Kranke des Abends keinen Durst, brauchte sich auch nicht zu legen, sondern konnte ausgehen, zu seiner Ergötzung öffentliche Schauspiele besuchen, und in Gesellschaft

seyn. Als er hierauf von seinen Zuckungen befreyet war, und mit dem Absud der Pomeranzenblätter noch einen Monat lang fortfuhr, so vergieng dieses Fieber völlig, und kam nicht wieder, bis den letzten Monat vor seinem Ende des Nachmittags um vier Uhr, da er Frost und Hitze bekam, und der Fieberanfall allzeit zehn bis zwölf Stunden währte. Weil ich aber diejenigen Zufälle, die ihn kurz vor seinem Tode betrafen, nachher besonders erzählen werde, so will ich jezt nur fortfahren, dasjenige zu berichten, was länger zuvor mit ihm vorgieng.

Während der Zeit also, da ihn der Husten viele Stunden lang ganz verließ, das Aufstoßen und die Blähungen ihn nicht belästigten, das Fieber entweder gar nicht, oder nur gegen Abend sich einstellte, und der geschwinde, starke und oft harte Puls, den man bey andern Personen fieberhaft nennen würde, bey ihm beständig fortwährete, so konnte unter den vielen Aerzten, welche ihn besuchten, keiner sagen, in welchem Theile seines Körpers eigentlich die Ursache seiner Zufälle läge, und welcher davon besonders litte. Sein Kopf war heiter, das Athemholen selbst bey einer starken Bewegung frey, tief und ununterbrochen; die Eßlust untadelhaft, die Leibesöffnung natürlich und zu gehöriger Zeit erfolgend, die Zunge beständig rein, und der Unterleib weich. Das alles schien demnach jeden Verdacht, den man auf eine fehlerhafte Beschaffenheit der ersten Wege und der Theile der Brust werfen konnte, zu entkräften. Man entschloß sich also nach mehrern über den Kranken gehaltenen Berathschlagungen, nur von lindernden Mitteln Gebrauch zu machen, indem ein jeder von den gegenwärtigen Aerzten hier seine Unwissenheit in der Hauptsache bekennen mußte. Die zu diesem Behuf verordneten

und ordentlicher als vorher von dem Kranken eingenommenen Arzeneyen wollten aber doch nie eine dauerhafte Besserung bewirken. Die Mittel, die man dem schleimigen Husten entgegenzusetzen pflegt, thaten hier keine Wirkung. Diejenigen, welche sonst zu Fortschaffung und Abtreibung der Blähungen sehr wirksam sind, waren, wiewohl man die besten auslas, hier meistens ohne Nutzen. Die Fieberrinde verminderte zwar das Fieber, schaffte es aber nicht ganz weg: und anstatt, daß sie sonst den schwachen Puls stärker, und den geschwinden langsamer macht, so blieb hier der Puls immer einerley, ohne im geringsten verändert zu werden. Der große Boerhaave ist der Meinung, daß ein solcher Puls eine gewisse Schärfe der Säfte, welche stärkere Bewegungen im Blute veranlasse, und eine Verdickung des Blutes anzeige, welches die kleinern Gefäße verstopfte. Nun hatte man zwar nie Zeichen einer besondern Schärfe bey diesem Kranken bemerkt, dennoch aber vermuthete man, daß sie im Blute verborgen liegen könnte, da er sowohl in der Jugend als auch in männlichen Jahren einige Ausschweifungen gemacht hatte: man verordnete ihm dahero die Sassaparille in starkem Absud, und das Queckſilber, aber alles ohne Nutzen.

So eilte er mit ziemlich schnellen Schritten seinem Ende entgegen. Er bekam geschwollene Füße, und die Geschwulst stieg allmählich über die Knie und bis an die Hüften heran. Er hatte öfters für sich selbst, einigemal auch auf Anrathen der Aerzte Selzerwasser getrunken, und dieses hatte ihn stark laxirt, man hoffte demnach, es sollte das Wasser mit abführen, aber es geschahe nicht. Endlich hatte er den letzten Monat vor seinem Tode Herzensangst, innerliche Brustschmerzen, Mangel an Eßlust, beständigen Abgang von Blähungen, Schmerzen und Geschwulst

an den Armen, einen Husten, der ganze halbe Stunden und länger nach einander anhielt, und dabey bald wässrigen, bald schleimigen, bald auch, jedoch selten, eitrigen Auswurf, er konnte nicht mehr im Bette liegen, hatte schlaflose Nächte, und sein Leben wurde ihm fast unerträglich. Man besorgte daher, er hätte die Brustwassersucht, oder wohl noch etwas schlimmers. Die letztern acht Tage gesellete sich hierzu eine starke Lungenentzündung. Man ließ ihm etlichemal zur Ader, und sein Blut war zähe und entzündet: endlich nahm die Herzensangst immer mehr und mehr zu, hielt ununterbrochen an, und er starb.

Bey der Leichenöffnung fanden wir den Hirnschädel sehr dick und vol Markzellen zwischen beyden Tafeln desselben: der in die Länge auslaufende Blutbehälter (sinus longitudinalis) war beynahe ganz leer, im Schädel über der rechten Augenhöhle ein Fleckgen, in der Größe eines Groschens, beinfräßig, und die Hirnhäute daran angewachsen, auch das Gehirn selbst an eben dem Orte etwas verändert. Unter der weichen Hirnhaut war auf dem ganzen Gehirn, doch am meisten auf der Hälfte linker Hand ausgetretenes Blutwasser befindlich: die Gefäße dieser Haut an der rechten Seite strotzten voll Blut: die obern Hirnhöhlen waren ziemlich leer, die Adergeflechte (plexus choroidei) ohne Blut, und mit einer Art von Schleim angefüllt. In der Nackenschlagader (arteria cervicali Willisii) war etwas Luft und sehr wenig Blut enthalten; und diejenigen Adergeflechte, welche gemeiniglich in der vierten Hirnhöhle zu seyn pflegen, waren hier ganz und gar nicht mehr zu finden. Die Sehenerven waren vor dem Orte ihrer Vereinigung gleich dicke, nachher aber so ungleich, daß der linke von der Stelle an bis an die Augenhöhle weit dicker war als der rechte. In der Brusthöhle war kein Wasser,

noch Eiter: de Lungen waren dunkelroth, hin und wieder bläulicht, und so welk, daß sie beym Berühren an vielen Orten beynahe zerflossen, Eiter aber fand man nirgends darinnen. Die Knorpelringe der Luftröhre waren hier ganz verknöchert, so wie auch die Ringe der Luftröhre näsier, und in den Gegenden wo die Luftröhrenäste entsprangen und sich theilten, da ragten die Ringe derselben mit ihren knöchernen Erhabenheiten an verschiednen Stellen der Lungen hervor, waren aber doch inwendig mit der Haut der Luftröhrenäste umkleidet. Das Herz war groß, aber schlaff, und alle Höhlen desselben mit geronnenem Blute angefüllt; die Seitenwände, besonders linker Hand, ungemein dünne, und die Fadenmuskeln in beyden Herzhöhlen klein, dünn und schwach. Der Rand der Klappen in der linken Herzhöhle (valv. mitral.) war hart und fast knöchern, und an demselben hieng ein vollkommen knöchernes Gewächs, das länglich und so groß, wie das vorderste Glied am kleinen Finger war, und seiner Schwere wegen sich bis in die Herzhöhle hinab erstreckte. Was den Unterleib anbelangt, so war der Magen nicht sonderlich dick, aber so groß, daß zehn Pfund Wasser hineingiengen, als man ihn ausmaß; das Netz war groß; die Leber, die Milz, die Gekrösdrüse und die Nieren, besonders die rechte, ungemein schlaff. Galle fand man in Menge, und sie sahe dunkelgelb aus. An den Geburtstheilen zeigte sich nichts fehlerhaftes. Diese Zergliederungsgeschichte beweiset meines Erachtens zur Gnüge, daß, wie ich oben behauptete, in einem Körper Ursachen zu Schlagadergeschwülsten da seyn können, ohne daß sich die Zufälle äußern, von welchen diese ordentlicher Weise begleitet sind. Da das Herz auf beyden Seiten erschlafft, sehr dünn und auf der linken noch dünner, als auf der rechten war, so hätte man eine widernatürliche Erweiterung des

Herzens erwarten sollen. Der große knöcherte Auswuchs an den Klappen der linken Herzhöhle, welcher an einem breiten Ende fest anhieng, und beständig in die linke Höhle des Herzens hineintrat, nithin das Herz beständig reitzte, und wenn dieses sich zusammenzog, wieder an die Klappen zurückgestoßen wurde: dieser Auswuchs, sage ich, der das Herz und die Lungenblutader immerfort reitzte, und den Durchauf des Blutes störte, hätte nothwendig in diesem sodünnen Herz eine Erweiterung verursachen, und den gemeinschaftlichen Behälter der Lungenblutadern ungeheuer ausdehnen sollen.

So wie wir hier Ursachen zu Schlagadergeschwülsten gefunden haben, und doch diese selbst nht zugegen gewesen, eben so fanden wir auch die augescheinlichsten Ursachen vom Engbrüstigkeiten aller Ar (Asthma, Dispnoea und Orthopnoea) ohne daß dies Uebel bey Lebzeiten des Kranken eingetreten waren. Denn nicht nur die Ringe der Luftröhre, sondern auch ihre Aeste, oder vielmehr die knorplichen Theile der letztern waren ganz verknöchert, und ragten an den großen Luftröhrenästen in den Lungenzellen beträchtlich hervor; und man hätte meynen sollen, daß sie sowohl beym Ein- als Ausathmen hinderlich fallen mußten, weil sie so herausstanden und den Raum verengerten. Gleichwohl hatte der Kranke eher nicht, als kurz vor seinem Tode, hiervon Engbrüstigkeit oder etwas dem ähnliches gespüret, und so viel ist doch ausgemacht, daß diese Fehler nicht in kurzer Zeit entstehen können: auch ist es mir bey einem Menschen von funfzig Jahren noch nicht vorgekommen, daß diese Knorpelringe in Knochen verwandelt gewesen wären, sondern einzig und allein, und auch da nicht allemal, bey sehr alten Leuten, wie das auch der unvergleichliche Morgagni lib. 2. Epist. Anat. med. 15.

Artic. 18. pag. 133. sehr richtig angemerkt hat. Nichtsdestoweniger war bey unserm Kranken das Athmholen untadelich; er konnte ohne alle Mühe tief, stark, langsam, bey allen Bewegungen und Reden unverändert, kurz, so gut Athem holen, als irgend ein gesunder Mensch. War denn also diese Verknöcherung nur allein der Grund seines unbezwinglichen Hustens, nicht aber seiner übrigen Zufälle? So möchte man wenigstens in diesem Falle schliessn.

Aber auch zum Schlagfluß und andern Krankheiten des Hauptes waren zureichende Ursachen in seinem Körper zugegen, und doch ist ihm nie dergleichen begegnet. Wenn sich über dem Gehirn nur ein wenig Blutwasser ergossen hat, welches, wenn die Häute noch nicht zerschnitten sind, dick und so durchsichtig wie Glas scheinet, wenn sie aber zerschnitten sind, nur eine dünne Lymphe ist, so erfolgen Schlagflüsse, jäher Tod, Lähmungen, Zuckungen, u. s. f. wie ich so oft bey Leichenöffnungen erfahren habe, und man in Büchern, wo merkwürdige Fälle gesammlet sind, findet, auch Morgagni an den allerklärsten Beyspielen, theils aus des Valsalva, theils aus seiner Erfahrung Lib. 1. Epist. Anat. med. 4. bewiesen hat. Nun sind zwar auch zuweilen von diesen Ursachen Zuckungen entstanden; war das aber auch in unsrer Geschichte der Fall?

Ich habe bereits oben geäußert, daß es ungewiß war, ob die Zuckungen bey diesem Kranken ihren Grund nicht in den ersten Wegen hatten, weil die Anfälle derselben allezeit aufhörten, wenn er heftiges Aufstoßen bekam. Wir wollen aber den Fall setzen, die Zuckungen hätten ihren Grund nicht in den ersten Wegen, sondern in den Fehlern der innern Theile des Kopfs gehabt, da man zumal so oft bemerkt,

daß die Ursache der Magenkrämpfe im Kopfe liegt. Hat sichs aber nicht bey der Leichenöffnung ausgewiesen, daß ein doppelter Fehler im Haupte saß, der Zuckungen zu erregen im Stande war? Diese waren theils das wenige ausgetretene Blutwasser, theils die Beinfäule am Hirnschädel, die zusammengewachsenen Hirnhäute, und das an dem Orte, wo der Knochen angefressen war, widernatürlich beschaffene Gehirn. Besonders konnte der letztere Fehler weit eher Zuckungen erregen, als der erste.

Man mag aber den Grund der Zuckungen suchen, wo man will, so wird man sich eben so wie wir wundern müssen, daß diese mechanischen Ursachen die letzten acht Monate seines Lebens ganz unwirksam waren. Sollten denn die Pomeranzenblätter so eine große Kraft besitzen, und dergleichen mechanische Ursachen so einschränken, daß sie aufhörten, sich wirksam zu erzeigen?

Wie schwer ist es demnach zuweilen, eine Krankheit richtig zu bestimmen! Wie wenig muß man die Ehre unsrer Kunst zu schätzen wissen, wenn man bey dergleichen schweren Berathschlagungen wegen gewisser trüglicher Aehnlichkeiten für eine einmal gefaßte Meinung von dem Grunde der Zufälle dieses oder jenes Kranken so streitet, daß man diejenigen, die anders davon urtheilen, als wir, zu verkleinern, und als Unwissende auszuschreyen sich erkühnet? Oft offenbart sich die Wahrheit erst im todten Körper, die wir im lebendigen vergeblich suchten.

§. 4.

Folgende Krankengeschichte hat mit der nur erzählten viel ähnliches. Ein junger Mensch von acht und zwanzig Jahren bekam seit zwey Jahren öftere

Anfälle von einer trocknen, oder wie es schien, krampfhaften Engbrüstigkeit. Er wußte nichts anzugeben, woher seine Krankheit rühren könnte, als sein Nachtsitzen und Studiren. Nachdem er sich schon ein Jahr lang damit geplagt hatte, fragte er mich um Rath, in der Folge andre Aerzte, und endlich kam er am siebzehnten September des nächstverflossenen Jahres wieder zu mir. Eben da er in meiner Stube war, bekam er vor meinen und vieler meiner Schüler Augen seinen Anfall; ich hieß ihn niedersetzen, er verbat es aber, weil er glaubte, sein Uebel wäre schwächer und vergienge eher, wenn er stünde. Sein Athemholen war keichend, schnell und kurz, wenn er nicht selbst den Athem an sich hielt, welches er so lange konnte, daß wir uns alle wundern mußten; bis er uns nachher versicherte, daß er sich nur damit helfen könnte, wenn er den Athem an sich hielte. Sein Puls war während der Zeit klein und ungleich. Nach fünf bis sechs Minuten gieng der Anfall vorüber, und es fehlte ihm, wie er sagte, nachher nicht das geringste. Nun hatte er zwar in so langer Zeit auf Anordnung vieler Aerzte eine große Menge auserlesener Arzeneyen gebrauchet, aber auch nicht die kleinste Besserung verspüret, und ich rieth ihm daher, er sollte aller zwo oder drey Stunden fünf, sechs, bis sieben Tropfen von einem mit Bernsteinsalz ganz gesättigten Salmiakgeist, oder Eau de luce in Wasser nehmen. Doch sollte er dazu keinen kaustischen Salmiakgeist nehmen, weil dieser mit Säuren nicht braußt, und man daher, wie Hofmann in seiner Chemie bemerkt hat, den Sättigungspunkt nicht mit Gewißheit bestimmen kann. Er befand sich wohl darauf, bis zum ein und zwanzigsten September, und glaubte nunmehr, vollkommen gesund zu seyn, als er an diesem Tage um zehn Uhr des Abends plötzlich seinen

Anfall wieder bekam, und eine halbe Stunde nach Mitternacht starb.

Den vier und zwanzigsten des Herbstmonats öffnete ich ihn in Gegenwart des Herrn Mac-neveu ô Kelli, Directors der mediciniſchen Facultät zu Prag, des Herrn Pechner, Arztes der Windhagiſchen Stiftung, und einer großen Menge meiner Zuhörer.

Der rechte Lungenflügel war überall an das Ribbenfell, an das Zwerchfell und an das Schlüſſelbein angewachſen, vorwärts am Bruſtbein zwar nicht ſo feſt, hinterwärts und unterwärts aber deſto feſter, und an dem Schlüſſelbein ſo feſt, daß man ihn gar nicht losbringen konnte: auch waren beyde Lungenflügel untereinander ſelbſt zuſammengewachſen. In der Gegend, wo die Lunge oben an dem Schlüſſelbeine anhieng, bemerkten wir eine ungleiche Härte, und beynahe verknorpelte Beulgen, in deren einigen ein ſcharfes wäſſerichtes Eiter, in andern eine harte, ziemlich käſige Materie ſtack. Der linke Lungenflügel linker Hand war ohne allen Tadel, auch nirgends angewachſen.

Die Ringe der Luftröhre und ihrer Aeſte, ſo wie auch ihre einzelnen knorpligen Theile waren knochenhart, welches obgedachte große Aerzte und die älteſten unter den umſtehenden Studenten, nebſt mir wahrnahmen.

Das Herz war ſehr groß: im Herzbeutel etwas Waſſer, doch nicht gar viel. In beyden Herzkammern, und in den großen Blutgefäßen, ingleichen auch in vielen kleinen zerſchnittenen Gefäßen ein flüſſiges Blut und nirgends ein Anſatz von Schleimpfröpfen: da man doch vermuthet hatte, daß dergleichen Gewächſe da ſeyn würden, weil er ſo oft engbrüſtige Zufälle gehabt, und den Othen ſo gewaltig zurückge-

halten hatte. Die Seitenwände der rechten Herzkammer waren sehr dünne, die von der linken hingegen sehr dick, hart und steif. Die Herzkammern waren so weit, daß man in die rechte die drey mittelsten Finger neben einander gelegt hineinstecken, in die linke aber die ganze Faust bringen, und drinnen umdrehen konnte. In beyden befand sich eine Menge flüßiges Blut, doch in der rechten das meiste.

Die große Schlagader war von dem breiten Theile des Herzens bis über ihre Biegung hinaus ungemein weit, alsdenn etwas enger, nach und nach aber wurde sie noch zweymal stärker, und weiter, fast bis an den Ort, wo sie die Hüftschlagadern (arterias iliacas) abgiebt, so daß sie erst daselbst sechs Finger breit, in der Länge sehr weit, alsdenn aber, wo diese Aeste herausgiengen, nicht weiter und größer als gewöhnlich war.

Der Magen war groß, nicht höher als bey andern Menschen, aber zweymal breiter: die Leber sehr groß, schwer und von dichtern Bestand, und die linke Hälfte derselben füllte einen großen Theil des Oberbauchs (Epigastrii) linker Hand aus.

Die Galle in der Gallenblase war wässerig, dünne, von der Farbe eines scharfen dünnen Eiters, oder wie röthliches Fleischwasser. Die Milz war sehr hart, wie ein Dreyeck gestaltet, dessen spitzer Winkel den Magen bedeckte. Der ganze Grimmdarm war sehr zusammen gezogen und leer.

Folglich war die rechte Herzkammer, in Vergleichung mit der linken, klein und schwach: die linke hart und dicht, aber nicht biegsam und nachgebend genug, übrigens wirklich widernatürlich ausgedehnt. Die große Schlagader war in einer ziemlichen Strecke widernatürlich erweitert. Auf der ganzen rechten

Seite war die Lunge mit den benachbarten Theilen zusammengewachsen, oberwärts auf das genaueste verwachsen, und über die Hälfte voll kleiner harter Beulgen. Alle diese wichtigen Fehler entdeckten wir, und gleichwohl hatte man an diesem Menschen nie etwas gespüret, das eine Ausdehnung des Herzens oder der großen Schlagader hätte muthmaßen lassen: nie hatte man an ihm Zeichen einer so fehlerhaften, angewachsenen, verdorbenen Lunge, oder einer knochenartigen Härte der knorpligen Ringe wahrgenommen. Und bey so wichtigen Ursachen zu den schwersten und anhaltendsten Krankheiten fehlte ihm ganzer zwey Jahre weiter nichts, als daß er eine periodische Krankheit hatte, die einem Krampf der Muskeln zwischen den Luftröhrenknorpeln (musculorum mesochondriacorum) glich, welchen er durch an sich halten des Athems, und dadurch bewirkte Ausdehnung, Erwärmung und Verdünnung der Luft zu heben sich bemühete, und nach überstandenem Anfall war er gesund.

§. 5.

Ich würde hier diese Geschichte schliessen, wenn ich nicht noch denenjenigen antworten müßte, die sich vielleicht wundern werden, daß ich das Zusammenwachsen der Lungen mit dem Ribbenfell hier unter die Klasse der wichtigen Krankheitsursachen setze. Diesen Einwurf aber wird wohl nur ein solcher machen, dessen anatomische Kenntnisse ziemlich eingeschränkt sind. Ich antworte also, daß ich in Ansehung dieser Meynung den Verfassern des Sepulcreti anatomici und der Medicinae septentrionalis, ingleichen dem Boerhaave Inst. §. 835. beygetreten bin: doch muß man dieselbe allerdings nur unter gewissen Einschränkungen annehmen.

Sehr selten wird man einen Leichnam finden, wo die Lungen nicht irgendwo angewachsen wären: so daß Diemerbröck nicht unrecht hat, wenn er saget, daß der dritte oder vierte Theil der Menschen angewachsene Lungen habe: und daß man öfters bey Lebzeiten solcher Personen weder einige Zeichen, noch auch einen Verdacht hiervon gehabt habe. Im Gegentheil aber sind uns Beyspiele vorgekommen, und im gegenwärtigen Kapitel zwey dergleichen erzählet worden, wo bey Personen, die viele Jahre lang die ärgsten Brust- und Lungenkrankheiten gehabt hatten, die Lungen kaum ein wenig angewachsen waren. Kann man aber, wenn man auch dieses alles voraussetzt, deswegen behaupten, daß es gar nicht möglich sey, daß daher Krankheiten entstehen könnten, oder daß sie unter gewissen Umständen nothwendig entstehen müßten? Diejenigen, welche glauben, daß die Lungen beständig das Ribbenfell berühren, wollen es nicht leicht zugeben. Wenn wir aber auch annehmen, daß diese Meynung gegründeter sey, als die Meynung derer, welche das Gegentheil behaupten, folget denn daraus wohl, daß das Anwachsen der Lungen niemals Krankheiten verursache? Erwägen denn jene reiflich genug, daß ein großer Unterschied darinnen liege, ob die Lungen beständig das Ribbenfell berühren, übrigens aber nirgends angewachsen, sondern gesund sind, weil ausdünstende Feuchtigkeiten beyde Theile immerzu befeuchten, oder ob die Lungen entweder ganz oder zur Hälfte an das Ribbenfell angewachsen, und öfters, wenn auch die nur beschriebene Feuchtigkeit fehlet, verhärtet sind? Sie berufen sich zwar auf Erfahrungen, und daß man oft die ganzen Lungen angewachsen findet, ohne daß diese Personen bey Lebzeiten irgend eine daher rührende Ungemächlichkeit verspüret hätten. Ich rathe ihnen aber zu untersuchen, ob in den Büchern, wo sol-

che Fälle gesammlet sind, allezeit Wahrheit erzählt sey? und ob es wirklich so viel Fälle gebe, wo die Lungen allenthalben angewachsen sind, und die Personen bey ihrem Leben vollkommen frey und ungehindert Luft schöpfen konnten? Ich unterstehe mich zu behaupten, daß derselben nicht viel seyn werden: und sage daher, 2) daß bey Personen, wo nur eine Lungenhälfte angewachsen ist, oder wo von einer von beyden, oder von allen beyden Lungenhälften nur kleinere Stückgen angewachsen sind, die Natur sich zuweilen an diesen Fehler so zu gewöhnen scheinet, daß sich dergleichen Leute zwar anfänglich übel davon befänden, wie ich dergleichen Fälle aus eigner Erfahrung weiß, nachher aber sich daran gewöhnen, und nur kurze Zeit vor ihrem Ende solche Zufälle bekommen, woraus man auf diesen Fehler der Lungen schliessen kann. Giebt es denn aber deshalber gar niemand, der sich davon übel befände? Ich glaube theils selbst solche Personen gekannt zu haben, theils finde ich hin und wieder solche Krankengeschichte angemerket, wo sich ausser den angewachsenen Lungen nichts bey der Leichenöffnung gefunden hat, woher man die Mängel des Athemholens, denen sie bey Lebzeiten unterworfen gewesen, hätte herleiten können: und der große Boerhaave selbst zählt diesen Umstand unter die Ursachen der Engbrüstigkeit. Wir wollen aber 3) zugeben, man hätte zuweilen bey Leichenöffnungen beyde Lungen aller Orten angewachsen gefunden, und diese Personen hätten dennoch bey Lebzeiten ohne alle Beschwerde Luft schöpfen können, wie ich selbst einen oder ein paar dergleichen Fälle beschrieben habe; folgt denn hieraus, daß dieses Anwachsen der Lungen niemals der Grund einer Krankheit seyn könne? Wir wissen aus der Zergliederungskunde, daß das Gehirn mit seinen Häuten den Kopf eben sowohl ausfüllt, als die Lungen nach der Meynung vieler Aerzte die Brust-

höhle allezeit genau ausfüllen. Kann man es aber deswegen nicht zu den Ursachen der Krankheiten rechnen, wenn die weiche Hirnhaut mit der harten, oder diese mit jener verwachsen ist? Da man besonders aus Leichenöffnungen gesehen hat, daß diese Häute unter einander verwachsen gewesen sind, ohne daß man bey Lebzeiten solcher Personen den mindesten davon herrührenden Fehler der Gesundheit jemals wahrgenommen hatte? Ich selbst weiß solche Fälle, aber ich weiß auch im Gegentheil andre, wo ich bey der Oeffnung fand, daß dieser Fehler der einzige Grund des Schlagflusses, der Fallsucht, der Zuckungen, der Tollsucht und andrer Haupt- und Nervenkrankheiten gewesen war. Der Herzbeutel wird, nach der Meynung des Herrn von Haller, in Addendis ad Tom. I. Elem. Phys. beständig von der Oberfläche des Herzens genau berührt, „es müßte sich denn zuweilen ein „wenig flüßiges Wasser dazwischen setzen:“ ist aber deshalben das Verwachsen des Herzbeutels mit dem Herzen niemals der Grund des Herzklopfens und andrer Krankheiten? Ich weiß aus eigner Erfahrung sowohl, als aus Schriften, worinnen Geschichten von Leichenöffnungen erzählet sind, daß Personen, bey welchen der Herzbeutel mit dem Herzen zusammengewachsen war, ihr Leben ohne die mindesten daher rührenden üblen Zufälle zugebracht haben, dahingegen andre, bey denen man es nach ihrem Tode so fand, beständig krank und höchst elend gewesen sind.

Wenn aber jemand von mir zu wissen verlangte, woher es käme, daß dieser gesund ist, wenn gleich der Herzbeutel mit dem Herzen, die Hirnhäute unter einander, und die Lungen an das Ribbenfell angewachsen sind, ein andrer aber deshalber viel ausstehen muß? so antworte ich zwar obgedachtermaßen überhaupt, daß es scheine, als ob einige Personen an die

Ursachen der Krankheit so gewöhnt wären, daß sie dieselbe vermöge ihrer guten Natur überwinden, andre aber so schwach wären, daß sie die Wirksamkeit dieser Ursachen nicht verhindern könnten; jedermann aber wird leicht einsehen, daß diese Antwort nicht hinreichend sey, viele Fälle aufzulösen, wenn er besonders mit mir bedenket, daß sowohl in den Schriften andrer Aerzte, als auch selbst in diesen Abhandlungen Tom. II. und VI. Krankengeschichten befindlich sind, woraus man statt aller Antwort lernet, daß unsre Kenntniß von dem Leben der Menschen und dem Umfange des Lebens noch gar klein sey, und wir hier nur im Finstern tappen. Man lese hierüber meine Vindicias contra Hallerum von pag. 232. bis pag. 236. nach.

Aus allen diesen und unzähligen andern sowohl in den erstern Theilen dieser Abhandlungen, als auch in andern Sammlungen medizinischer Beobachtungen erzählten Sectionsgeschichten sehen wir sonnenklar, daß in dem menschlichen Körper mechanische, festsitzende wichtige und langwierige Ursachen immerwährender Krankheiten verborgen liegen können, welche theils niemals wirksam werden, theils nur in einzelnen Zeitpunkten, theils immer fortdaurende Krankheiten erzeugen: und daß sich derjenige oft gröblich irren würde, der bey einer Krankheit, die nicht beständig fortdauret, läugnen wollte, daß sie eine beständige Ursache haben könnte. Wenn diese beständige Ursachen eine beständige Krankheit erregen, so vertreten sie die Stelle der vorbereitenden und gelegenheitlichen Ursachen zugleich, wenn sie aber eine aussetzende Krankheit erzeugen, so hat es das Ansehen, als ob diese vorbereitenden Ursachen oft keine gelegentlichen anträfen. Wie es aber zugehe, daß oft wirklich alle nächste Ursachen da sind, und demohnerachtet keine Krankheit entstehet, darauf habe ich bereits oben geantwortet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0297
DFG

Drittes Kapitel.

Von der Sackwassersucht und von den Wasserblasen.

§. 1. Wird die sonderbare Krankengeschichte einer Weibsperson, welche im 3ten Kap. des 4ten Theils S. 56. fgg. und Th. 5. Kap. 2. §. 4. weitläuftig erzählet worden ist, wiederholet, und das Ende derselben mit dem Tode dieser Person hinzugefügt. Merkwürdige Leichenöffnung derselben, die die Lehre von den Wasserblasen erläutert. Eine Frage von dem Nutzen und der Natur der obersten Hirnhöhlen. §. 2. Die Leber, die man bey Lebzeiten der Person für verhärtet hielt, war, wie sich nach dem Tode derselben auswieß, durchaus voller Wasserblasen. §. 3. Zwo Wasserblasen an den Brüsten, die wir für krebsartige Verhärtungen gehalten hatten, bey dem Ausschneiden aber fanden, daß wir uns geirret hatten. §. 4. Die sehr große Halsdrüse, (glandula Thyroidea) welche ausser andern Gattungen von Gewächsen, auch aus grossen mit Wasser, Eiter, Blut und Jauche gefüllten Blasen bestand. §. 5. Verschiedene theils selbst beobachtete, theils von dem berühmten Morgagni erzählte Beyspiele beweisen, daß verhärtete Geschwulsten der Drüsen und drüsigen Theile oft Skropheln oder Drüsenkrebsen gleichen. §. 6. Sonderbarer Ursprung der Wasserblasen bey einem Manne, welche wir erst bey der Oeffnung seines Leichnams entdeckten, zuvor aber für einen unvollkommnen Leistenbruch oder skirröse Geschwülste im Unterleibe gehalten hatten. §. 7. Untersuchung

der ganzen Lehre von den Wasserblasen, wo sich endlich ergiebt, daß wir anstatt zu sagen, was eine Wasserblase sey, nur gesagt haben, was sie nicht sey. §. 8. Zehn pathologische und praktische, aus diesem allen gezogene Lehrsätze.

§. 1.

Ich habe in verschiedenen Theilen dieser Abhandlungen über diesen Gegenstand bereits viel und mancherley geschrieben, weil sich aber immer wieder neue Bemerkungen sammlen, so will ich diese in gegenwärtigem Abschnitte erzählen.

Ich will da anfangen, wo ich Th. 5. Kap. 2. §. 4. aufhörte, denn die elende Weibsperson, von der ich da handelte, ist nunmehro gestorben, und ich habe also Gelegenheit gehabt, die Ursachen ihrer vorher dunklen Krankheit näher zu beleuchten.

Den Herbst und den größten Theil des Winters im Jahr 1760 hat sie, weil sie selbst keinen Arzt um Hülfe ersuchen wollte, elend und hülflos zugebracht. Den dritten Februar 1761 kam sie aber zu mir, mit einem ganz ungeheuer dicken Bauche, der beynahe spitzig war, und nirgends, ausser an einem kleinen Fleckgen in der linken Seite des obern Theils, (Epigastrii) eine schwankende Bewegung zeigte. Sie bat, man sollte ihr zum drittenmale die Wasser abzapfen: wir überlegten es eine lange Weile, und machten unsre Betrachtungen über ihren Zustand, kamen aber zu keinem festen Entschlusse: denn aus ihren vorigen Umständen wußten wir, daß sie theils die Bauchwassersucht, theils die Sackwassersucht hatte: nunmehro aber fühlte man, wie gedacht, kaum

noch ein wenig Hin- und Herschwanken des Wassers in ihrem Bauche. Inzwischen war es doch so nöthig, ihr Leben und Kräfte zu fristen, und sie dem Anscheine nach der Erstickung so nahe, auch ihre Beklemmung, welche ihr ganzer sieben Wochen keinen Augenblick Schlaf verstattet hatte, so groß, und sie bat uns so dringend, ihr schleunige Hülfe zu verschaffen, daß wir uns endlich zur Abzapfung entschlossen, und an dem Oberbauche zur Seite des Nabels an dem Orte, wo, wie oben gemeldet worden, einige schwankende Bewegung zu spüren gewesen war, den Stich machten; in der Hoffnung, es sollte daselbst das Wasser aus dem ganzen Bauche herauslaufen, wenn man sie in die gehörige Lage brächte, und den Bauch ganz gelinde aufwärts drückte, damit die tiefer befindlichen Wasser sich heraufziehen könnten.

Diese unsre Hoffnung aber schlug fehl. An dem Orte, wo wir eine Bewegung der Wasser zu fühlen geglaubt hatten, war ein Sack befindlich, der voller zäher schleimiger Feuchtigkeit und drey Zoll tief war, und weil die Feuchtigkeit zu zähe war, so wollte beynahe gar nichts herauslaufen.

Dieser mißlungene Versuch ließ uns überdies besorgen, es möchte an dem Orte, wo wir den Stich gemacht hatten, der Brand darzu schlagen, wie in dergleichen Fällen gewöhnlich ist. Ich verordnete daher gegen den Husten den Meerzwiebelsaft, gegen den Brand aber die Fieberrinde, die auch meinen Wünschen vollkommen entsprach, in sofern dadurch dem Brande vorgebeuget wurde. Die übrigen Zufälle hingegen nahmen überhand, sie hatte beständig Uebelkeiten und unbezwingliches Brechen, und die Eßlust war ganz und gar verloren.

In dieser Noth war der Wein ihre einzige Linderung. Ich gab ihr daher einige Tage lang nichts

anders, als Eydotter mit Wein und Wasser gerührt, nebst etwas geröstetem Brode. Ueberdies ließ ich ihr täglich ein Klystier geben. Hierdurch wurde sie zum Verwundern gestärkt, bekam sanften Schlaf, gute Eßlust, und lernte auch wieder andere Speisen verdauen. Da sie sich aber ausserordentlich wieder nach Hause sehnte, so wurde sie am 5ten März aus dem Krankenhause entlassen.

Endlich wurde sie am zehnten des Heumonats zum letztenmale zu uns gebracht. Ihr Bauch war ungemein aufgetrieben, und es war jezt noch eher als das vorigemal ein gewisses Hin- und Herschwanken der Wasser im selbigen zu spüren; sie hatte einen Vorfall der Mutterscheide, ihre Augen und Schläfe waren eingefallen, man fühlte kaum noch einen Pulsschlag, und das Brechen hatte schon ganzer drey Tage lang angehalten. Letzteres wurde endlich am sechsten Tage gestillet; ihre übrigen Uebel aber nahmen zu, sie hatte keinen Schlaf, ward wahnwitzig, und starb endlich am 17ten des Heumonats, nachdem sie ganzer drey Tage mit dem Tode gerungen hatte.

Die Leichenöffnung in diesem Falle recht zu machen, war schwer, noch schwerer aber ist es, die sonderbaren Umstände deutlich aus einander zu setzen, so daß man sich nicht leicht einen richtigen Begrif davon wird machen können, wenn man nicht selbst alles mit angesehen hat.

So ausgezehrt sie in ihrem Leben war, so war auch ihr Leichnam, den Bauch ausgenommen. Wir wollten eigentlich die Bedeckungen und Muskeln des Unterleibes erst wegnehmen, und nachher das Bauchfell vorsichtig aufdecken, damit man die Schwulst, welche ganz spitzig hervorragte, und den ganzen Unterleib in unverrückter Lage betrachten könnte. Aber

eben dies Bauchfell verstattete uns dieses schlechterdings nicht, weil es an vielen Orten mit den darunter liegenden Theilen so fest verwachsen war, daß man es gar nicht lostrennen konnte. Wir mußten es also allenthalben durchstoßen, und da floß überall eine gelbe Gallerte, welche in besondern Beuteln enthalten war, heraus. Wenn wir in diese Beutel den Finger hineinbrachten, so trafen wir wieder an die Häute anderer Beutel, und wenn wir diese durchstiessen und drückten, so gieng eine der vorigen ähnliche Feuchtigkeit heraus, welche so zähe war, daß sie kaum fliessen konnte.

Nach einer langen, ekelhaften und äußerst schmutzigen Untersuchung fanden wir, daß es nicht die Gebärmutter war, die eine so spitzig hervorstechende Geschwulst im Bauche machte, wie wir Th. 5. S. 245. muthmaßten. Denn die Gebärmutter war kleiner, als sie sonst zu seyn pfleget, die Mutterscheide aber verlängert, und reichte so hoch hinauf, daß sie vier Finger breit über das Becken hervorragte. Der Eyerstock auf der linken Seite war zwar hart, aber nicht größer als gewöhnlich, und die Muttertrompete klein. Als man die Gebärmutter geöffnet hatte, so konnte man mit einiger Behutsamkeit ein Stäbgen in die Oeffnung der rechten Muttertrompete hineinbringen, und sehen, daß letztere einen Finger breit von der Gebärmutter sich auf einmal in einen so großen Sack verwandelte, daß der ganze ungeheure Unterleib sowohl linker als rechter Hand, und in der Mitten davon ausgefüllt war. Ueberdies war dieser Sack dicke, ungestalt, inwendig glatt, und voll klebricher zäher Jauche. Ferner waren in diesem Sacke zwey Gewächse enthalten; eins auf dem Boden desselben nahe an der Gebärmutter: dieses war eyrund, eingedrückt, einer flachen Hand groß, mit einer glatten

Haut überzogen, und in Fächer getheilt, welche ebenfalls voll zäher Jauche waren: das andre, auf der rechten Seite des Sackes; und das war rund, roth, voller kleiner Erhabenheiten, und wie die Faust eines zweyjährigen Kindes groß.

Weil wir rechter Hand keinen Eyerstock fanden, so fielen wir darauf, ob nicht etwa eins dieser Gewächse der Eyerstock seyn möchte, und wahrscheinlicher Weise war es dasjenige, das der Gebärmutter am nächsten lag: und vermuthlich war die Muttertrompete zuerst an den Eyerstock angewachsen, hatte sich nachher um den untern Theil des Eyerstocks widernatürlich herumgeschlungen, endlich aber diesen ganz umfasset, so daß er nun in dem Gewächse darinnen stack. Und eben diese Gewächse waren es, die in dem hohlen Sacke hervorragten, ausserdem waren noch mehrere zugegen, kleinere und größere, unter andern eins, das größer als einer Mannsfaust war. Diese stacken zwischen den dicken Häuten des Sackes, und verursachten, daß selbiger inwendig sowohl als auswendig sehr und voller Erhabenheiten war. Auch diese waren so wie die vorigen mit zäher dicker Jauche angefüllt. Der Boden des Sackes war in dem Oberbauche. Ich sagte aber, daß dieser Sack den Unterbauch sowohl rechter als linker Hand, aber nirgends den andern Theil bey und unter dem Nabel angefüllt habe, daher auch in dieser letztern Gegend der Bauch gleichsam zugespitzt zu seyn schien, als wenn die Frau schwanger wäre. In diesem Raume nun befand sich ein andres besondres Gewächs, welches vorwärts an den großen Sack angewachsen, und so groß als ein Menschenkopf, hinterwärts eben, vorwärts erhaben, und aus einer Menge Wasserblasen zusammengesetzt war. Diese Wasserblasen waren unter einander verwachsen, und stellten daher eben so viele besondere

Beutel vor, wovon einige schwach und dünne, andre dick und stark waren, ungleiche Häute hatten, und allerseits voll braunen, gelben und grünlichen zähen Schleims waren.

Noch ein anderes Schauspiel machte uns das Bauchfell. Dieses war an dem großen Sacke rings herum, so weit es denselben berührte, so angewachsen, daß sich niemand hätte vorstellen sollen, daß es das Bauchfell wäre. Denn sowohl da, wo es auf dem großen Sacke auflag, als auch auf der ganzen Oberfläche des Unterleibes, und in dem ganzen Umfange um die Eingeweide des Unterleibes herum war es mit kleinen Schwielen bedeckt, welche in Beutel abgetheilt und mit eben solchen zähen Schleime angefüllt waren: und diese Beutel waren so in das große Gewächs am Nabel hineingewachsen, daß man keins von dem andern absondern konnte.

Die Därme kannte man kaum. Denn sowohl die weiten als die engen Därme lagen so unordentlich durch einander und waren so verwachsen, daß man beym ersten Anblicke gar nicht hätte glauben sollen, daß es Därme wären. Um alle Därme herum waren, wie auf beyden Seiten des Darmfells, Wasserblasen herausgewachsen, und diese giengen so in einander, und die Därme hatten sich dergestalt in einander verschlungen, verwickelt und verzogen, daß sie gar keine Aehnlichkeit mit Därmen hatten: auch in diesen Wasserblasen war nichts anders, als zäher Schleim und eine scharfe Jauche befindlich. Wunderbar war es inzwischen, daß die Harnblase an ihrem gewöhnlichen Orte lag, und indeß sie vom Bauchfelle in ihrer Lage erhalten worden war, die Mutterscheide, wie oben gesagt worden, darüber herausgetreten war, und sich unterwärts gesenket, und einen Vorfall gemacht hatte, da gleichwohl die Harnblase und die Mutter-

scheide noch wie gewöhnlich an einander anhiengen. Die Schwere des auf der Blase aufliegenden Sackes mochte vermuthlich verhindert haben, daß jene nicht mit der Mutterscheide zugleich in die Höhe getreten war: da im Gegentheil bey dem Manne, dessen Geschichte wir Th. 6. Kap. 4. erzählten, das Gewächs am rechten Hoden den Mastdarm nicht aus seiner Lage verschoben, sondern die Harnblase bis an den Rand des linken Darmbeins gedränget, und mithin die Harnröhre verlängert hatte.

Die Brusthöhle war ungemein enge, rechter Hand war sie von dem erhabensten Orte des Zwerchfells bis oben an die Schlüsselbeine nicht weiter als vier Zoll, und linker Hand fünf Zoll. Die Lungen waren gut, nicht so gar derb, und nirgends als in der Gegend der Gurgel an das Ribbenfell angewachsen: in der rechten Herzhöhle stack ein großer weißer Schleimpfropf, der bis in die Lungenschlagader gieng: in der linken Herzhöhle ein um die Hälfte kleinerer, der mit einem andern in dem Herzohr zusammengewachsen war.

Die Blutgefäße in der weichen Hirnhaut strotzten vom Blute: die obersten oder Seitenhirnhöhlen enthielten kaum ein paar Tropfen Lymphe: waren aber vollkommen weit, groß und gewölbt. Wie muß es wohl kommen, daß da im Hirnschädel alles so voll ist, daß das Gehirn, sobald der Druck der äußern Theile wegfällt, in Schwämme auswächst, dennoch die Gewalt des ganzen Gehirns und des dahingehenden Blutes nicht auf diese Höhlen, welche wir so oft ganz leer gefunden haben, drücket und sie zusammenpresset? Warum ist das Adergeflechte in diesen Höhlen, wenn sie leer sind, nicht allezeit widernatürlich erweitert und voll Wasserblasen?

Wenn wir diese ganze Zergliederungsgeschichte erwägen, müssen wir uns nicht über die ganz ausserordentlichen Abweichungen verwundern, welche in unsern innern Theilen vorkommen können? Wie oft verwandelt sich die von Natur so enge Muttertrompete in einen ungeheuer großen unförmlichen Klumpen, den man fast gar nicht für das ansieht, was er vorstellen soll! Was ist aber denn der Ursprung und die Ursache so vieler tausend Wasserblasen, die man hier in jedem innern Werkzeuge und in jedem häutigen Theile fand? Man vergleiche mit gegenwärtiger Geschichte diejenige, die wir Th. 4. Kap. 3. S. 79. von einer Weibsperson anführten, in deren Bauche eine Menge Wasserblasen waren: so wird man, so wie aus folgenden Erzählungen, überzeugt werden, daß dieser Theil der Arzneykunde noch sehr dunkel sey.

§. 2.

Am vierzehnten Hornung dieses Jahres schickte mir der aufmerksame Physicus des spanischen Krankenhauses, Herr Hazenohrl, und sein würdiger Gehülfe, Herr Lascowitz, die Leber eines den Tag zuvor in ihrem Krankenhause verstorbenen Menschen zu, und ließ mir zugleich folgendes von der Krankheit desselben sagen:

Ein junger Mensch von vier und zwanzig Jahren hatte seit vier Jahren eine Geschwulst am ganzen Oberbauche gehabt, doch war sie in der Mitten und auf der rechten Seite stärker gewesen. Gleichwohl hatte er sich dadurch nicht abhalten lassen, die Wundarzneykunst zu erlernen, und war schon bis zur Stelle eines Assistenten des Chirurgi im spanischen Krankenhause gelanget, als er am vierten Hornung in eine hitzige Krankheit verfiel. Den fünften Tag des

Fiebers fieng er an, irre zu reden, und als das bis zum neunten gewähret hatte, starb er.

So aufgetreten sein Bauch war, so fand man doch kein Wasser darinnen. Die Leber aber war von ausserordentlicher Größe, und schien äußerlich mit einer Menge Knoten besetzt zu seyn. Herr Hazenohrl hatte nebst seinem Gehülfen einen davon geöffnet, als er aber etwas ungewöhnliches daran entdeckte, so beschloß er, die ganze Leber nebst allen daran hangenden Beulen unberührt zu mir zu schicken. Da er das große Gewächs aufgeschnitten hatte, welches an der vordern Seite des rechten Lappen der Leber, und einigermaßen nach der kleinern Hälfte zu lag, sahe er zu seiner großen Verwunderung, daß sogleich viele Pfund Feuchtigkeit, (wie er es schätzte, denn genau konnte er nicht bestimmen, wie viel es gewesen wäre, weil kein Gefäß bey der Hand gewesen war, worinnen es aufgefangen werden konnte,) herausdrangen, und ihn über und über besprützten. Als die Lymphe heraus war, erblickte er eine weiße, dicke, an vielen Orten durchsichtige Haut, welche auf der hohlen Fläche der Leber zwar überall genau auflag, nirgends aber fest anhieng oder angewachsen war. Diese legte er wieder an ihre Stelle, wie sie gelegen hatte, und sandte sie mir nebst der ganzen Leber zu.

Ich habe diese Masse deswegen eine Haut (membrana) genannt, weil ich keinen andern Namen weiß, den ich ihr geben könnte: aber das, was man eigentlich eine Haut zu nennen pflegt, war es nicht. Denn es war zwar weiß und dicke, man mochte es aber entweder mit bloßen Augen, oder mit einem Vergrößerungsglase betrachten, so konnte man doch nicht anders sehen, als daß es weder aus Gefäßen, noch aus Fasern zusammengesetzt war: sondern es glich dem Eyweiße, wenn man es in eine breite

Schüssel ausgiesset, und gerinnen läßt: und zerriß, als wenn man es mit einem Messer zerschnitten hätte. Die hohle Fläche der Leber selbst war so ganz glatt und glänzend.

Als ich das zwote Gewächs in eben diesem Lappen der Leber öffnete, so fand ich Wasserblasen, nicht aber eine einzige, wie in dem ersten, die die ganze Hohlung genau ausfüllte, sondern eine Menge, die frey herumschwammen, und nirgends auch nur im mindesten anhiengen, auch keine Spur zeigten, daß sie irgendwo mit einem Stiele angehangen hätten, dabey an Größe so verschieden waren, daß die kleinsten kaum eine Linie, die größern einen Zoll und die allergrößten wohl anderthalb Zoll im Durchmesser hatten.

Die dritte Höhle im linken Lappen der Leber war voll eben solcher Wasserblasen, wie diese.

Viertens fand ich eben solche Wasserblasen nicht in der Höhle der Leber, sondern an einem großen länglichten Körper, der oben an die äußerste Spitze des linken Lappen der Leber angewachsen war, und wie die Milz aussahe, gleichwohl aber die Milz nicht war: denn man hatte zuvor ausser diesem Gewächse auch noch die wahre Milz gefunden. Es war darinnen Wasser und Wasserblasen aller Art enthalten.

Der fünfte Sack war zur rechten Seite der erstern und größten Höhle, und gieng so tief in die Leber hinein, daß man eine Faust hineinlegen konnte; war aber nicht so wie die vorigen mit klarem durchsichtigen Wasser angefüllt, sondern voll schwarzer, sandig anzufühlender Jauche: die in einer einzigen Haut enthalten, die den ganzen Sack auskleidete, und hier und da zerrissen und gefaltet, auch von der Feuchtigkeit, welche sie enthielt, verhärtet war.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0308
DFG

Rechter Hand oben am rechten Lappen der Leber entdeckten wir die sechste Höhle, die größer als die vorige, in zwey Fächer getheilet, und gleichfalls voll dicker und fetter Jauche war.

In der Gallenblase fanden wir zwar wenig, aber doch gelb gefärbte Galle. War nun diese Galle in den nicht ausgehöhlten Theilen der Leber bereitet worden, oder hatte sie sich in der Gallenblase selbst abgesondert?

In der zwoten, dritten und vierten Höhle fand man viele zersprungene Wasserblasen, aus welchen vermuthlich dasjenige Wasser herausgelaufen war, worinnen die übrigen noch ganzen frey herumschwammen. In der fünften und sechsten aber war kein Wasser, sondern eine zähe scharfe Jauche enthalten.

§. 3.

Als ich noch in Holland einstmals mit Hülfe eines geschickten Wundarztes eine krebsartige Verhärtung ausschälen wollte, so geschahe es zu meiner grossen Verwunderung, daß, nachdem die äußern Bedeckungen abgesondert waren, und die Operation nun selbst geschehen sollte, die Geschwulst plötzlich aufbrach, eine Menge Wasser herauslief, und die ganze Brust zusammenfiel. Man heilte die Wunde zu, aber die Beule wuchs wieder, verursachte die heftigsten Schmerzen, und der Balg blieb sitzen. Bald darauf starb die Frau, woran? weiß ich selbst nicht.

Eben dergleichen Vorfall begegnete mir zu Wien. Der gelehrte Professor der Chirurgie, Herr Leber und ich waren beyde der Meynung, daß sich in der Brust einer gewissen Frau, die wir untersuchten, eine Drüsenverhärtung befände, die nirgends angewachsen wäre, und also ausgeschälet werden

könnte. Als wir die Operation machten, so zeigte es sich, daß es nichts als eine Wasserblase von der Größe einer Faust war, welche wegen des rings herum angewachsenen und durch den beständigen Druck verhärteten Zellgewebes so höckerig und ungleich wie eine Drüsenverhärtung anzufühlen war. Aeusserlich hatte sie ein weisses dickes Fell, das leicht zerriß, aber weder aus Fasern, noch aus Gefäßen bestand, und nur deswegen, seiner Dünnheit ohngeachtet, nicht hatte zerspringen können, weil die äußern Bedeckungen und das rund herum angewachsene und verhärtete Zellgewebe von allen Seiten gleich drückten. Diese Wasserblase war strotzend voll Lymphe, ausser selbiger aber befanden sich auch noch vier kleine Wasserblasen darinnen, die frey herumschwommen, und nirgends mit einem Stiele angewachsen waren.

§. 4.

Die Kröpfe findet man in Oesterreich einzeln, häufiger in Steyermark und Cärnthen, in dem weitläuftigen und gesunden Tyrol aber am seltensten, wiewohl sie daselbst, nach dem Bericht einiger Schriftsteller, am häufigsten seyn sollen. Ich bin zweymal durch Tyrol gereiset, und habe genau darauf Acht gehabt, aber gar wenig Personen gesehen, die Kröpfe hatten.

Vor einiger Zeit fand ich bey einer öffentlichen Zergliederung eine ungeheuer angeschwollene Halsdrüse, an welcher sich, zu meiner und meiner Zuhörer größtem Erstaunen, fast alle mögliche Arten von Geschwulsten befanden. Hier war eine Speckgeschwulst, (Steatoma) dort eine Breygeschwulst, (Atheroma) an einem andern Orte eine Eiterbeule, noch an einem andern Wasserblasen; hier füllte geronnenes, dort flüßiges Blut, hier zäher Schleim, dort kalkartige

Materie mit Fett vermischt die Geschwulst aus. Und das alles war in einer einzigen Halsdrüse beysammen.

§. 5.

Im eilften Kapitel des zweyten Theils dieser Abhandlungen vom Jahr 1757 habe ich einige Beyspiele von ähnlichen Gewächsen angeführt, besonders an dem Leichnam eines zehnjährigen Knaben, S. 197-199. und S. 197 und 201 davon das Urtheil gefället, daß einige Beulen dieser Art völlig unheilbar, andre hergegen zwar wegzubringen wären, aber mit der Zeit wieder wüchsen, noch andre endlich ganz gehoben werden könnten, und nie wieder kämen: und es ist sicher und zuverläßig, daß die Wassergeschwülste noch am leichtesten geheilt werden können. Denn wenn ihr Balg springet oder schwindet, so ist es möglich, daß die Lymphe aufgesogen, die Haut, welche die Wassergeschwulst umgab, verzehret, und das verhärtete Zellgewebe durch eine Entzündung oder Eiterung aufgelöset wird. Weil aber alle flüßige Materien, z. B. Blut, die verschiedenen Gattungen von Eiter, Wasser, Blutwasser, u. s. f. in die Masse unsrer Säfte aufgenommen werden können, so ist leicht einzusehen, wie es zugehe, daß dergleichen Gewächse, welche mit solchen flüßigen Feuchtigkeiten angefüllt sind, bisweilen zusammenfallen, und theils von freyen Stücken, theils beym Gebrauch dienlicher Arzeneyen verschwinden, und nie wieder zum Vorschein kommen.

Morgagni erzählt Epist. 50. von seiner Frau, daß sie eine Beule von der Gestalt, Größe und Härte einer Haselnuß gehabt habe. Diese sey plötzlich in einer Nacht vergangen, hätte sich wieder gezeiget, wäre dann wiederum auf einmal verschwunden, und nie wieder zum Vorschein gekommen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0311
DFG

Und Epist. 27. sagt er: „Man weiß, daß eine „jede Drüse nach und nach auftreten und hart wer„den kann, ohne daß ein Fieber vorhergegangen seyn „darf, und daß an allen Drüsen eben das geschehen „kann, was an den Halsdrüsen sich oft zuträgt, wenn „sich Kröpfe ansetzen, die den Aerzten und Wund„ärzten oft viel Mühe und Noth machen. Zuweilen „aber geschiehet es doch, daß sie sich weit leichter, als „man glaubte, wegbringen lassen. So erinnere ich „mich eines Falles, da ein siebenjähriges Mädchen in „Venedig eine große harte Geschwulst an der Ohren„drüse bekam, die man vor Schmerzen nicht mehr „anrühren durfte; nach und nach aber vertheilte sich „alles, die stockende Materie gieng zurück, die Drüse „wurde vollkommen natürlich, und meines Wissens „hatte man nichts damit gethan, als daß man sie mit „Ziegelöl (Oleum philosophorum) bestrichen hatte.“

Er fährt fort: „Valisneri hat mich mehr als „einmal versichert, es sey einmal eine Bauersfrau mit „ihrer neunjährigen Tochter, die einen Kropf am „Halse gehabt, zu ihm gekommen, und weil sie arm „und das Mädchen noch so jung gewesen, so hätte er „ihr weiter nichts gerathen, als sie solle dem Kinde „einen leichten Wein, der zuvor auf sogenannte Keller„eseln gestanden, zu trinken geben. Diese hätte es „gethan, aber allezeit mehr von diesen Insecten ge„nommen, als er ihr befohlen, und davon hätte das „Kind einen ungewöhnlichen häufigen Abgang vom „Urin bekommen. Nach Verfluß eines Monats wä„re die Frau nebst ihrem Kinde wiedergekommen, da „er denn zu seiner großen Verwunderung gesehen „hätte, daß der ganze Kropf völlig verschwunden „gewesen.“

Noch mehrere Beyspiele von harten Gewächsen und Beulen, worinnen aber nichts als flüßige Feuch-

tigkeiten enthalten gewesen, erzählet Morgagni Epist. 50. von Nr. 31 bis 36, das allermerkwürdigste aber Epist. 29. Nr. 12.

Zu Anfange dieses Jahres hatten wir in unserm Krankenhause einen ähnlichen Fall. Eine Frau von vierzig Jahren war vor zwey Jahren niedergekommen, und hatte erst ihr Kind allein, hernach aber neben demselben noch ein anderes Kind gesäuget. Einige Zeit schien sie sich ganz wohl dabey zu befinden, aber in der Mitte des Monats März 1761 bekam sie einen Schmerz in der Seite, und dieser währete bis in den Sommer. Sie entwähnte alsdann beyde Kinder, ließ sich eine Ader öffnen, und ihr Seitenschmerz verlor sich zwar nach und nach, dargegen aber traten an beyden Brüsten harte Beulen auf, welche die Brüste gewaltig auftrieben, ihr in der Folge die heftigsten Schmerzen verursachten, und dergestalt überhand nahmen, daß ihre beyden Brüste nichts anders, als zwo verschiedene von einander abstehende Beulen zu seyn schienen.

Man hatte ihr als ein Hausmittel gerathen, Nußblätter (Folia Nuciſtae) auf den Rücken zu legen, wovon die harten Brüste weich werden sollten. Sie that dieses sorgfältig, und legte drey Wochen lang täglich fünfmal eine Handvoll frische Nußblätter auf den Rücken. Als sie endlich damit aufhörte, bemerkte man auf dem Rücken eine Beule, in der Größe einer Haselnuß, die immer größer wurde, wogegen sich die Geschwulst und der Schmerz an den Brüsten verminderte. Die Beule auf dem Rücken wurde endlich größer, als zwo Mannsfäuste, und die Brüste fielen so zusammen, daß man kaum noch etwas davon wahrnehmen konnte, da diese Frau doch zuvor schöne große Brüste gehabt hatte.

Da sie äußerst arm war, so schickte sie Herr J. Schreibers, ein guter und erfahrner Arzt hieselbst, am neunten Jenner dieses Jahrs in unser Krankenhaus. Ausser ihrer bisherigen Noth hatte sie seit vierzehn Tagen den Schlucken, Husten und Blutspeyen bekommen. Ich fand die Beule von der Größe eines Kopfs, und weil ich theils wußte, daß darinnen diejenige Materie, welche sich aus den Brüsten dahingezogen hatte, stecken mußte, theils auch fühlte, daß eine Materie darinnen schwappte, so ließ ich sie öffnen. Es floß eine große Menge Eiter und Blut heraus, die Beule aber blieb ziemlich eben so groß als vorher. Es giengen alle Tage viele Stücken Zellgewebe zur Oeffnung heraus, und die Beule fiel nach und nach dergestalt zusammen, daß sie in anderthalb Monaten vollkommen geheilt war.

Nun fragt es sich, ob die Versetzung dieser Materie aus den Brüsten in diese Beule ein Werk der Natur gewesen, oder ob die Nußblätter die Kraft gehabt haben, sie dahin zu ziehen? Es steckt in diesen Blättern etwas würzhaftes und mithin etwas reizendes: wir finden auch, daß ihnen eine auflösende, zertheilende und stärkende Kraft zugeschrieben wird. Der vortrefliche Hoffmann lobt das Nußöhl als eine schmerzstillende Arzeney, und räth, man solle bey Krämpfen den leidenden Theil mit einem Balsam bestreichen, der aus der Essentia Nucistae, Essentia Croci und Aqua Anhaltina bestehet.

Wiederholte Versuche müssen uns erst die Beantwortung obiger Frage mehr aufklären: inzwischen werden dadurch die Bemerkungen des Morgagni bestätiget, daß alle noch flüßige Feuchtigkeiten und ausgetretene Säfte, welche Beulen, Geschwulst oder Härte verursachen, sowohl völlig als zum Theil, entweder auf eine Zeitlang, oder auf immer von dem

Orte, wo sie sich gesammlet hatten, weggehen, und entweder an andern Orten Beulen machen, oder sich widernatürliche Auswege bahnen, oder durch die ordentlichen Ausleerungswege des Körpers abgehen können.

§. 6.

Zu Anfange des Jahres 1744 stürzte ein langer fleischiger Mann bey finsterer Nacht von einer Höhe bey Delfft in den Fluß hinab. Mit Mühe und Noth errettete man ihn aus dem Wasser, worauf er als öffentlicher Gesandter der Republik in der strengsten Kälte noch viele Tage weiter reisen mußte. Bald darauf kam in den Weichen auf der linken Seite eine Beule zum Vorschein; weil sie ihm aber gar keine Unbequemlichkeit verursachte, so sagte er ein ganzes Jahr niemand etwas davon. Zu Anfange des Jahres 1745 hatte diese Beule, in ihrer breitesten Fläche, vier, und an der schmälsten zween Zoll im Durchmesser. Er empfand im linken Schenkel einen gewissen stumpfen Schmerz; bald fanden sich auch andre üble Zufälle dabey ein, und er ließ also mich nebst zween Wundärzten holen.

Die Beule war hart anzufühlen, höckerig, ohne Schmerz, und gieng unter der Flechsenverbreitung des äußern schiefen Bauchmuskels aus dem Unterleibe, und verbreitete sich theils nach oben, theils unterwärts. Beym Anfühlen der Beule bezeigte er wenig Empfindung, hingegen klagte er öfters über eine Bangigkeit, (wie er es nannte,) im Unterleibe, bald an dieser, bald an jener Stelle, und erzählte uns, daß diese besonders in der Nacht so zunähme, daß er oftmals aus dem Bette aufstehen müsse. Leibesöffnung bekam er fast nie, wenn man ihm nicht mit Arzeneyen zu Hülfe kam; der Urin gieng sparsam

ab, er hatte öftere Uebelkeiten, aber selten Brechen, und wenn sich dieses einfand, so erbrach er sich doch nur wenig; auch war der linke Schenkel geschwollen. Anfänglich fiel man auf die Vermuthung, es wäre ein Schenkelbruch; nachher hielt man es für eine Verhärtung, die mit ihrer langen Wurzel in das Becken hineingienge, und den Mastdarm sowohl, als die Harnblase drückte. Diese zweifelhaften Anzeigen brachten uns auf diese und jene Hülfsmittel, welche aber alle nichts halfen: endlich fanden sich noch kleine Ohnmachten ein, und den fünf und zwanzigsten Tag, von meinem ersten Besuche angerechnet, starb er.

Wir öffneten ihn, und fanden, daß diese Beule inwendig hohl, voller Jauche, Schleim und einer eiterartigen Materie war, aus den Weichen sich in das Becken linker Seits hinüberzog, und da zwischen dem Mastdarme und der Blase fest saß, auch allenthalben eben so wie in den Weichen aus hohlen mit Schleim und Eiter angefüllten Beulen bestand. Ueberdies fanden wir in der linken Niere, welche ziemlich groß war, zwo Wasserblasen, wovon die eine einen halben, die andre einen ganzen Zoll im Umfange maß. Beyde aber hiengen nicht an der Niere, sondern befanden sich inwendig in der Borkensubstanz derselben. Alles übrige war wie bey einem gesunden Menschen.

Es mußten also von dem Schrecken, von der Gewaltsamkeit des Falles, und von der im Wasser sowohl als nachhero auf der Reise erlittenen Kälte sich diese Wasserblasen im Bauchfell erzeuget, und nach und nach immer mehr verhärtete und schwielige Häute bekommen haben, diese mochten auf die Nerven, die Gefäße in den Weichen, den Mastdarm und die Blase gedrücket, und die natürlichen Verrichtungen dieser Werkzeuge gehindert haben, und daher auch, wie natürlich, die Bangigkeiten, Uebelkeiten, das Er-

brechen, die Schlaflosigkeit, die Ohnmachten, u. s. f. entstanden seyn, wovon dieser Herr sterben mußte.

Wir haben nun bereits eine ziemliche Anzahl solcher Bemerkungen erzählet, und halten es dahero für dienlich und nöthig, nach pathologischen Grundsätzen zu untersuchen, was für eine Bewandniß es eigentlich mit den Balggeschwülsten, und besonders mit den Wasserblasen habe.

§. 7.

Hippokrates und viele andre Aerzte unter den Alten bezeichneten mit dem Namen Hydatides ganz etwas anders, als wir jezo darunter verstanden wissen wollen. Wir wollen diesen Unterschied jezo nicht aus einander setzen, sondern nur die verschiedenen Meinungen der Neuern von dem Ursprunge, der eigentlichen Beschaffenheit und dem Wachsthume der Wasserblasen durchgehen, wiewohl man zur Zeit noch nirgends etwas zuverlässiges und allgemein für wahr anerkanntes davon findet. Des Spigelius, Thomas Bartholinus, Diemerbroecks und Etmüllers Meinung findet man in Sepulcret. Tom. II. des Maloet und Morands Meinung in den Mem. de Paris. des Monro Meinung in den Edinburgischen Versuchen. Die Comment. Litterar. Norimberg. Warthon Bidloo in einer besondern Abhandlung, Boerhaave in Epist. de Glandulis ad Ruischium geben gleichfalls einige Nachricht davon. Grashuis hat eine eigne Abhandlung davon geschrieben: auch einige alte griechische Aerzte erwähnen derselben, und wenn man alles, was in diesen Schriften über diesen Gegenstand gesagt worden, zusammennimmt, so ist es folgendes:

1) Einige sind der Meinung, die Hydatiden wären nichts anders, als ausgeartete Drüsen. Allein

dies läßt sich nicht hinlänglich durch die Erfahrung beweisen. Wenn eine ausgetretene Feuchtigkeit in einer Drüse stocket, so offenbaret sich die Abartung der Drüse leicht, besonders bey Leichenöffnungen. Nun gehe man alle die Bemerkungen durch, die wir erzählet haben, nirgends wird man eine Spur hievon entdecken, sondern vielmehr solche Umstände an den Wasserblasen wahrnehmen, die das Gegentheil darthun. Das ist allerdings nicht zu läugnen, daß man oft Drüsen findet, die mit Wasser, Eiter von allerley Art, und mit Blut angefüllt, und davon widernatürlich ausgedehnet und hart sind; daraus folget aber nicht, daß eine jede Geschwulst, welche voll Wasser oder Eiter oder Blut u. d. gl. ist, eine Drüse seyn müsse.

2) Andere glauben, die Wasserblasen erzeugeten sich in den Lymphengefäßen also, daß sich ein solches Gefäß zwischen allen darinnen in Menge befindlichen Klappen ausdehnte, und die Form einer Kugel annähme, wenn nämlich um irgend einer Ursache willen die Lymphe, welche vorwärts gehen sollte, rückwärts träte, und sich mithin selbst den Ausgang versperrte. Meines Erachtens aber könnte auf diese Weise nur eine einzige Wasserblase entstehen, nicht aber ganze Klumpen an einanderhangender Wasserblasen, dergleichen sich öfters in der Gebärmutter bilden, oder aus selbiger herausgehen; und eben so wenig eine Menge einzelner Wasserblasen, dergleichen man bey Leichenöffnungen findet. Denn wenn die Lymphe, anstatt vorwärts fortzugehen, zurücktritt, und eine einzige Klappe so ausdehnt, daß sie die Oeffnung verschliesset, so ist der Weg versperret.

3) Andere meßen die Erzeugung der Wasserblasen Würmern bey. Die Hypothese, daß alle Krankheiten von Würmern entstehen, ist überhaupt ein Hirngespinst eines ausschweifenden Genies, und

gründet sich auf eine Menge Voraussetzungen, die mit nichts anders, als einzelnen wenigen Erfahrungen bewiesen werden können, welche mehr unter besondre Fälle zu rechnen sind, in die Pathologie überhaupt aber keinen Einfluß haben. Und auch in unserm Falle hat diese Lehrmeinung ihr gewöhnliches Schicksal gehabt, daß zwar verschiedene die Erzeugung der Wasserblasen Würmern zugeschrieben, oder diese Hypothese von ihren Vorgängern angenommen haben, nie aber jemand sie ernstlich zu vertheidigen unternommen hat.

4) Noch andre glauben, die Klappen der Lymphengefäße, in welchen die Lymphe einer Verstopfung halber nicht vorwärts fortgetrieben wird, sondern sich vielmehr rückwärts dränget, füllten sich mit Lymphe und schwöllen davon an; diese stockende Lymphe triebe ihre schleimigen und zähen Theilgen von dem Mittelpuncte nach aussen zu, und hieraus erzeugte sich die äußere Haut der Wasserblase. Wenn nun die Feuchtigkeit in der solchergestalt gebildeten Höhle noch immer eine innerliche Bewegung hätte, so wirke diese gleichsam aus einem Mittelpunkte, und so würden die dickern Theilgen wiederum nach aussen getrieben, und dadurch eine andre Haut erzeuget, und auf diese Weise bildeten sich die kleinen Hydatiden, welche in der großen frey herumschwämmen.

Künstlich genug ausgedacht; wenn nur das alles auch so wahr wäre! Aber es wird hier drey- bis viererley als wahr vorausgesetzt, ohne den mindesten Beweis dafür zu haben. Ferner sollen sich auf die beschriebene Weise Wasserblasen zwischen einer jeden Klappe eines Lymphengefäßes erzeugen können. Mithin würde jede Wasserblase eine abgeartete Haut um sich haben, in welcher Fasern und Gefäße sich befänden. Warum findet man denn aber sowohl große

als auch kleinere Wasserblasen, die in den großen frey herumschwimmen, und keine andere Bedeckung haben, als eine dem geronnenen Eyweiß ähnliche, die weiß aussieht, schieferig ist, und weder Fasern noch Gefäße hat? Nähme man nun aber an, daß dadurch jene Hypothese sich bestätigte, und daher bewiesen werden könnte, daß sich obgedachtermaßen so wunderbarer Weise die Häute der Wasserblasen erzeugten, so habe ich nur einen einzigen Umstand dargegen zu erinnern. Wir wollen einmal glauben, die Haut der Wasserblase entstände wirklich also, so wird entweder das Lymphengefäß, worinnen sich auf solche Weise eine Wasserblase bildet, allezeit die Bedeckung derselben umgeben, oder alsdann zerspringen müssen, wenn die Wasserblase fertig ist. Wäre das letztere, so frage ich: 1) Warum findet man nie an dem Orte, wo in einem hohlen Eingeweide eine Hydatis stecket, Spuren, Ueberbleibsel oder eine Haut von Lymphengefäßen, welche entweder widernatürlich ausgedehnt, oder zerrissen worden seyn mußten? 2) Wie will man, wenn die Wasserblase sich auf die Weise frey machet, daß sie das lymphatische Gefäß zerreißt, erklären, woher die Menge an einanderhangender Wasserblasen sich erzeugen könne? Und 3) endlich paßt das hieher, was ich wider die Meinung N. 2. von den Wasserblasen eingewendet habe: wenn sie nämlich dann entstehen, wenn ein lymphatisches Gefäß verstopfet ist, und die Lymphe rückwärts tritt, und an eine vorstehende Klappe sich andränget, so kann in einem ganzen Lymphengefäße nicht mehr als eine einzige Wasserblase sich erzeugen; denn sobald eine einzige Klappe aufgezogen ist, und sich nicht mehr niederdrücket, so ist der Weg zu allen übrigen Klappen versperret.

5) Endlich behaupten einige, die die unwiderleglichen Schwierigkeiten der erstern Meinungen ein-

sehen, die Hydatis entstehe in den Zellen der Fetthaut oder des Zellgewebes. Dieser Meinung sind verschiedene große Aerzte zugethan. Theils weil man überall, wo man Wasserblasen findet, mehr oder weniger Zellgewebe antrifft, theils weil man bisweilen in dem Zellgewebe einzelne Zellen zu sehen bekommt, in welchen bald Eiter, bald Wasser, bald Fett, bald eine Gallerte, u. s. f. enthalten ist, und man sich also leicht vorstellen kann, daß auch Wasserblasen sich darinnen am leichtesten erzeugen; theils endlich, weil die Fettzellen so aussehen, als wenn in selbigen noch mehrere kleinere befindlich wären, die gleichsam kleine Fächer vorstellen, und man folglich auf diese Weise erklären könnte, wie in einer Wasserblase noch mehrere Wasserblasen sich erzeugen.

Aber auch diese Meinung hat ihre große Bedenklichkeiten. Wir wollen einmal die in dieser Zellhaut enthaltenen sogenannten Gerstenkörner, Brey- Speck- und Honiggeschwülste, und wie sie sonst heissen, genauer betrachten. Hat wohl jemand gefunden, daß die Bedeckung aller dieser kleinen Geschwülste derjenigen ähnlich sähe, welche die Wassergeschwulst hat, und welche an Farbe, innern Bau, Dicke und Trennbarkeit dem gekochten Eyweiß nahe kommt? Beynahe seit sechstausend Jahren haben die Menschen Gelegenheit gehabt, Wasserblasen zu sehen, und zwar besonders in den Thieren, welche vom Anfange der Welt Gott zum Opfer gebracht, und genau besehen werden mußten, ob irgend etwas widernatürliches daran zu finden wäre, ferner an den Thieren, die zur Aufklärung der philosophischen Kenntnisse geschlachtet wurden, wie auch an Menschen, welche theils nach ihrem Tode einbalsamiret, theils zur Erweiterung pathologischer und anatomischer Kenntnisse zergliedert wurden; und dennoch weiß

man, bey aller vielfältigen Gelegenheit diese Art von Geschwülsten zu sehen, ausser einigen Bemerkungen, daß sie wirklich da sind, nichts gewisses davon zu sagen, und wenn es hoch kommt, so kann man allenfalls eher bestimmen, was sie nicht sind, als was sie sind: so daß wir heut zu Tage in der Theorie von den Wasserblasen nicht weiter gekommen sind, als vor tausend und etlichen hundert Jahren schon Aretäus aus Cappadocien war, der lib. 2. de Cauf. diut. morb. cap. 1. wo er eine Geschichte von Wasserblasen, die man im Unterleibe gefunden hatte, erzählt, sich folgendergestalt ausdrücket: „Woher diese Art von Blasen „kommen, läßt sich nicht wohl entdecken, so wie man „auch nicht gewiß weiß, wie sie sich erzeugen."

§. 8.

Nichtsdestoweniger können wir aus zuverläßigen Bemerkungen viele für die Pathologie nützliche Folgen ziehen, und zur Aufklärung der noch so dunklen Lehre von den Wasserblasen anwenden.

1) Lernen wir daraus, daß die Bedeckungen derselben mehrentheils aus einem solchen Stoff bestehen, daß sie zerspringen, und ihre innere Feuchtigkeit herauslaufen lassen würden, wenn es nicht der auf allen Seiten gleiche Druck der flüßigen oder festen Theile verhinderte.

2) Daß gewisse widernatürliche organische Körper in dem Menschen sich erzeugen, an denen man nicht das mindeste, was einer Faser oder Gefäß ähnlich sähe, wahrnimmt. Dem Morgagni ist es nur zweymal vorgekommen, als wenn er Gefäße in der Haut einer Wassergeschwulst wahrnähme, und mir selbst eben so selten; an tausend andern habe ich nichts dem ähnliches gespüret. Das darum befindliche

Zellgewebe, welches meist widernatürlich beschaffen ist, kann, wenn es an einer Wasserblase anhängt, uns auf den falschen Gedanken bringen, als ob es die wirkliche Haut derselben wäre.

3) Daß in der Wasserblase nicht allemal eine durchsichtige Flüßigkeit befindlich sey, sondern gar oft ein schleimigtes Wesen, das weder fliesset noch sich dehnen läßt, ein dünnes blutiges Eiter, ein dickes Eiter, eine erdige Materie, die den Balg wie mit einer Rinde überzieht, und bald weiß, bald gelb, bald braun, bald grün, bald gar schwarz ist.

4) Daß die Wasserblasen entweder traubenweise an einander, jede besonders an einem Stiele hängen, und oft länglicht rund wie eine Birne sind: oder einzeln und frey entweder an einer größern Wassergeschwulst eines innern Eingeweides, oder in der Höhle des Bauches hängen: oder daß endlich viele Wasserblasen an den Seiten zusammen gewachsen, und dann mehr einem Wespennest, als Wasserblasen gleichen.

5) Daß eine unbedeutende Wasserblase, die man anfänglich zerdrücken würde, wenn man sie mit einem einzigen Finger anrührte, dennoch so viel Kraft habe, daß sie, so wie sie wächst, die festesten Theile, wie z. B. die Leber ist, von sich wegdrängen kann. Müssen wir etwa gar eine besondere Kraft (animam dilatatricem) wie einige Stahlianer bey der Gebärmutter, annehmen, die nach ihrer Meinung das Geschäft hat, die Gebärmutter, in welche ein Ey gebracht worden, auszudehnen? Hier in unserm Falle wäre eine solche vorwitzige anima höchst strafbar, und verdiente besondre Züchtigungen! Wir wollen uns aber vielmehr damit begnügen, daß es andre physikalische Bemerkungen giebt, welche Mariotte, Boerhaave, S'Gravzande, Muschenbroeck, u. a. deutlich beschrieben ha-

ben, die, wiewohl sie von einigen übel verstanden und noch übler angewendet worden sind, dennoch die beste Erklärung dieser Erscheinung an die Hand geben.

6) Daß kein einziger Ort oder Theil unsres Körpers sey, wo sich nicht Wasserblasen erzeugen könnten. In der Gebärmutter, im Eyerstock, in den Muttertrompeten, in den Därmen, der Leber, den Nieren, dem Bauchfell, dem Netze, den Lungen, dem Adergeflechte des Hirns, den Brüsten, dem Knie, in der großen (thyroidaea) und in den übrigen Drüsen des Halses, habe ich selbst dergleichen gesehen, und an viel mehr Orten, ja sogar in der Substanz des Herzens hat Morgagni Wasserblasen gefunden.

7) Daß man nach denen §. 1. dieses Kapitels angeführten Fällen, nicht nur in solchen Theilen des Körpers, die ausserdem vollkommen natürlich beschaffen, sondern auch in solchen, die ganz ausgeartet und im höchsten Grade verunstaltet sind, Wasserblasen finde.

8) Daß sie oft von freyen Stücken zerplatzen, und alsdann auf der Oberfläche des innern Theils, woran sie hiengen, eine so natürliche Narbe hinter sich lassen, daß man fast glauben sollte, es wäre eine von einer vormaligen Wunde zurückgebliebene Narbe, dergleichen Morgagni bey Leichenöffnungen wirklich gefunden hat.

Er tadelt daher diejenigen Wundärzte und Aerzte ernstlich, die, wenn ihnen eine solche Narbe am Herzen, an der Gebärmutter, an der Leber, u. s. f. zu Gesichte gekommen ist, der Welt haben versichern wollen, es wären diese Theile vormals schwer verwundet gewesen: und sagt dabey, man solle die Vorsicht gebrauchen, und wenn man eine Narbe in der Oberfläche

eines Eingeweides fände, nachsuchen, ob auch in den ein solches Eingeweide einschliessenden Theilen eine Narbe zu entdecken sey, ehe man sich einkommen liesse, zu behaupten, das Eingeweide selbst sey vormals verwundet gewesen.

9) Da Wasserblasen, Brey- und Speckgeschwülste, Drüsenverhärtungen (Scirrhi) und Krebsgeschwüre sowohl in Ansehung ihrer Härte, als auch darin, daß ein ausgeartetes Zellgewebe, durch seine Ungleichheit und Härte, unebene und harte Geschwülste zu bilden scheint, die doch keinesweges skirrhös sind, endlich auch in Rücksicht auf die Schmerzen, die eine jede Geschwulst durch ihren Druck auf die Nerven bewirkt, viel Aehnlichkeit mit einander haben; so muß man auf einer Seite viel Vorsicht und Klugheit anwenden, ehe man geradezu bestimmt, wofür man diese oder jene Geschwulst ansehe: auf der andern Seite aber kann man desto gewisser erwarten, daß es sich mit der Zeit, entweder noch bey Lebzeiten oder wenigstens nach dem Tode des Kranken gewiß aufklären werde, ob man sich bey einem solchen Ausspruche geirret habe, oder ob es klug war, daß man sich nicht unterstanden, etwas gewisses zu bestimmen.

10) Daß Wassersuchten, wo man aus ähnlichen nach dem Tode der Kranken durch die Zergliederung aufgeklärten Fällen, auf viele zugleich gegenwärtige Wasserblasen schliessen kann, weder durch innerliche Arzeneyen, noch durch die Abzapfung geheilet werden können; und die ein bis zween Fälle, die man davon erzählet, als eine Ausnahme von der Regel anzusehen sind: und daß man dahero, weil hier hauptsächlich auf Erhaltung der Lebenskräfte gesehen werden muß, sich vor allen heftig abführenden Mitteln hüten und die Kräfte schonen müsse: daß sogar gelindere Abführungen selten zu verordnen, und stärkende Mittel beynahe das einzige sind,

was man anwenden kann, solchen Kranken das Leben zu fristen. Daraus folget, daß die Regel nicht ganz unrichtig sey: „daß diejenige Wassersucht am leichtesten zu „heilen sey, die in allen Stücken so beschaffen ist, wie sie „Hippokrates Lib. 2. Prorrhet. Edit. Foes. pag. 89. „beschreibet: wobey nämlich der Kranke ausser derselben vollkommen gesund und alle innere Theile unverletzt sind.“ Ich weiß gar wohl, daß diese Beschreibung des Hippokrates einigen Aerzten hart, ja gar lächerlich vorkommt, weil er so viele körperliche Verrichtungen als vollkommen voraussetzt, daß man gar wenig Wassersüchtige finden dürfte, denen man einen erwünschten Ausgang ihrer Krankheit mit Gewißheit versprechen kann: mir ist ferner nicht unbewußt, daß er von denen am meisten getadelt wird, welche viele Wassersüchtige sicher, ohne sonderliche Beschwerlichkeit der Kranken und geschwind, einige aber nach angewandten großem Fleiße und Mühe geheilet haben, die kaum halb so gesund waren, als sie Hippokrates verlangt: das alles weiß ich zwar sehr wohl, nichtsdestoweniger aber müssen alle diese, trotz alles Widerspruchs, doch darinnen mit mir einstimmig seyn, daß wir uns mit unsern Vorhersagungen in keiner Krankheit ärger betrügen, als eben bey der Wassersucht, und daß nithin nichts gewisser sey, als daß Wassersüchtige um desto eher zu heilen sind, je mehrere Verrichtungen ihres Körpers noch unverletzt geblieben sind, und daß es im Gegentheil desto schlimmer mit ihnen aussehe, je mehrere Verrichtungen fehlerhaft sind. Und eben dieses hat Hippokrates sagen wollen. Wenn dahero die Wassersucht so beschaffen ist, daß viele Verrichtungen nicht gehörig geschehen, weder Arzeneyen noch das Abzapfen helfen wollen, und die Krankheit wieder kommt, wenn der Kranke wieder hergestellt zu seyn schien, wenn ferner der Bauch nach dem Abzapfen immer noch aufgetreten

und besonders ungleich bleibet, die Kräfte bald zugeschwinde wieder abnehmen, so kann der Arzt mit Recht besorgen, seine ganze Kur werde nur Linderung bewirken; er kann sicher schliessen, daß die Eingeweide in einem hohen Grade oder ganz unheilbar verstopfet, verhärtet, scirrhös, und Sackgeschwülste, und besonders eine Menge Wasserblasen zugegen seyn müssen. Und weil bey so gestalten Sachen nur sehr wenige bey der größten Sorgfalt des Arztes, und nach vieler Mühe und Arbeit geheilet werden, die meisten aber nicht vollkommen zu heilen sind, so behält Hippokrates ganz recht, wenn er so viele Bedingungen in dem Falle voraussetzt, wo man einen guten Ausgang der Krankheit vorherzusagen im Stande seyn soll.

Diese Anmerkung wird uns darzu nützen, daß wir es nicht so anfangen wie andere, die bey der hartnäckigsten Wassersucht alles mögliche versuchen, die wenigen Kräfte des Kranken muthwillig verschwenden, und sie so zu sagen tödten, ehe ihre Stunde gekommen wäre: sondern vielmehr die klügern Vorschriften des Hippokrates und seiner Freunde befolgen, und bey allem, was wir verordnen, besonders darauf sehen, daß wir nach aller Möglichkeit die Lebenskräfte schonen.

Viertes Kapitel.

Von einem in der Gegend der Weichen durchbohrten Darme, wo der Koth durch die Wunde hervordrang.

§. 1. Die Wunden oder der kalte Brand in den Därmen, es mag nun dabey ein Stück von selbigen

verloren gehen; oder die Wunde ganz einfach seyn, sind oft tödtlich, oft aber auch heilbar, und zwar so, daß ein solcher Kranker entweder immer gewissermaßen ungesund bleibt, oder daß seine Gesundheit ziemlich vollkommen wiederhergestellet wird. Geschichte einer Weibsperson, welche in den Weichen erst eine Entzündung, und dann den kalten Brand bekam, wobey alle Zufälle der Darmgicht sich einfanden, endlich aber in den Weichen eine Oeffnung entstand, wodurch der Koth und halbverdaute Speisen herausgiengen. Ohngefehr drey Stunden nach dem Genuß fester Speisen verriethen sich diese durch Farbe und Härte an dem Geschwüre. Es war also nichts wahrscheinlicher, als daß der Wickeldarm selbst offen war. Hiebey wird gezeiget, daß im Wickeldarm schon, in einer ziemlichen Entfernung von dem Grimmdarm, Koth enthalten ist, und zwar in solcher Menge, daß ein Pfund Quecksilber, welches den Tag vorher eingenommen worden, in dem Darme des Koths wegen liegen geblieben war. Die Spannkraft der Grimmdarmklappe wird zuweilen dergestalt geschwächt, daß Koth und Klystiere durch den Mund abgehen, und der Kranke demohnerachtet leben bleibt und wieder vollkommen gesund wird. Die Bestimmung und die Vorauserkennung des Ausgangs dieser Krankheit, bey welcher letztern Hippokrates angeführt wird. Um dessen Meinung zu untersuchen, werden Erfahrungen anderer Aerzte damit verglichen, und §. 2. drey Fälle aus Vaters Schriften erzählet, einer, wo der Grimmdarm, und zween, wo der Winkeldarm offen gewesen, und doch alle drey vollkommen wiederhergestellet worden sind. Ferner §. 3. ein Fall von Faschius beym Juch von einer Oeffnung im Grimmdarm, wo der Kranke nicht völlig geheilet wurde. §. 4. Zween Fälle aus dem Malavallus, wo der eine Kranke in den engen,

der andre in den weiten Därmen verletzt worden, und doch beyde völlig genasen. Malavallus erzählt bey dieser Gelegenheit von einem Marktschreyer, der so verwogen war, bey Brüchen in die Därme zu schneiden, um dieselben leichter zurückbringen zu können. §. 5. Schenk erzählt von Seidel, daß dieser einen Kranken, dessen Wickeldarm verletzt war, vollkommen hergestellt habe. §. 6. Heister erzählt einen Fall vom Ramdohr, wo einer Person ein breites Stück eines brandigen Darms abgeschnitten, und beyde an einander angezogene Enden zusammen geheilet worden. §. 7. Albinus beschreibt die Geschichte eines Soldaten, der zwanzig Jahre lang nach einer im Grimmdarm empfangenen Wunde in der linke Seite des Oberbauchs eine Oeffnung behielt. §. 8. Dergleichen erzählte Bouchard von einem Soldaten, drey Jahre nach der Verwundung. §. 9. Kaltschmidt heilte den Brand am Wickeldarm so, daß der Kranke an dem Orte einen zweeten After behielt. §. 10. Ein in aller Betrachtung merkwürdiger Fall von Pfaff, wo ein Mensch, dessen Wickeldarm zu verschiedenenmalen dem Anschein nach in den gefährlichsten Umständen gewesen war, vollkommen geheilt worden ist. §. 11. Sonderbarer Kunstgrif, dessen sich Maichanquez zur Heilung eines verwundeten Wickeldarms bediente. §. 12. Manget erzählt die ganze Kur eines mit einer grossen Flintenkugel durchschossenen weiten Darms. §. 13. Ein ähnlicher Fall stehet in den Sammlungen der Nat. Cur. von einem Menschen, dessen Därme mit drey Kugeln durchbort worden. §. 14. Manget beschreibt zween Fälle von Brüchen des Winkeldarms, die man geöffnet, weil man sie für Leistendrüsenbrüche gehalten, und wo der eine Kranke drauf gegangen, der andre vollkommen wieder hergestellet wurde. §. 15. Wagner erzählt vier

Kuren von Personen, deren zwo bis drey im Wickeldarm verwundet gewesen. §. 16. Rosen beschreibt einen ähnlichen Fall. §. 17. Im Act. Acad. Reg. sc. Par. steht eine Kur, wo einem Menschen ein Stück von einem engen Darm abgeschnitten worden, das andre von selbst abgefallen, und überhaupt ein Stück wohl acht Finger breit vom Darme verloren gegangen. §. 18. Kestler giebt einen wunderbaren Fall an, wo ein großes Stück vom Grimmdarm verloren gieng, und der Kranke vollkommen wieder hergestellet wurde. §. 19. Ein Leistenbruch ward schlecht behandelt, der Darm platzte, der Koth gieng heraus, und der Mensch blieb zwar am Leben, ward aber nie völlig gesund. §. 20. Die Art und Weise, wie dergleichen Oeffnungen in den Weichen zu entstehen pflegen. §. 21. Das bisher aufgeschobne Urtheil über den Ausgang dieser Krankheit in unserm Falle, wird nunmehro gefällt, und Hippokrates zugleich gerechtfertiget. §. 22. Die Anzeigung und Heilung der Krankheit. §. 23. Besondre Anmerkungen über den Husten. §. 24. Viele Kranke werden in unserm Hause fett.

§. 1.

Daß die einfachen Wunden der Därme sehr oft tödtlich sind, ist zu allen Zeiten geglaubt und durch die unläugbarsten Zeugnisse dargethan worden; daß aber nicht nur die einfachen Wunden derselben, sondern auch solche, wo ganze Stücken von Därmen herausgeschnitten werden müssen, oder selbst herausgefallen sind, zuweilen vollkommen geheilet, zuweilen aber auch so behandelt worden, daß die Verwundeten zwar am Leben geblieben, jedoch immer etwas ungesundes davon an sich behalten haben, das ist eine Sache, die durch die Erfahrung bestätigt wird. Dieser

Gegenstand ist sehr reichhaltig, und es läßt sich sehr viel darüber schreiben; wir wollen daher unsre Gedanken nach Anleitung eines Falles, der in unserm Krankenhause sich ereignete, und sehr merkwürdig ist, vortragen.

Eine Weibsperson von sieben und dreyßig Jahren, welche zuweilen einige leichte hysterische Zufälle gehabt, ausserdem aber einer vollkommenen Gesundheit genossen, drey gesunde Kinder geboren, und seit fünf Jahren nach ihrem letzten Wochenbette ihre monatliche Reinigung ordentlich gehabt hatte, verfiel am zweyten Februar des vorigen Jahres in folgende Krankheit.

Sie stand früh gesund aus ihrem Bette auf, bekam aber nach einer oder zwo Stunden plötzlich einen Schmerz im Unterbauche, den sie keinem sonderlichen Fehler in der Diät beyzumessen wußte: denn wiewohl sie den Tag zuvor Schweinefleisch mit eingesalzenen Rüben gegessen hatte, so war ihr dieses doch kein ungewöhnliches Essen, sie hatte es mäßig genossen, und konnte sich gar nicht vorstellen, daß davon so heftige Schmerzen herrühren sollten. Nächst den Schmerzen bekam sie Hitze, und vier Tage lang anhaltende Verstopfungen. Am vierten Tage gesellte sich Brechen darzu, so daß sie alles, was sie genoß, wieder wegbrechen mußte. Sie ließ erst alsdann einen Arzt rufen, und dieser verordnete sogleich eine Aderlaß am Fuße, und ein Laxiertränkgen, welches sie auf dreymal nehmen sollte: das Tränkgen brach sie jedesmal sogleich wieder weg, und hierauf gab sie auch Unrath durch den Mund von sich. Es stellte sich inzwischen die Zeit ihrer monatlichen Reinigung ein, sie kam ordentlich, und hielt wie gewöhnlich sechs Tage lang an.

Sie spürte beständig untern Brechen den häßlichen Geschmack des Kothes im Munde, und ihr Mann sahe denselben sehr oft in dem, was sie weggebrochen hatte. Nunmehr fand sich zuerst eine kleine Geschwulst in der rechten Weiche dazu.

Den achten Februar nahm sie ein Pulver ein, worauf sie etwas Leibesöffnung bekam; und da man ihr während der Zeit noch zweymal Ader gelassen hatte, so war die Geschwulst in den Weichen größer worden. Diese hielt der Arzt für einen Bruch, zween Bader hingegen, welche ebenfalls dazu gerufen wurden, versicherten, es wäre schlechterdings kein Bruch, sondern eine ganz andre Art von Geschwulst, die sie nicht genau bestimmen könnten, und riethen, erweichende Umschläge aufzulegen, und dieselben oft zu erneuern.

Der zweyte Umschlag mochte etwas zu heiß gewesen seyn, und weil sie also ein gewisses Brennen in den Weichen davon verspürte, so glaubte sie, die Geschwulst verschlimmerte sich: wenigstens blieben alle Zufälle wie zuvor, nebst dem Wegbrechen des Kothes, bis die Geschwulst endlich in der Nacht vom vierzehnten Februar platzte, und zuerst etwas Leinöhl herauslief, wovon ihr vier Unzen in einem Klystiere beygebracht worden waren, hernach aber eine Materie sich zeigte, die wie Stuhlgang roch. Von der Zeit an hörte das Brechen völlig auf. Es wurden ihr Klystiere gegeben, um den hier hervorrollenden Koth sowohl, als dasjenige, was sich von halbverdauten Speisen zeigte, durch den natürlichen Weg abzuführen, alles aber war umsonst, bis sie endlich am fünf und zwanzigsten Februar, und nachhero den sechs- und den acht und zwanzigsten von freyen Stücken gewöhnliche Leibesöffnung bekam.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0332
DFG

So weit war die Krankheit gekommen, ehe ich etwas davon erfuhr, und nunmehro erst hatte man den D. Schreibers holen lassen. Dieser kam theils aus Mitleiden gegen diese elende Person, theils aus der löblichen Absicht, meinen Schülern nützlich zu werden, zu mir, und schlug mir vor, sie in das Krankenhaus zu nehmen. Ich gieng den Vorschlag augenblicklich ein; sie wurde noch den acht und zwanzigsten Februar vor Abends ins Krankenhaus gebracht, ich untersuchte sie sogleich, und fand, daß ihr Puls schwach, die Kräfte sehr erschöpft, übrigens aber die Eßlust gut war, und ihr ausserdem nichts fehlte. An den Lefzen der Wunde traf ich Spuren von halbverdauten Speisen an. Ferner entdeckte ich einen Finger breit von der Wunde, nach der Scham zu, noch eine Wunde, von der die Kranke selbst nicht einmal etwas wußte. Bey Untersuchung derselben fand ich, daß sie mit der Hauptwunde unter den Muskeln zusammenhieng, in den Bauch selbst aber nicht hineingieng, die Hauptwunde hingegen war auswendig einen Zoll breit, und hatte eine länglichte Oeffnung, ward nach und nach immer kürzer und enger, und erstreckte sich bis in den Darm. Mit der Sonde konnte ich an der äußern Seite der Wunde bis an den äußersten Rand des Darmbeins kommen, und es mußte daherо zwischen der Flechsenverbreitung und dem Bauchfell schon ein Hohlgeschwür entstanden seyn.

Den ersten März aß sie eine Mehlsuppe, und drey Stunden darauf war die ganze Oeffnung der Wunde damit angefüllt, doch war das nur der kleinste Theil der Speisen, der hier herausquoll, das übrige gieng durch den ordentlichen Stuhl ab, und der Abgang war ziemlich natürlich beschaffen, zusammenhängend und von grauer Farbe.

Den zwoten März hatte sie harten Stuhlgang in ziemlicher Menge. Kurz nach eilf Uhr hatte sie Kohl gegessen, und an der Wunde zeigte er sich erst Nachmittag um zwey Uhr, so giengs auch mit den Mohrrüben am dritten März: diesen Tag hatte sie auch keine Leibesöffnung. Den vierten März setzte man ihr ein Klystier, worauf eine unglaubliche Menge Koth von grauer Farbe theils breyartig, theils in ungeheuren Klumpen verhärtet von ihr abgieng. Den fünften und siebenten März erfolgte keine Leibesöffnung, sie bekam dahero den sechsten und achten Klystiere, und diese wirkten gut.

Der Kohl, die Mohrrüben und die mit Fleischbrüh gekochten Mehlspeisen zeigten sich drey Stunden nach dem Essen an der Wunde, und nie eher, wiewohl wir während der Zeit oft darnach sahen. Ich wollte aber doch gerne gewiß wissen, ob sich nichts anders eher an der Wunde zeigen würde? um nun dieses zu erfahren, gab ich ihr eine dunkelrothe Mixtur, diese aber zeigte sich an der Wunde gar nicht. Vermuthlich mochten sie der Speichel, der Magen- und Darmsaft, die Fleischbrühe und das Wasser, was sie getrunken hatte, allzusehr verdünnet haben. Ich gab ihr daher den Tag darauf nach dem Kohle gekochte Kirschen: aber auch da zeigte sich nicht eher, als nach drey Stunden der Kohl, und nach vier Stunden Kohl mit Kirschen vermischt, nach sechs Stunden aber allererst die Schalen der genossenen Kirschen an der Wunde. Nun fragte es sich, in welchem Darme eigentlich das Loch wäre? ob in einem engen oder in einem weiten? Eines Theils schien aus dem Abgange des Kothes, der anfänglich ziemlich häufig, nachmals aber weniger erfolgte, glaublich, es müsse der Grimmdarm seyn, und diese Muthmaßung schien sich noch mehr dadurch zu bestätigen, daß auch Leinöhl,

davon man ihr ein Klystier gesetzt hatte, zum Loche herausgekommen war.

Anderntheils hergegen ließ sich aus der kurzen Zeit von drey Stunden, nach deren Verfluß schon die genossenen Speisen an der Wunde zum Vorschein kamen, schliessen, der Wickeldarm müsse durchbohrt seyn. Man konnte zwar darwider einwenden, die Speisen würden durch den beständigen Reiz an der Wunde, der vielleicht durch den ganzen Darmkanal sich erstreckte, angetrieben, in kürzerer Zeit sich herabzusenken. Darauf antworte ich aber, daß ich zwar nicht in Abrede seyn will, daß dieser Reiz die Ursache sey, warum die Speisen zeitiger an der Wunde sich zeigen, und daß ich mithin aus diesem Falle keinen Schluß auf die Verdauung in einem gesunden Menschen machen möchte: es ist aber nicht die Kürze der Zeit allein, die ich bemerken muß, sondern auch, daß die Speisen so wenig verändert an der Wunde sich zeigten, und diese beyden Umstände zusammengenommen beweisen, daß die Wunde eher im Wickel- als im Grimmdarme seyn mußte, und zwar noch ziemlich weit oben über der Grimmdarmklappe, und das besonders deshalben, weil der Stuhlgang sehr ordentlich und gehörig verdauet war. Denn schon Th. 2. habe ich bewiesen, daß im Wickeldarm, zween, drey bis vier Fuß weit von der Grimmdarmklappe, wirklicher Koth sich versammlen könne. Da also andre Umstände nicht undeutlich anzeigten, daß der Wickeldarm verletzt seyn müßte, so war das kein Beweis dagegen, daß diese Person Koth durch den Mund weggebrochen hatte, denn es konnte dieser gar wohl im Wickeldarm befindlich gewesen seyn, wie bey jenem Kranken, den Kaltschmidt hatte, der nach einer funfzehn Tage lang mit den schrecklichsten Zufällen ausge-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0335
DFG

standenem Darmgicht endlich starb, und als man ihn öffnete, den ganzen Wickeldarm eine Elle weit vom Grimmdarme voller Koth hatte, der so verhärtet war, daß ein ganzes Pfund Queckssilber, so er den Tag vorher genommen hatte, darauf lag, und der Koth davon nicht einmal bewegt oder fortgerückt worden war.

Wollte jemand einwenden, es wäre nicht wahrscheinlich, daß eine so große Menge Koth, als unsre Kranke ganzer neun Tage lang weggebrochen hatte, im Wickeldarm stecken könnte, weil dieser theils überhaupt selten in diesem Darme, theils, wenn es auch wäre, doch nicht in so großer Menge gefunden würde, so antworte ich darauf, daß es vors erste in diesem Falle Beweis genug ist, daß man zugeben muß, es stecke zuweilen im Wickeldarm wirklicher Koth, vors andere können wir nicht bestimmen, wie viel davon zuweilen darinnen stecken könne. Ich habe zuweilen wenig, zuweilen eine ziemliche Menge flüßigen Koth in selbigem gefunden: und Kaltschmidt sagt in obangezogener Geschichte, der Wickeldarm wäre eine ganze Elle lang vom Grimmdarm voller Koth gewesen: und eine solche Menge ist gewiß hinreichend, wenn gleich das Brechen viele Tage lang anhielt.

Wenn wir aber im Gegentheil sowohl die Menge des weggebrochenen Koths, als die Länge der Zeit, die das Brechen gewähret, erwägen, und dabey zugleich bedenken, daß auch Leinöhl, wovon man ihr ein Klystier gesetzet hatte, zur Wunde mit herausfloß, so gewinnt es das Ansehen, als ob die Oeffnung schlechterdings im Grimmdarm gewesen seyn müsse.

Es läßt sich aber doch noch eins und das andre dagegen einwenden. Ich habe Th. 2, 3 und 4 bewiesen, daß die Grimmdarmklappe sich in der Darm-

gicht zuweilen, vermöge der ungeheuren Erweiterung des Darms, so aus einander ziehen könne, daß man beynahe keine Spur davon mehr erkennen kann, und ich habe oft Därme von einem Trommelsüchtigen, woran dieses deutlich zu sehen ist, meinen Zuhörern gezeigt. Giebt es nun Fälle, wo die Grimmdarmklappe sich so verziehet, daß der Weg aus den Grimmdarm in den Wickeldarm offen ist; giebt es Fälle, wo Kranke, bey denen die zuverläßigsten Anzeigen da waren, daß die Grimmdarmklappe sich fast ganz verzogen hatte, dennoch vollkommen genesen sind, dergleichen Th. z. von einem Knaben erzählt worden ist, so fällt auch hier im gegenwärtigen Falle alle Schwierigkeit weg, wenn man annimmt, daß zu Anfange der Krankheit die Grimmdarmklappe fast ganz verzogen war, und daß das Leinöhl durch diesen offnen Weg herauf in den Wickeldarm, und von da zur Wunde herauskam.

Die Bestimmung der Krankheit ist daher leicht. Der Wickeldarm, das Bauchfell, die Flechsenverbreitung des innern und äußern schiefen und vielleicht auch des Querbauchmuskels waren heftig entzündet. Daraus entstand ein hoher Grad der Darmgicht, und als die Entzündung in den kalten Brand übergieng, so wurde ein Theil des Wickeldarms, des Bauchfells, der Flechsenverbreitung und der äußern Bedeckungen durchfressen, und so entstand denn diese Oeffnung.

Der Ausgang der Krankheit ist ungewiß, vermuthlich aber schlimm, theils weil die größten Aerzte in dergleichen Fällen einen üblen Ausgang prophezeyen, theils weil auch die Erfahrung dieses bestätiget.

Hippokrates ist einer der vornehmsten unter denen, die einen schlimmen Ausgang prophezeyen, viele

andre Aerzte aber halten seinen Ausspruch für allzuhart, und behaupten, daß wenn er sich irgendwo geirret hätte, so wäre es hier. Ich will ihn weder vertheidigen, noch verdammen, sondern nur aus den Schriften der Aerzte das hieher gehörige aufrichtig anzeigen, und es wird sich zeigen, ob man etwa auf diesem Wege, was in seinem Urtheil vom Ausgang der Krankheit dunkel, ungewiß und falsch zu seyn scheinet, deutlich zu machen, und nach seinem wahren Sinne zu erklären im Stande ist.

Hippokrates sagt Aph. 18. und 21. Sect. 6. also: „Wem die Harnblase, das Hirn, das Herz, das „Zwerchfell, einer von den engen Därmen, der Ma„gen, oder die Leber durchbort ist, der muß ster„ben.“ — „Die engen Därme heilen nicht zusam„men, wenn sie verwundet werden.“

Nach der Auslegung des Galen erinnere ich hiebey noch, daß im Grundtexte das Wort διαιρεσις, persectio, so viel sagen will, als eine große Wunde in einem engen Darme, wo dieser durch und durch in zwey besondre Stücken zerschnitten ist, ἐς τὸ πέρας, und nach der Erklärung des Philotheus, der, nach Lindens Meinung, im zweyten Jahrhundert lebte, in seiner Erklärung über diese Stelle so viel heißt, als τομὴ διὰ βάθος, ein Schnitt, der durch und durch gehet.

2) Daß das Wort θανατῶδες und θανάσιμον, nicht allemal eine unumgängliche nothwendige Tödtlichkeit einer Krankheit oder Wunde anzeigt, sondern oft nur die große Gefahr und zweifelhafte Umstände. M. vergl. Aph. 4. n. 16. mit 5. N. 1. und 4. und 2. n. 1. mit 4. n. 67. Wenn man verschiedene Aphorismen mit Stellen in den Coacis, Prorrheticis, Epidemicis und andern Schriften des Hippokrates zu-

sammenhält und vergleichet, so wird man sich von dem, was ich hier behaupte, leicht überzeugen können.

Um mich der Kürze zu befleißigen, und dem Leser durch Erzählung aller Erklärungen über diese Texte nicht mißfällig zu werden, da ohnehin immer ein Ausleger den andern aus- und nachgeschrieben hat, will ich nichts als einzelne Fälle anführen, welche uns zu einer sicherern Vorhersagung Anleitung geben werden, als alle noch so schön ausgekünstelte Auslegungen. Es wird aus der Folge erhellen, daß Hippokrates doch wohl nicht ganz unrecht von der Sache geurtheilt hat. Ich werde mich ferner nicht dabey aufhalten, daß ich die vielfältig in Schriften vorkommenden Geschichten von Personen, welche Messer oder giftige Thiere verschlungen haben, mit erzähle, denn theils gehören sie nicht hieher, theils sind sie sehr verdächtig: so wie ich auch diejenigen Fälle weglassen werde, wo Personen, welche Wunden in die Därme besonders in die engen bekommen, daran sterben müssen, denn die Erfahrung sowohl, als das einstimmige Bekenntniß aller Aerzte überzeuget uns ohnehin, daß alle diese Wunden höchstgefährlich sind.

§. 2.

Der berühmte Vater erzählt eine Geschichte von einem Menschen von acht und zwanzig Jahren, welcher nicht nur sehr gefräßig, sondern auch gewohnt gewesen, nach der stärksten Erhitzung des Körpers kaltes Getränk in Menge in sich zu gießen, worauf er in den Weichen eine Beule bekommen, welche der Arzt und der Wundarzt für einen Bruch gehalten, und ihm daher ein Bruchband und Pflaster aufgeleget hätten. Die Beule sey aber immer größer worden, und die schrecklichsten Zufälle der Darmgicht darzugekommen; man habe also ihn dazu gerufen, da er

dann gefunden, daß es ein Geschwür sey, und zeitigende Mittel verordnet habe. Nach zween Tagen wäre das Geschwür wirklich aufgebrochen, und anfänglich eine Menge Eiter herausgelaufen, wobey der Kranke viel Erleichterung verspüret, nach einigen Tagen aber wären Würmer einer halben Ellen lang und halb verdaute Speisen zum Vorschein gekommen. Er hätte demohnerachtet nicht alle Hoffnung aufgegeben, sondern Wundmittel, balsamisch- und stärkende Arzeneyen brauchen lassen, wodurch dieser Mensch vollkommen wieder hergestellet worden sey, auch nach der Zeit ihm nicht das mindeste gefehlet habe.

Obangeführter Gründe halber ist es nicht anders zu glauben, als daß die Oeffnung im Wickeldarm gewesen seyn müsse: Vater sagt hiebey noch, er habe eine Weibsperson glücklich curiret, die, seiner Meinung nach, eine Oeffnung im Grimmdarm an den Weichen gehabt, ingleichen einen Mann, bey dem ein Bruch vereitert, und äußerlich aufgebrochen wäre.

§. 3.

In der Streitschrift, worinnen D. Juch diese Bemerkungen des D. Vaters vertheidiget hat, ist eine Geschichte von dem berühmten Fasch angeführt, wo ein Mensch, bey dem ein Leistenbruch in den kalten Brand übergegangen war, durch eine Oeffnung in den Weichen wirklichen Kothabgang hatte, womit zugleich ein Stück vom Grimmdarm herausgieng. Er blieb gleichwohl am Leben, ob er schon nicht ganz geheilt werden konnte. Vielleicht behielt er einen zweyten After, denn es ist nicht genau angezeigt, worinnen der überbliebene Fehler bestanden hat.

§. 4.

In der Hallerischen Sammlung chirurgischer Streitschriften Th. 5. ist die vom Adrianus Malaval

hier merkwürdig, weil zween besondre Fälle darinnen angeführt sind.

1) Einer Weibsperson wird ein Leistenbruch operirt, ein enger Darm, der brandig zu seyn scheinet, mit Wein und Weingeist benetzt, und wieder hineingebracht. Die dabey sich äußernden üblen Zufälle werden erst beruhiget, endlich vergehen sie ganz, und die natürliche Oeffnung des Leibes findet sich wieder ein. Aber den zehnten Tag darauf entsteht eine Oeffnung in den Weichen, und es gehet zu dieser sechs bis sieben Wochen hintereinander der Koth heraus. Gleichwohl heilet die Wunde wieder völlig zu, und nach zween Monaten ist die Kranke wieder ziemlich hergestellet.

2) Eine andre Weibsperson läßt eben diese Operation an sich machen, es geht anfänglich alles eben so gut, wie bey der erstern, den siebenten Tag nach der Operation aber platzt der Darm auswendig, und ganzer funfzehn Tage lang gehet nichts als Koth heraus. Den zwanzigsten Tag findet sich ordentlicher Stuhlgang, und acht Tage später ist die Wunde zu, und die Frau vollkommen gesund. Weil hier ganzer zwanzig Tage gar kein Stuhlgang erfolgte, und in den Weichen diese Zeit über nichts als Koth herausgieng, so ist es wohl der Grimmdarm gewesen, der die Oeffnung hatte.

Um zu beweisen, daß dergleichen Wunden nicht nothwendig tödtlich sind, wird die Methode eines Marktschreyers erzählt, welcher bey der Operation der Brüche allezeit den Darm ein großes Stück aufzuschneiden pflegte, um ihn desto leichter wieder hineinbringen zu können.

§. 5.

Schenk beschreibt im dritten Buche folgenden Fall von Seidel. Eine Weibsperson bekam in den

Weichen eine Beule, diese brach den achten Tag auf, und es gieng anfänglich nur das Getränke, das sie eine Stunde zuvor genossen, nachhero aber auch das Fleisch, Brod und andre Speisen zur Oeffnung heraus: man gab ihr zusammenziehende und verdichtende Arzeneyen, legte äußerlich fleischmachende Mittel auf, da dann erst nur die Speisen, nachher auch das Getränk zurückblieb, und nach sechs Wochen sich die Oeffnung völlig schloß, und die Person wieder gesund ward. Hier scheint die Oeffnung im Wickeldarm gewesen zu seyn.

§. 6.

Der berühmte Heister erzählt in seiner Chirurgie Kap. 116. folgende zuverläßige Geschichte. Der Herzogliche Wundarzt Ramdohr zu Wolfenbüttel hätte bey einem eingeklemmten Bruch ein ziemliches Stück von einem brandigen Darme herausgeschnitten, beyde Enden an sich gezogen, an einander gestecket, und ganz locker zusammengebunden; diese beyde wären wieder zusammengeheilet, und die Oeffnung des Leibes wäre bey dieser Person hernach beständig ordentlich erfolget.

§. 7.

Jener Soldat, dessen Albinus Adn. Acad. Lib. 2. cap. 8. pag. 31. gedenkt, der eine Wunde in den Grimmdarm bekommen hatte, blieb zwar am Leben, Albinus fand aber zwanzig Jahre darauf in der linken Seite des Oberbauchs einen zweeten After, wo die Flockenhaut von dem obern sowohl als untern Ende des verwundeten Darms vorgefallen war.

§. 8.

Manget in Bibl. med. Tom. II. pag. 1156. erzählt einen vollkommen ähnlichen Fall aus dem Bou-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0342
DFG

chard, mit dem Unterschiede, daß dieser seinen Kranken nur drey Jahr nach der Verwundung, Albin aber zwanzig Jahr darnach gesehen hat.

§. 9.

Der gelehrte Kalschmidt trägt in Act. N. C. Vol. 9. N. 4. die Geschichte von einer alten Frau vor, bey der ein Bruch, den sie geraume Zeit an sich getragen, eingeklemmt war, und die sich erst den achten Tag darauf zur Operation entschloß: da denn der Darm, und zwar, wie er davor hält, der Wickeldarm so sehr bereits verdorben war, daß der Koth mit unleidlichem Gestanke durchbrach. Lange Zeit gieng der Stuhl bald durch den After, bald durch die Oeffnung im Darme; endlich aber nach zween Monaten sahe man aus dem Geschwüre nichts weiter, als etwas Blut herausrinnen. Man kann aber aus der Erzählung nicht genau beurtheilen, ob die Oeffnung in den Weichen vollkommen zugeheilet, oder ein zweeter After daselbst geblieben ist.

§. 10.

Der gelehrte Pfaff erzählt Nov. Act. N. C. Vol. 2. Obs. 12. folgenden merkwürdigen Fall. Ein Mensch von acht und zwanzig Jahren arbeitete in der Erndte zu heftig, wodurch sich ein Hodenbruch, den er zwey Jahr lang gehabt hatte, einklemmte, zween Bader brachten es durch ihren Fleiß so weit, daß sie, (an welchem Tage nach der Einklemmung, steht nicht dabey,) den Bruch zwar zurückbrachten, gleichwohl aber hörten die Zufälle der Darmgicht nicht auf. Herr Pfaff wurde nunmehro erst darzu berufen, und fand den Kranken so übel beschaffen, daß er bereits wirklichen Koth wegbrach. Er suchte alle mögliche Hülfsmittel hervor, die Zufälle liessen nach und es

erfolgte Stuhlgang in Menge, aber die Krankheit war gleichwohl noch nicht gehoben, sondern (an welchem Tage der Krankheit, ist nicht angemerkt) der Hodensack wurde dick, schmerzhaft, und das Schneiden im Unterleibe unausstehlich. Der kalte Brand schlug darzu, er ließ den geschwollenen Hodensack öffnen, und es kamen Winde und Koth zur Oeffnung heraus. Den Tag nachher fand der Bader mit der Sonde eine Menge kleiner Löcher darinnen, und in dem Darme nahe am Hoden Kirschkerne, deren er vierzig, und den Tag darauf noch vielmehr herauszog. Es ist in der Erzählung zugleich bemerkt, daß der Kranke, als sein Bruch zurückgebracht worden war, viel Kirschen nebst den Kernen gegessen habe; ferner, daß er einen so heftigen Husten bekommen, daß er Blut ausgeworfen habe. Als er nun gewiß überzeugt war, daß im Darme selbst eine Oeffnung wäre, habe er weiter keine Klystiere, welche nach der Meinung aller Wundärzte in solchen Fällen schädlich seyn sollen, sondern nur Stuhlzäpfgen setzen lassen, und bemerket, daß fester Koth durch den Stuhl, und flüßiger zur Oeffnung herausgekommen sey. Es sey hierauf, der eigentliche Tag ist nicht angezeigt, eine neue Geschwulst in den Weichen entstanden, geöffnet worden, und theils Eiter, theils flüßiger Koth herausgeflossen: und so wie dieses in den Weichen erfolget, wäre die Oeffnung im Hodensack nach und nach zugeheilet. Endlich wäre höher oben an der Schamgegend, noch eine Geschwulst zum Vorschein gekommen und aufgebrochen, aus selbigen aber kein Abgang von Koth, sondern lediglich von Eiter bemerket worden, beyde wären nach und nach zugeheilet, und der Kranke völlig genesen.

§. 11.

Beym Manget Bibl. Med. Tom. II. pag. 524. 525. findet man vom D. Maichanquez folgende Er-

zählung: „Ein Mann bringt seiner Frau eine kleine „Wunde am Unterleibe bey, und aus selbigen dringt „endlich Koth hervor, als man die Wunde ein we„nig erweitert, zeigt es sich, daß die Wunde im Wi„ckeldarm ist.“ (Vermuthlich hat er mit dem Finger gefühlt, daß er in einem engen Canal, der keine Höhlen hatte, hineinkam.) „So gefährlich der Umstand „war, so wollte man doch sehen, wie weit man es „bringen könnte, und die Kranke, die nur fünf und „zwanzig Jahr alt war, scheuete keinen Schmerz, „wenn man ihr nur das Leben retten konnte. Ich „ließ daher den Darm behutsam mit einigen Stichen „an die Haut anheften, und ein Stückgen frischen „Speck dazwischen legen, damit der Koth besser durch„schlüpfen konnte, und so die Haut zusammenheften. „Hierauf verordnete ich Wundtränke, sie wurde zu „aller Menschen Verwunderung geheilet, und zeugte „in der Folge noch zwey Kinder.“

§. 12.

Manget erzählet eben daselbst pag. 523. einen Fall des Karl Patin von einer Person, die mit einer großen Flintenkugel nahe am Nabel durch den Bauch geschossen worden war. Den fünften Tag gieng die Kugel durch den Stuhl fort, und nach Monatsfrist war der Mensch vollkommen geheilet.

§. 13.

In den Schriften der Kayserl. Akademie der Naturforscher Decad. 3. ann. 4. findet sich eine ähnliche Geschichte von der Heilung eines Mannes, dem drey Kugeln in den Leib geschossen worden, welche alle durch den Stuhlgang fortgiengen: und noch ein Fall von einem Bauer, der eine Oeffnung in den Weichen hatte, durch welchen Koth, und mit selbigen Kirschkrene abgiengen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0345
DFG

§. 14.

Ferner sind zween Fälle daselbst erzählt, wo die Wundärzte einen Leistenbruch für eine Leistenbeule angesehen und geöffnet hatten, und zwar der eine Kranke nach wenig Tagen sterben mußte, der andre aber, bey welchen vierzehn Tage lang der Koth zur Oeffnung herausgieng, in einer Zeit von sechs Wochen vollkommen geheilet wurde: endlich auch ein dritter beym Mangetus, den Harder daselbst erzählet, wo der Wickeldarm durchstochen war, so daß der Milchsaft daselbst herausfloß, und der Kranke doch seine völlige Gesundheit wieder erlangte.

§. 15.

Manget hat a. a. O. S. 530. aus dem Wagner, und dieser wieder aus verschiedenen andern Schriften, Fälle hiervon angeführt, z. B. daß der Wickeldarm queer durchschnitten war, und aus der Wunde heraushieng, gleichwohl völlig wieder zusammengeheilet wurde, als man ihm mit einigen Stichen an die Wunde anheftete: daß bey einem andern die Würmer den Darm und die äußern Bedeckungen durchfressen, und der Mensch demohnerachtet völlig genesen sey: daß zu Koppenhagen ein Kranker, dem die Würmer ein Loch durch den Bauch gefressen, glücklich geheilt worden: daß noch ein andrer, der den kalten Brand an einem Nabelbruch bekommen, woraus Pflaumenkerne, welche schon wurmstichig gewesen, herausgefallen wären, gleichwohl wieder hergestellet worden sey.

§. 16.

In den Stockh. Abhandl. vom Jahr 1747 stehet die bekannte Geschichte von einer Weibsperson, welche den Bandwurm hatte, der sich zu wiederholtenmalen durchfraß und herauskroch, und wo die durchgefressenen Löcher gleichwohl von Zeit zu Zeit immer wieder zusammenheileten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0346
DFG

§. 17.

In den Pariser Denkschriften vom Jahr 1723 ist eine Beobachtung, wo ein Wundarzt aus einem vereiterten Bruche sechszehn Knochen von Schaaffüßen herausgenommen, ein Stück von dem Darme vier Finger breit abgeschnitten, und ein eben so langes Stück, das von selbst abgefallen war, gefunden hat. Er glaubte nicht anders, als daß der Kranke entweder sterben, oder doch zum wenigsten einen zweeten After behalten würde, als er aber wahrnahm, daß immer weniger zur Oeffnung herauskam, ließ er ihm immer festere Speisen geniessen, und in einer Zeit von drey und dreyßig Tagen war das Loch in den Weichen zugeheilt.

§. 18.

Und was soll man endlich von jenem Falle denken, den der berühmte Leibarzt, Herr von Kestler, im Jahr 1729 selbst beobachtet hat, wo eine Weibsperson, bey der sich ein eingeklemmter Bruch und ein ganzes Stück vom Grimmdarm, einen halben Schuh lang, absonderte und herausfiel, gleichwohl aber die Oeffnung völlig zuheilte, und ihr ihre ganze künftige Lebenszeit am ordentlichen Stuhlgange nichts fehlte? Dieses ganze brandige und abgefallene Stück vom Grimmdarm hat der Herr von Kestler, der es getrocknet und mit Charpie ausgestopft aufbewahret hatte, mir zugeschicket, es zu untersuchen, und meinen Zuhörern vorzuzeigen. Man sahe augenscheinlich, daß es nichts anders als der Grimmdarm war, sowohl an der ganzen Substanz des Stückes, als auch an den Spuren der Bänder desselben, wenigstens des dritten, welches Morgagni und Winslow beschrieben haben, das vom Grimmdarmfell bedeckt wird, als

auch an dem noch daran hangenden Stück vom Grimmdarmfell selbst. Wir untersuchten und überlegten demnach auf das sorgfältigste, wie es doch wohl zugegangen seyn könne, daß ein so beträchtliches Stück von einem Darm durch den kalten Brand losgetrennt, und durch die Oeffnung in den Weichen herausgefallen seyn könne, und während dieser Zeit der Auswurf aus dem blinden Darm bis an den After gekommen wäre, da gleichwohl die beyden offnen Enden nicht so, wie in andern dergleichen Fällen zu geschehen pfleget, an einander angezogen gewesen; ohne daß entweder in den Weichen ein zweeter After entstanden, noch aus der Oeffnung etwas in die Bauchhöhle gefallen wäre?

Es schien uns dieses etwas ganz unbegreifliches zu seyn, wenn man nicht annehmen wollte, daß das Stück des Darms, welches herausgegangen war, entweder die äußere Haut gewesen, und die inwendige daran geblieben, oder die innerliche unbeschadet der äußern losgegangen wäre: so daß der Darmkanal gewissermaßen an einanderhangend geblieben, und der Auswurf sicher bis an den After fortgegangen wäre.

Es zeigte sich aber bey genauer Besichtigung des herausgefallenen Stücks sogleich, daß beydes nicht gewesen seyn konnte, denn wenn es blos die innere Haut war, so konnten keine Bänder daran zu sehen, und das Grimmdarmfell nicht daran angewachsen seyn, und die äußere Haut des Darms hätte nicht ohne die inwendige allein losgehen, und ein ganzes Stück bleiben können, so lange der Grimmdarm noch ganz, und die innere Haut nicht auch zerrissen war; weil das Stück, das wir vor Augen sahen, keine breite und in der Mitten gespaltene Haut, sondern ein rundes überall ganzes Stück Darm war: welches sich in dieser Form ganz unmöglich absondern konnte, so lange der

Darmkanal ganz blieb, und die inwendige Haut unverletzt war.

Endlich fielen wir auf folgende Erklärung dieses merkwürdigen Falles, und legten uns die Beschaffenheit der Sache so aus: der Darm, welcher entzündet war, hatte da, wo das Grimmdarmfell daran hänget, am Bauchfell in den Weichen angelegen, und war an selbiges angewachsen: als der kalte Brand am Darme hinzukam, so gaben sich die verschiedenen Häute des Darms von einander, und als er weiter um sich griff, so entstand die breite Oeffnung in den Weichen: mithin war vom Darme, wovon sich die Häute von einander gegeben hatten, das inwendige Stück, nebst der vordern Seite vom ganzen Darme, und dem Bauchfell nebst der Flechsenverbreitung, und den Bedeckungen zur Oeffnung herausgetreten. Folglich war in dem vorgefallenen wirklich ein offner Canal, an dessen vordern Seite das Grimmdarmfell, das dritte Band desselben, und ein Stück von allen Häuten des Darms befindlich war, der aber übrigens aus den innern Häuten des Darmes allein bestund.

Wir setzen aber voraus, daß zu der Zeit, als die Entzündung am heftigsten war, der Grimmdarm da, wo es mit dem Darmfell verbunden ist, am Bauchfell angelegen habe, und mit selbigen an einem breiten Stücke verwachsen sey. Es war also nothwendig, daß der äussere Theil des Grimmdarms zu der Zeit, als der inwendige Theil desselben, nebst allen damit an der vordern Seite gedachten Darmes verwachsenen Theilen, den Vorfall machte, im Unterleibe ohne einige Oeffnung ganz, und die Ränder der Oeffnung im Grimmdarm mit dem Bauchfell fest verwachsen gewesen seyn müssen, so daß nichts von alle dem, was aus dem Blinddarm oder aus den engen Därmen nach den

Mastdarme herabgehet, in die Bauchhöhle hat fallen können.

§. 19.

Zu Ende des Jahres 1745 bekam eine Frau durch nachlässige Behandlung eines Bruchs alle Zufälle der Darmgicht, welche aber, als man ihr Leibesöffnung verschaffte, in kurzem wieder verschwanden. Nichtsdestoweniger zeigte sich, da man glaubte, die Krankheit wäre völlig gehoben, eine Oeffnung in den Weichen, durch welche wäßrige, gelbliche Materie, und zuweilen sogar Unrath abgieng. Ich fragte deswegen den berühmten Albinus um Rath, und brachte hierauf nebst meinem Wundarzt ganze neun Monate zu, ehe wir die Oeffnung zum Zuheilen bringen konnten: dabey war jedoch die Frau vollkommen gesund. Man legte ihr ein sehr weiches, aber den Umständen angemessenes Bruchband an, um die Rückkehr des Uebels zu verhüten. Gleichwohl brach es nach sechs und einem halben Jahre an dem nämlichen Orte wieder auf; nur daß sonst keine gefährlichen Zufälle dabey waren, auch kein Koth da herausgieng. Wie die Sache diesmal abgelaufen ist, weiß ich nicht, weil ich gerade damals mein Vaterland, und mithin auch diese Kranke verlassen mußte.

§. 20.

Alle diese Fälle zeigen uns, daß alsdann, wenn die innern Theile bey einer Entzündung ausgetrocknet sind, einer an den andern sich, ehe die Oeffnung in den Weichen entsteht, so fest anlegen, daß öfters nicht das mindeste in die Bauchhöhle, sondern, so lange die Oeffnung da ist, alles durch diese, und wenn sie zugeheilet ist, durch den After abgeht.

Demohnerachtet geht es nicht allezeit so. Bey Bauchwunden ist schon weit eher zu besorgen, daß der

Koth und der halbgekochte Milchsaft in die Bauchhöhle dringen könne. Dieses beweiset ein merkwürdiges Beyspiel beym Manget, der es selbst mit angesehen hat. Ein Mensch wurde mit einem dreyschneidigen Degen so gestochen, daß Würmer und Koth in den Weichen auf der linken Seite herauskamen; er starb den sechszehnten Tag darauf. Besonders war dabey merkwürdig, daß die Lefzen des Grimmdarms schon zu der Zeit mit den Lefzen der äußern Wunde auf das genaueste zusammengewachsen waren, und er lediglich deshalben hatte sterben müssen, weil der Koth in die Bauchhöhle übergegangen war, ehe sich die Wunde geschlossen hatte, welches doch, wie uns die angeführten Beyspiele belehren, oft ziemlich bald erfolgt.

§. 21.

Und nunmehr läßt sich' der Ausgang dieser Krankheit, welchen wir oben zu bestimmen Bedenken trugen, und bis hieher verschoben haben, leichter vorhersagen.

Solche Kranke nämlich, welche durch eine Wunde, oder vom Brande eine Oeffnung in den Därmen, besonders in den engen bekommen haben, sind allerdings einer großen Gefahr ausgesetzt, da entweder, ehe der geöffnete Darm vollkommen mit dem Bauchfell verwächst, der Koth und der rohe Milchsaft in die Bauchhöhle dringen, und den Tod ganz unausbleiblich verursachen kann, oder wenn auch aller Unrath zu der Oeffnung in den Weichen durchfällt, doch zu besorgen stehet, daß, wenn der heiße Brand schon in den kalten übergegangen ist, die Verderbniß der Därme sich zu weit erstrecken, und um sich greifen möge. Und eben deswegen hat Hippokrates die Wahrheit gesagt, wenn er nicht eine jede Oeffnung in

den Därmen ohne Unterschied, sondern besonders die in den engen Därmen, wie die Worte in beyden Aphorismen genau bestimmen, θανάσιμον oder θανασῶδη nennt, und damit einen hohen Grad der Gefahr anzeigen will: dieses bekräftigt der unglückliche Ausgang dieser Krankheit, der leider gar zu oft erfolget, zur Gnüge. Und wenn das Wort διακοπὴ so viel bedeutet, als eine Wunde, die durch den ganzen Darm durch und durch gehet, wie oben erwiesen worden, so ist auch der Ausspruch des Hippokrates wahr, daß ein so verletzter Darm nicht so zusammenwachse, daß der Kanal so frey hängt, als er vorher war: denn es ergiebt sich sowohl aus anatomischen als chirurgischen Bemerkungen, daß die vordere Seite des Darms mit dem Bauchfell und mit den übrigen verwundeten und sonst widernatürlich beschädigt gewesenen Theilen zusammenwachse, sich an selbige festhänge, und das ausgerissene Stück dadurch ersetzt werde. Es ist also sehr ungerecht, wenn viele Schriftsteller den Hippokrates eines in diesem Lehrsatz begangenen Irrthums beschuldigen.

2) Viele von denen, die an dieser Krankheit nicht sterben, erhalten demohnerachtet ihre vollkommene Gesundheit nicht wieder, sondern behalten irgendwo in den Weichen oder am Bauche eine Oeffnung, wodurch die Natur gleichsam wie durch einen zweeten After den Unrath fortschafft, der seines heßlichen Gestanks halber einen solchen Elenden auf Zeitlebens der menschlichen Gesellschaft größtentheils beraubt.

3) Einige bekommen nie wieder ordentliche Oeffnung durch den After, und die Möglichkeit, ihnen Klystiere zu geben, fällt weg, weil der Mastdarm und der Grimmdarm zusammengefallen sind, wie man solche Fälle beym Vater, Bleigni, u. s. f. nachlesen kann: andre hergegen behalten eine Absonderung von

Unflath oder Schleim durch den After, wie in den Schriften der Acad. Reg. Sc. ann. 1701. beym Fabriz von Hilden, Bleigni, Palfin, Cheselden, Albin, u. s. f. dergleichen Bemerkungen befindlich sind.

4) Bey einigen andern sind beyde Ränder des verwundeten Darms von erfahrnen Aerzten an die Oeffnung der Wunde angezogen, mit einander vereiniget, und an die Wunde angeheftet worden, dadurch auch dergleichen Kranke so weit geheilt worden sind, daß der Darmkanal von oben bis unten hinaus seine gehörige Oeffnung und Weite behalten hat, und der ordentliche Stuhlgang durch den natürlichen Weg Zeitlebens gehörig erfolget ist.

5) Zuweilen bleibt aber auch bey solchen Personen, die man völlig geheilt und ihre Gesundheit ganz wiederhergestellt zu haben glaubt, der Darm an der Stelle, wo er verletzt war, enger, legt sich an die Wunde an und verwächst damit, und bey so bewandten Umständen ist immer eine Grundursache schlimmer Zufälle, ja sogar des Todes vorhanden. Denn man findet merkwürdige durch Leichenöffnungen bestätigte Beyspiele, vorzüglich bey dem berühmten Herrn de la Peyronie Tom. I. Act. Acad. Chir. Par. daß die unausstehlichsten Kolikschmerzen daher entstehen, wenn die Därme voller Unrath und Blähungen sind, oder sich krampfhaft zusammenziehen: ja man hat sogar Fälle, daß Krämpfe oder Ueberladung mit unverdaulichen Speisen eine Ursache werden, daß der Darm an dem Orte, wo er anhieng, zerplatzt, der Koth in den Unterleib übergeht, der Bauch davon aufschwillt, und der Kranke nothwendig sterben muß. Heister hat selbst diejenige Weibsperson, welche Ramdohr, wie wir oben ausführlich erzählten, glücklich operirt und geheilt hatte, als sie ein Jahr darauf an einer Brustentzündung starb, geöffnet und gesehen, daß der

Darm mit verschiedenen Theilen im Unterleibe fest verwachsen war: man muß daher dergleichen Personen immer zum voraus sagen, was sie zu besorgen haben.

Aus allen diesen ergiebet sich nun deutlich, was man von den Folgen dieses Uebels in unserm gegenwärtigen Falle urtheilen mußte. Es stund nämlich entweder zu besorgen, daß sie, wenn der kalte Brand am Darme weiter um sich griffe, sterben, oder daß der Unrath, wenn der Darm noch nicht völlig mit dem Bauchfell verwachsen war, in den Bauch fallen und der Brand erfolgen mußte; oder daß sie zwar am Leben blieb, aber in den Weichen einen zweeten After bekäme, oder daß sie zwar vollkommen geheilt werden könnte, gleichwohl aber, wenn sie nicht sehr sorgfältig ihre Gesundheit abwartete, eine vorbereitende Ursache verschiedener Krankheiten, die auch tödtlich werden dürften, immer bey sich trüge. Man lese die Comment. des Hrn. v. Swieten Cap. de Vuln. Abdom. hierüber nach.

§. 22.

Die Anzeigung der Heilart gieng dahin, die Kräfte zu erhalten, alle Hinderniße aus dem Wege zu räumen, die die Heilung der Wunde hemmen konnten, die Wunde rein zu halten, vor der Luft zu bewahren, und Sorge zu tragen, daß sie beständig weich und feuchte bliebe, solche Nahrungsmittel zu wählen, von denen wir aus der Erfahrung bemerket hatten, daß sie weniger als die übrigen sich zu der Oeffnung wendeten, und zu Beförderung dieser Absicht durch Klystiere den Leib beständig offen zu erhalten. Denn wir haben zwar oben gesehen, daß man, wenn eine Oeffnung im Grimmdarm und diese noch nicht zugeheilet ist, sich vor Klystiere hüten müsse, damit nicht irgend etwas davon in den Bauch über-

gehe, hier aber war das der Fall nicht, sondern wir konnten die Klystiere sicher brauchen, weil, nach allen Umständen zu urtheilen, das Loch nirgends anders, als im Wickeldarm seyn konnte.

Wir fanden, daß die verdaulichsten und gemeinsten Speisen dieser Absicht am besten entsprachen. Die Fleischbrühe, so zuträglich sie ihr ihren Umständen nach war, und das Wasser, das sie, ihren Durst zu löschen, nothwendig trinken mußte, liefen am häufigsten zum Loche heraus. Brod, Semmel und Mehlspeisen in Brühe gekocht, bekamen ihr gut, Wasser aber durfte sie so wenig als immer möglich trinken, sondern mit dicken Emulsionen ihren Durst stillen. Endlich lehrte uns die Erfahrung, daß die Oeffnung sich dann am besten zum Heilen anließ, wenn sie feste Speisen, und zwar öfters und wenig auf einmal genoß, vorzüglich, wenn sie den ganzen Tag über im Bette blieb. Das Geschwür bedeckten wir anfänglich mit erweichenden Breyumschlägen, nachher mit den Emplastro diachylo cum gummi, und legten den Umschlag oben darauf, sodann mit dem Emplastro defensivo rubro, und endlich mit dem Empl. Fernelii ad rupturas. Im dritten Monate konnte sie ohne Schaden ein Weilgen sitzen, endlich auch aufstehen, herumgehen, und, ohne daß sie Schmerzen fühlte, etwas arbeiten. Ferner bemerkten wir, daß sich das Geschwür nicht auf einmal vollkommen schloß, sondern anfangs schien es einen, zween bis drey Tage, nachher vier bis sieben Tage geheilet zu seyn, worauf sich doch noch einige hervordringende Tropfen Feuchtigkeit zeigten. Auf diese Weise konnte man nach zween Monaten schon sagen, daß sie geheilt wäre, ausser daß immer so zuweilen noch einige Tropfen auf dem Geschwüre sich zeigten; völlig zugeheilt aber war die Wunde erst zu Anfang

des sechsten Monats, wo nur noch etwas sehr weniges von Nässe zu spüren war, die aber in der Folge ganz wegblieb. Zum völligen Zuheilen half ihr ein stärkender Wein, der mit Feilspänen und Fieberrinde aufgegossen war.

§. 23.

Besondere Zufälle sind während der ganzen Kur weiter nicht darzu gekommen, außer ein Husten, dessen Grundursachen wir nicht ausfindig machen konnten, der jedoch auf den Gebrauch versüßender und besänftigender Arzeneyen vergieng. Oben haben wir bey dem Falle aus dem Pfaffius bemerkt, daß sein Kranker einen heftigen und beschwerlichen Husten hatte, ingleichen, daß der Soldat beym Albinus vom Husten befallen ward, so oft ein kühles Lüftgen an den offnen Darm gieng, und sich dann erst legte, wenn er sich wieder ausgewärmt hatte. Wie dieses zugehe, läßt sich physiologisch nicht wohl erklären, daß es aber so sey, lehret die Erfahrung, und zwar nicht nur, wenn das Darmfell, die Därme und verschiedene Theile im Unterleibe, sondern auch wenn andre Eingeweide leiden. Es giebt Magenkrankheiten, wobey sich ein hartnäckiger Husten einfindet, und wenn die Krankheit gehoben ist, so bleibt der Husten auch weg. Man muß mehrentheils husten, wenn man sich in den Ohren kratzet. Ich weiß keines hartnäckigern und heftigern Hustens mich zu erinnern, als einsmals bey einer Wöchnerinn. Sobald aber aus ihrer Schaam ein länglichtes verschwieltes Stück Fleisch herausgefallen war, so war auch aller Husten augenblicklich weg. Dergleichen Beobachtungen haben in der Bestimmung, Beurtheilung des Ausgangs und Kur der Krankheiten ihren guten Nutzen. Dreymal hat unsre Kranke die Diarrhoe gehabt, nach dem

Gebrauch der Rhabarber und des Weidrichs (Lysimachia) aber vergieng sie.

§. 24.

Endlich verließ sie gesund und fett unser Krankenhaus. Es ist uns dieses, daß die Kranken dick und fett bey uns werden, gar nichts seltnes, meines Bedünkens aber weniger den Arzeneyen, als der Ruhe, Sorglosigkeit, dem vielen Schlafe und der guten Nahrung zuzuschreiben.

Fünftes Kapitel.

Ueber verschiedene Gegenstände.

§. 1. Beschluß der im Jahr 1761 Kap. 2. angefangenen Geschichte des Mädchens, deren Mutterscheide verschlossen war. (Atresia.) §. 2. Einige Bemerkungen über die Gebärmutter im Zustande der Schwangerschaft. §. 3. Von einigen Ursachen der Hitze, ausser dem Reiben, und woher sie entstehen müsse, wenn man gar kein Reiben annimmt. §. 4. Praktische Bemerkungen von unserm Krankenhause. §. 5. Vom Hämorrhoidalfieber, nebst einigen Bemerkungen in Ansehung der goldnen Ader in unserm Krankenhause. §. 6. Beantwortung der neuerlich wieder aufgeworfnen Frage: ob man sogenannte bezoardische Arzneymittel in verschiedenen Krankheiten geben solle? §. 7. Ein paar Worte von der in Wien unter dem Namen des Hofmannischen Tränkgens (Mist. Hofmanniana) bekannten Arzeney. §. 8. Ergänzung des zweyten Kapitels §. 5.

§. 1.

Im vorigen Jahrgange haben wir die Geschichte eines Mädchens erzählet, deren Mutterscheide verschlossen war, sie war aber damals noch nicht vollständig und wir wollen also nun den glücklichen Ausgang dieser Krankheit erzählen. Wir gedachten damals, daß sie im Unterleibe verschiedene Geschwülste und eine Menge schwieliges Fleisch in der Mutterscheide hatte. Inn- und äußerliche Mittel wurden dagegen gebraucht, und damit ziemlich bis zu Ende des Weinmonats fortgefahren, da wir endlich so glücklich waren, alles dieses nach und nach weg- und ihre monatliche Reinigung in Ordnung zu bringen, so daß sie den fünften November 1761 vollkommen gesund nach Hause reisete, und als sie jezt im Herbstmonat dieses Jahres wegen einer Magenkrankheit zu mir kam, bezeugte, sie hätte bis jetzo ihre Reinigung zu rechter Zeit und ordentlich, auch im Unterleibe keine Geschwulst mehr, noch Schwielengewächse an der Schaam. Die vorzügliche Kraft der Fieberrinde wird hierdurch aufs neue bestätiget, denn wiewohl ihr zufolge der Erzählung im vorigen Theile auch noch andere Arzeneyen gegeben worden waren, so wird doch jeder, der die Sache einzusehen im Stande ist, deutlich finden, daß die Fieberrinde das meiste hierbey gethan habe.

§. 2.

Als ich im letztern Jahrgange von der Erweiterung holer Eingeweide handelte, und zeigte, daß selbige bey der Erweiterung bald dicker, bald dünner wurden, bald aber auch ihre natürliche Dicke behielten, so mußte ich nothwendig auch die Gebärmutter, als das vorzüglichste unter den holen Eingeweiden, mit darunter rechnen. Hier will ich diejenigen Bemerkungen, welche ich zur Bestätigung meines Satzes in

diesem Jahre in unserm Krankenhause gemacht habe, anführen. Eine Frau, welche im dritten Monate ihrer Schwangerschaft war, wurde von ihrem Manne geschlagen, und auf den Unterleib mit Füßen getreten. So wie sie in ihrer Schwangerschaft fortgieng, nahm zwar auch ihr Bauch zu, aber er war sehr ungleich, so daß er unten, rechter Hand immer ungleich höher und in dem letztern Monaten außerordentlich dick war, und die Hebamme glaubte, sie würde Zwillinge bringen, wovon der eine in der Mitten, und der andre in der linken Seite läge. Endlich stellten sich im ein und dreißigsten Jenner dieses Jahres die Wehen ein. Die Hebamme war der Meinung, die Gebärmutter und die Frucht befänden sich in gehöriger Lage, und redte der Gebährenden immer zu, sie sollte recht arbeiten helfen. Weil aber das Kind gar nicht rücken wollte, so wurde die zwote, die dritte, die vierte, und so nach und nach bis auf die achte Hebamme herbeygeholet, und alle diese Weiber gaben der Gebärenden Schuld, daß sie die Arbeit der Natur und der Frucht nicht durch ihre eigne Anstrengung unterstützte. Ihr unfreundlicher Mann fieng endlich an sie zu prügeln, daß sie arbeiten sollte, und ward dadurch, wie sich bald zeigen wird, ein zwiefacher Mörder. Als nun schon, vom Anfange der Geburtsschmerzen anzurechnen, der siebente Tag anbrach, ward der D. Hopf, ein Hofnungsvoller und in der Entbindungskunst überaus geschickter junger Arzt, herzugerufen. Dieser fand, daß eine Schulter des Kindes an Muttermunde anlag und nahe dabey ein Stück von der Nabelschnur und vom Mutterkuchen zu fühlen war. Ehe er also die Frucht herausziehen konnte, mußte er dieses beydes, das ihm im Wege war, auf die Seite schaffen, als er aber bald damit zu Stande war, starb die Frau plötzlich an einer heftigen Blutstürzung.

Man brachte die Gebärmutter sogleich zur Untersuchung zu mir. Sie wurde, um das Kind herausnehmen zu können, an der vordern Seite aufgeschnitten, blieb aber nach dem Zerschneiden immer ausgedehnt, und fast aller Orten einem Zoll dicke. In dieser die Queere durchzerschnittenen dicken Substanz fand man eine Menge Blutgefäße, wovon einige enge, andre weit, andre so stark waren, daß man eine Schreibefeder hineinstecken konnte, alle aber vom Blute ziemlich leer waren. Nun rechne man, daß die Weite dieser Gefäße, und die Dicke der Gebärmutter sehr abgenommen haben mußte, weil diese Gefäße leer, und die Witterung sehr kalt war. An dem Orte, wo der Mutterkuchen gesessen hatte, erblickte man eine Menge Vertiefungen und Gruben, und besonders war dieses merkwürdig, daß rings um den Mutterkuchen herum in der Gebärmutter eine Menge Muskelfasern waren, dergleichen Ruysch einmal gesehen haben mag, und sie vor einen Muskel hält, der die Frucht und den Mutterkuchen bey der Geburt hervortreibe.

Der Grund, warum diese Geburt so schwer gewesen war, und zugleich der Beweis von der grausamen Begegnung ihres Mannes ward in der Substanz der Gebärmutter selbst gefunden. Diese hatte sich auf der rechten Seite in eine Fettgeschwulst, die beynahe rund gestaltet, und dreyzehn medicinische Pfund und vier Unzen schwer war, verwandelt. Beyde Eyerstöcke nebst den Muttertrompeten waren ganz natürlich beschaffen. Die ungeheure Größe und Schwere dieser Fettgeschwulst hatte denn nothwendig die Gebärmutter theils starr und unbeweglich gemacht, theils in einem ziemlichen Umfange ausgefüllt, und mithin hatten die Wehen nicht unmittelbar auf die Frucht gehen können, sondern eben diese Fettgeschwulst hatte

vielmehr, da die Wehen heftiger worden waren, den Körper der Frucht zusammengedrückt und verhindert, daß die Geburt nicht ordentlich geschehen konnte.

§. 3.

Unsre mit dem Wärmemesser angestellten Bemerkungen vom verschiedenen Grade der Hitze bey Gesunden und Kranken, nach dem verschiedenen Zustande und Beschaffenheit des Körpers, und von den verschiedenen Ursachen, woher diese Hitze entstehet, haben wir in diesem akademischen Jahre durch viele Versuche so wahr befunden, daß unsre schon längst hierüber geäußerte Meinung für ungezweifelt sicher gehalten werden kann. Diesen Sommer habe ich öffentliche Vorlesungen über die hitzigen Krankheiten gehalten, und unter andern vielen Fällen folgenden besonders angemerkt.

Eine Frau von sieben und dreyßig Jahren, die an einem anhaltenden Faulfieber lag, (bey der wir überdies auch die Bemerkungen des Hippokrates von der Unzuverläßigkeit der Krisen an solchen Tagen, wo sie nichts gutes anzeigen, und wo die Materie noch nicht gekocht ist, so bestätigt gefunden haben, daß bis in die vierte Woche der Krankheit alles ordentlich zutraf, wie er es angiebt,) klagte den vierten, fünften und sechsten Tag beständig über eine innere brennende Hitze, und der Wärmemesser zeigte sechs, acht, zehn bis zwölf Grad über die natürliche Wärme. Ich sowohl als einige anwesende Aerzte und alle meine Schüler konnten fast niemals einen merklich fieberhaften Puls wahrnehmen, vielmehr war er gut, voll und gleich: am siebenden, achten, neunten und zehnten Tage hingegen stimmte das Thermometer nicht nur mit der Empfindung der Kranken, sonden auch mit dem, was

uns der Puls anzeigte, völlig überein, so daß man aus allen diesen Umständen auf die große Hitze, die sie haben mußte, schließen konnte. Folglich ist meines Ermessens nichts zuverläßiger als dieses, daß das Reiben der Gefäße und Säfte unter- und an einander, und das Reiben der Theilchen der Säfte zwar unstreitig eine Grundursache der Hitze sey, daß es aber auch außer dem Reiben viele andre Grundursachen der Hitze in unserm Körper sowohl, als an andrer Orten gebe: denn sowohl der Wärmemesser, als das Gefühl zeigen sehr oft einen hohen und anhaltenden Grad der Hitze, und gleichwohl ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Aerzte kein Reiben der Gefäße und Säfte weder aus dem Pulse noch sonst zu schließen. Ich wundere mich deswegen gar sehr, daß einige, welche bey obiger Kranker die Wahrheit meines Satzes theils mit Augen bestätigt gesehen haben, theils, wenn sie gewollt hätten, sehen konnten, vor kurzen in einer Streitschrift öffentlich gerade das Gegentheil behauptet haben.

Ferner haben wir aus unzählichen Versuchen gelernet, daß eine halbe Viertelstunde hinreichend sey, den Grad der Hitze eines Menschen mit dem Wärmemesser zu bestimmen, und daß man nur zween Grad mehr rechnen dürfe. Denn 1) pfleget der wahre Grad der Hitze sich nach einer Viertelstunde am Wärmemesser so richtig zu zeigen, daß er, wenn man ihn gleich länger anhält, nicht höher steiget, 2) pfleget der Wärmemesser, wenn man ihn eine halbe Viertelstunde angehalten hat, in der folgenden halben Viertelstunde nicht mehr, als um zween Grade zu steigen: und daraus ergiebt sich, daß man nach einer halben Viertelstunde den Grad der Hitze bestimmt wisse, wenn man noch zween Grade hinzufüget, denn unter funfzigmalen wird es sich kaum einmal zutragen, daß diese Regel trüge,

und wenn es ja geschehen sollte, so beträgt das doch nicht mehr als einen halben oder höchstens einen Grad, doch setze ich zum voraus, daß der Wärmemesser gut, und vom Anfange, wenn man ihn unter der Achsel anlegt, mit Kleidern und Betten wohl bedeckt sey.

§. 4.

Unsre praktischen Bemerkungen von dem unreifen Zustand, der vollständigen und unvollständigen, angefangnen und vollendeten Kochung, von dem Stillstehen (status morbi) der Krankheit, anzeigenden und kritischen Tagen und mancherley Versetzungen in hitzigen Krankheiten, ferner von neuen Krankheiten, die aus einer vorhergegangenen hitzigen Krankheit entstehen, vom Harn, Aderschlag, Athemholen, von der verschiedenen Beschaffenheit der Gegenden unter den kurzen Ribben bey hitzigen Krankheiten, von denjenigen Zeichen, die man aus der Beschaffenheit des Körpers und der Abweichung dieser und jener körperlichen Geschäfte vom natürlichen Zustande nehmen kann, haben uns nunmehr vollkommen überzeugt, daß kein Arzt, der je gelebt oder geschrieben hat, den Hippokrates in Bestimmung und Vorhersagung aller dieser Dinge übertreffe. Der achte Theil dieses Buchs soll daher einen Auszug aus dem Hippokrates enthalten, und zeigen, wie man am Krankenbette alles genau so findet, wie er es bestimmet, damit auch mehrere Aerzte mögen angetrieben werden, den Hippokrates und dessen Schüler zu bewundern und seinen Grundsätzen zu folgen.

§. 5.

Man hat neuerlich zu wiederholtenmalen den Satz vertheidigt; „es giebt ein Hämorrhoidalfieber“, und das letztemal behauptete man, die Ein-

wohner von Wien wären viel öfter mit den Hämorrhoiden beladen, als alle andre Städte und Völker.

Ich bekenne, daß ich gar nicht weiß, was diese Herren unter dem Hämorrhoidalfieber verstehen, und vielleicht wissen es diejenigen, die diesen Satz öffentlich vertheidigten, selbst nicht. Nothwendig können sie nichts anders darunter verstehen, als ein Fieber, welches entweder von der güldnen Ader selbst oder deren Verstopfung oder Entzündung entspringet, oder durch den Fluß der güldnen Ader entschieden wird. Aber keins von beyden Fiebern kann man füglich ein Hämorrhoidalfieber nennen.

Das erstere deswegen nicht, weil in dem Buche, woraus sie den Namen dieses Fiebers entlehnet haben, sich keine Zeichen finden, als ob Trieb zum güldnen Aderfluß vor den Ausbruche im Körper gewesen war, sondern vielmehr mit deutlichen Worten gesagt wird, daß nach dem Ausbruche des Fiebers, und zwar da es schon zween bis drey Tage gedauert gehabt, sich die verschwollne güldne Ader gezeigt hätte.

Und so auch das zweyte nicht. Denn die Krankheit wird so beschrieben, daß dieses Fieber sehr häufig sich gezeiget, aber sehr wenige unter denen davon befallenen Personen von freyen Stücken oder durch allerhand künstliche Hülfsmittel den güldnen Aderfluß bekommen hätten; bey vielen hätte es zwar das Ansehen gehabt, als wenn die Natur dahin wirkte, sie wären aber nicht zum Fluß gekommen; und demohnerachtet wären die Kranken, wenn auch gleich kein güldner Aderfluß oder eine andre von der Natur gemachte oder durch die Kunst beförderte entscheidende Ausleerung zur Wirklichkeit gekommen, geschwind und vollkommen genesen.

Wir wollen aber einmahl zu geben, wenn es gleich eigentlich nicht so ist, daß man die ganze Natur und Art dieses Fiebers, welches so viel Menschen

befiel, aus der kleinen Zahl derjenigen Kranken, bey dem die güldne Ader theils von freyen Stücken, theils durch Beyhülfe der Kunst wirklich fliessend wurde, bestimmen könne; darf man es denn deswegen ein Hämorrhoidalfieber nennen? Gewiß mit eben so wenigern Rechte, als wenn man jedes Entzündungs oder hitziges Fieber, das sich durch Stühle löset, ein Bauchfieber oder ein Darmfieber, jedes das sich durch den Urin löste, ein Nierenfieber, das sich durch Brechen löste, ein Brechfieber das sich durch Auswurf löset, ein Speichelfieber u. s. w. nennen wollte. Diese Art sich auszudrücken ist in den Schulen der Aerzte nicht gewöhnlich, und bey mir, haben es diese Herren, wenn ich sie an die Krankenbetten führte, nicht gehört.

Was ist denn nun aber das eigentlich vor ein Fieber wovon in diesen Streitsätzen die Rede ist? Ein Fieber von so einer Art und Beschaffenheit, daß man seines gleichen in der ganzen mediciniſchen Geschichte nicht antrift: nämlich ein solches, wo bey einem völlig unreifen Zustande, ja so gar schon zu der Zeit, wenn dieser noch zunahm, schon gute kritische Bewegungen sich zeigten: das sich in kurzer Zeit löste, wenn auch diese Bewegungen ohne Erfolg waren, und durch keine andern Ausleerungen ersetzt wurden, da doch, nach der festgesetzten Ordnung der Natur, die kritischen Bewegungen nothwendig an einem sogenannten guten Tage, und zu der Zeit, wenn die Materie der Krankheit schon gekocht ist, sich zeigen müssen, woferne sie anders heilsam seyn sollen, und die Krankheiten bey einem unvollständigen Versuch der Natur zu irgend einer Ausleerung sich nicht lösen; es müßte denn eine andre hinlängliche und schickliche Ausleerung drauf folgen; und wenn dieses nicht so geschiehet, so schweift die Materie der Krankheit lange Zeit aller

Orte in Körper herum, verursachet allerhand schmerzhafte Zufälle, bringt viele ins Grab, und wenige kommen, nach dem sie viel ausgestanden und sich lange gequälet haben, mit dem Leben darvon. Wir finden Beyspiele hiervon in jener Volkskrankheit, davon Hippokrates Epid. 1 Lib. pag. 941. 945. Foes: redet, wo theils gar keine Crises sich zeigten, theils keine angefangene gehörig zu Stande kamen.

Es könnte mir vielleicht jemand einwenden, diejenigen, welche bey solchen unvollständigen und auf keine Weise ersetzten kritischen Bewegungen, so geschwind und vollkommen gesund worden, wären durch eine wohlthätige Auflösung des Krankheitsstoffes genesen, und ich brauchte also dieses berüchtigte Fieber nicht als ein solches zu beschreiben, das seines gleichen in der ganzen Arzneykunst nicht hätte.

Wer aber so urtheilet, müßte wider alle medicinische Grundsätze und Erfahrung die Bedingungen, unter denen eine gutartige Lösung der Krankheit zu hoffen stehet, hier bey einem schweren gefährlichen und entzündungsartigen Fieber zu finden glauben, und zum zweyten nicht bedenken, daß, wenn dieses wahr wäre, sogleich der ganze Grund hinfallen müste, um dessen willen man dieses Fieber ein Hämorrhoidalfieber nennen könnte.

Dieses mag von dem Namen dieses Fiebers genug seyn. Wir wollen nun noch den dem Streitsatz vom Hämorrhoidalfieber angehängten Ausspruch beleuchten: „die Einwohner von Wien sind viel öfter „mit dem güldenen Aderfluß behaftet, als andre Völ„ker, so daß die Aerzte billig bey Krankheiten oft ihr „Augenmerk darauf richten sollten.“ Seit neun Jahren habe ich nun schon theils vor dem Krankenbette,

theils in den Schriften, theils in den Lehrstunden die Lehre von dem güldnen Aderfluß nach den wahren Grundsätzen des Hippokrates, oder welches einerley ist, nach den wahren Grundsätzen der Natur vorgetragen, und in dieser Zeit bewiesen, daß es wirklich einen kritischen güldnen Aderfluß sowohl in langwierigen als hitzigen Krankheiten, gebe, und daß dieser von dem Arzte genau beobachtet, unterstützet und befördert werden müsse: ich habe ferner gezeiget, daß es einen die Krankheit vermehrenden, aber auch einen höchstschädlichen und gefährlichen güldnen Aderfluß gebe; ich habe endlich noch dargethan, daß nach dem Urtheile der größten Aerzte sowohl als der Erfahrung zu Folge, diejenigen Aerzte und Pfuscher den größten Fehler begehen, welche den güldnen Aderfluß mit Gewalt befördern und bey allen Zufällen beynahe erwarten, daß sie durch diesen gehoben werden soll. Diese meine Meinung, welche ich in öffentlich vertheidigten Streitschriften der gelehrten Welt bekannt gemacht habe, bestätiget sich auch durch die Erfahrung. Denn berühmte Aerzte aus warmen sowohl als kalten Ländern haben mir schriftlich versichert, daß sie in ihrer Praxis meine Grundsätze hierüber richtig befunden hätten.

Dasjenige aber, was unsre Herren Kandidaten am meisten von der Natur und Beschaffenheit des güldnen Aderflußes bey den Einwohnern von Wien und ganz Oesterreich hätte überzeugen sollen, ist dieses, daß in ihrer Gegenwart mehr als zweytausend Personen auf das genaueste sind ausgefraget, und hierüber ein richtiges und pünktliches Protokoll gehalten worden, unter denen kaum vier sich fanden, bey welchen die Natur selbst auf den güldnen Aderfluß gieng. Wie können also Leute, in deren Gegenwart diese Sache an so einer Menge Menschen untersucht wor-

den ist, sagen, daß die Einwohner von Wien und ganz Oesterreich vor andern mit dem güldnen Aderfluß beladen wären? Das streitet ja wider alle bewährt gefundene Erfahrung, sie müßten den die Art von der güldnen Ader für haufig kritisch ansehen, welche die Aerzte und Wundärzte den Leuten der Natur zuwider, erregen: in dem letzten Falle aber müssen sie das gar nicht verstanden haben, was ich in der Abhandlung von der güldnen Ader sage, und mit Zeugnissen aus den Schriften aller Jahrhunderte beweise, wo ich nämlich zeige, wie und auf was Weise die Aerzte einen solchen erzwungenen güldnen Aderfluß ansehen, und ihn behandeln sollen.

§. 6.

Gleiche Bewandniß hat es auch ziemlich mit dem sogenannten bösartigen Fiebern, zu welchen sich Peteschen, Friesel und andre Hautausschläge zu gesellen pflegen. Meine Schüler müssen bey meinen Unterweisungen an den Krankenbetten, darzu sie so sehr oft mitgenommen werden, an einer Menge solcher Patienten, ingleichen aus meinem Buche de febrium divisionibus, ferner aus dem dritten, vierten und fünften Theile dieser Heilungsmethode nothwendig überzeugt worden seyn, daß mein Satz, daß die Krankheiten oft einzig und allein durch die Behandlung bösartig gemacht werden, und daß Peteschen und Friesel selten eine von der Natur gemachte Krise sind, in der Wahrheit gegründet sey: da sie vornehmlich die Bestätigung dieses meines Satzes in dem weitläuftigen spanischen Krankenhause mit Augen gesehen, und eine von dem ordentlichen Arzte dieses Hauses, dem erfahrnen G. Hazenohrl, meinem ehemaligen Schüler, im Jahr 1761 hierüber herausgegebene Schrift in Händen haben. Wie sehr muß ich mich also verwundern, daß junge Aerzte aus der Wiener

Schule öffentlich folgenden Streitsatz vertheidigt haben. „Die Hautausschläge zeigen sich oft auch bey „solchen Kranken, die man weder zu warm gehalten, „noch mit hitzigen Arzeneyen verdorben hat, und Frie„sel, Peteschen und andre Ausschläge entstehen mit„hin nicht allemal nur dann, wenn der Kranke durch „sogenannte Gifttreibende (bezoardica) Mittel oder „Bett- und Stubenhitze erst in die Hitze gejagt wor„den ist: ja es ist sogar noch ungewiß, ob jemals ein „Ausschlag von dergleichen Arzeneyen entstanden ist.“ Weil diese Meinung gefährlich ist, und die Kranken Gefahr laufen könnten, wenn sie jemand vor wahr annehmen sollte, so finde ich es vor nöthig, mich etwas näher mit der Untersuchung derselben zu beschäftigen.

Das ist zwar richtig, wenn in obigen Streitsatz gesagt wird, daß diejenigen Kranken, welche zu warm gehalten, oder mit bezoardischen Arzeneyen behandelt werden, nicht allzeit Hautausschläge deswegen bekommen, ich habe dieses aber auch nicht behauptet, sondern nur gesagt, daß es oft geschähe, und noch darzu gesetzt, daß wenn auch keine Ausschläge dadurch verursachet würden, dennoch allerhand andre üble Folgen daher entstehen. Diese Herren hätten meine Meinung aus demjenigen deutlich einsehen können, was ich in meiner Rechtfertigung gegen die Vertheidigung des Herrn von Haller gesagt habe, und ich errinnere hier beyläufig, daß ein gewisser großer theoretischer und praktischer Arzt eine Schrift unter der Feder hat, worinnen er durch sehr viele an lebendigen Thieren sowohl als vorzüglich an lebendigen Menschen in Gegenwart vieler Zeugen angestellte kostbare Versuche beweisen wird, daß meine in jener Schrift angeführten Gründe sich in der Erfahrung bestätigen. Ich will mich daher nicht länger hiemit

aufhalten, sondern nur noch mit wenig Worten dasjenige berühren, was die Gifttreibenden Arzeneyen und das heiße Verhalten betrift. Die bezoardischen Mittel sind von verschiedener Gattung. Es giebt

1) ein bezoardicum animale, welches aus der Leber und dem Herz der Vipern, die in der Sonne getrocknet und zu Pulver gerieben worden, bereitet wird, Lemery. Pharmac. univers. pag. 130. Dieses Mittel kann vermöge seines laugenhaften Salzes in Faulfiebern theils deshalben schaden, weil es die Neigung zur Fäulniß, die ohnehin schon zugegen ist, noch vermehrt, theils weil es Schweiße zu einer solchen Zeit der Krankheit hervortreibt, wo man entweder gar keine Ausleerung oder doch wenigstens keinen Schweiß befördern soll.

2) Ein andres bezoardicum animale, ist der Bezoarstein, vorzüglich der orientalische. Ich habe im Krankenhause viel Versuche damit gemacht, denn unsre Kayserin hat, aus sonderbarer Gnade und Liebe zu Erweiterung der Kenntnisse, mir einen Vorrath davon verschaffen lassen. Schon vor einiger Zeit habe ich damit öffentlich Probe angestellet, neuerlich aber am dreyzehnten und vierzehnten Julius dieses Jahres selbige wiederholet. Ich nahm einen Bezoarstein, von der Größe einer kleinen Muscatennuß, ließ selbigen eine Stunde lang in vier Unzen kalten Wasser liegen, und das Wasser bekam davon eine angenehme Bitterkeit: ich ließ ihn zehn Stunden darin liegen, und die nämliche Menge Wasser schmeckte ganz abscheulich und eckelhaft bitter. Wir zogen daraus den richtigen Schluß, daß der sogenannte Aufguß des Bezoarsteins, mit einem gewürzhaften Wasser, oder wie man ihn meistens machet, mit Wein eine Arzeney sey, welche die Säfte in Bewegung setzt, und zum Schweiße treibet. Man rechnet hieher auch den

occidentalischen Bezoar, den Pedra del Porco, den Lapis Factitius de Goa u. s. f.

3) Bezoarticum minerale, welchen Namen man dem mit Salpetergeist verkalchten Spiesglas giebt. Ist dieses nur wenig verkalcht, so ist es ätzend; im Uebermasse verkalcht, unwirksam; im gehörigen Grade aber kalzinirt, kann es allerdings eine gute Arzeney seyn. Auch macht man verschiedene bezoardica mineralia aus andern Metallen.

4) Im letztern Jahrhunderte und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts waren verschiedene Arzeneyen unter den Titel der Bezoarmittel sehr berühmt; wir lesen Recepte davon bey Michaelis, Ludovici, Schröder, Hercules a Saxonia, Teichmeyer, Barbette, Etmüller und in unzählichen andern medicinischen Schriften, besonders in solchen, die deutsche Aerzte geschrieben haben. So hatte man z. B. eine sogenannte Mixturam bezoardicam contractam, die auf zweymal genommen werden mußte, und folgende war: Nimm ein Quentchen von der Mixtur. simpl. Ludovici und eine halbe Drachme Liquor. C. C. Succ. Die Mixtura simpl. Ludovici wurde folgendermaßen gemacht: Nimm drey Theile Spir. Tartari rectificatiss. einen Theil vom Spirit. urinosus volatilis und einen Theil von Spir. Vitrioli novies sublimat. Alles dieses vermische, wenn die Gährung vorüber ist, mit fünf Theilen vom Theriakalspiritus und destillire es durch die Retorte. Und wenn man nun zu dieser Mixtura simplex Kampfer, Mohnsaft und Santelholz that, so wards tinctura bezoardica genannt. Noch eine andre berühmte Bezoartinctur war diese: Nimm Rauten- und Scorzonerwasser von jedem zwo Unzen Mixtur. simpl. Ludovici ein Quentchen, sp. is. fulig. rectif. dreyßig Gran, Scordiensyrup vier Quentchen, mische alles, laß es auf zweymal nehmen. Und

wenn nun der Kranke bey denen dadurch erregten Schweißen im Phantasien verfallen wollte, so gab man ihm folgendes: Nimm eine Unze Aqu. Cord. Herc. a Saxonia vier Quentchen Zimmtwasser, zwey Quentchen Aqu. Theriac. camph. einen Scrupel C. C. essentificat. oder statt dessen Sal. volat. C. C. zehn Gran Sal. vol. succin. ein Quentchen Syr. Flor Tunicae. Ein schweißtreibendes Mittel auf einmal zu nehmen war dieses: eine Drachme von der Tinctura bezoard. Ludovici und ein Scrupel Spir. c. c. Man findet bey obbelobten einer Menge Rezepte dieser Art.

Weil nun alle diese Bezoararzeneyen, wenn sie zu Anfange der Krankheit zu wiederholtenmalen gegeben wurden, die Hitze bereits zu heftig mehrten, und die Kochung störten, so widersetzten sich die berühmtesten Schüler des Hippokrates, Sydenham, Baglivi, Boerhaave, de Gorter und unser würdiger Präses, der Herr Barón van Swieten, wie auch der berühmte Friedrich Hoffmann einstimmig dieser Methode: und behaupteten, daß selbige die sogenannte Bösartigkeit der Krankheit vermehrte und zu mancherley Hautausschlägen, besonders zu Peteschen und Frieseln Anlaß gäbe. Man lese hierüber den Tract. de Febr. divis. nach.

Ich nenne hier unter andern auch den Hoffmann und zwar deshalben, weil man von ihm eine ganz irrige Meinung hegt, da er doch in seinen Schriften überall wider das zu heisse Verhalten der Kranken, und die schweis- und gifttreibenden Mittel eifert. So schreibt er z. B. in seinem Compendio cap. de Febre purpurata §. 2. „Wie groß der Scha„de sey, den man durch schweißtreibende Mittel an„richtet, hat die Erfahrung in Wahrheit schon zur „Gnüge gelehret, denn diese zeiget uns, daß die gift„und schweißtreibenden Mittel, nebst den heissen Stu-

„ben und der übermäßigen Bettwärme die Ursache „sind, warum fast alle, welche diese neuerlich erst be„kannt und üblich gewordene Krankheit, ich meyne „den Friesel, bekommen haben, davon gestorben sind, „anstatt daß, wenn man ein mäßig warmes Verhal„ten dabey beobachtete, die meisten davon kom„men würden. Ja es ist so gar schädlich, wenn man „heisse Aufgüße und Decokte in allzugroßer Menge „trinken läßt, weil dadurch zuviel Schweiß getrieben, „und das Blutwasser allzu sehr erschöpfet wird." Er hat zwar wirklich zuweilen Bezoararzeneyen verordnet, aber keine andre, als solche, die er mit diesem Namen belegt, und nach den Begriffen der übrigen Aerzte nicht darunter zu rechnen sind, z. B. ungebranntes Hirschhorn, Krebsaugen, Antimonium diaphoreticum und Zinnober.

Und in dem Cap. de Febr. epid. exanthemat. sive petechizante sagt er: „Was die Arzeneyen anbe„langt, so haben die schweißtreibenden Mittel, die „flüchtigen Salze, die hitzigen und geistigen Bezoar„arzeneyen, wenn man sie gleich gemeiniglich für die „wirksamsten in dieser Krankheit ausgiebt, mehr „Schaden als Nutzen gestiftet, besonders wenn sie in „etwas großen Gaben oder öfters genommen, oder „die Kranken zu warm dabey gehalten worden. Denn „sie haben die Auflösung der Bestandtheile des Blu„tes befördert, und die Peteschen dadurch in größe„rer Menge heraus getrieben: oder es sind heftige „Kopfschmerzen, Bangigkeiten und Beklemmungen „oder auch allzustarke Schweiße daher entstanden. „Ja ich weiß so gar, daß Personen, welche sie als „Verwahrungsmittel eingenommen, und sich dabey „in heisse Stuben und unter schwere Betten gesteckt „hatten, kurz drauf angesteckt wurden." Ich könnte noch eine Menge ähnlicher Stellen anführen, statt

aller übrigen aber soll uns noch die seyn, wenn er Cap. de Febr. ard. sich also ausdrückt. „Wir müssen „hier noch einen sehr gewöhnlichen, aber auch höchst„gefährlichen Fehler in der Praxis anmerken, daß „man nämlich gleich in den ersten Tagen der Krank„heit bezoardische Essenzen und schweißtreibende Mittel „zu verordnen, in Gewohnheit hat, und sich thö„richter Weise einbildet, die Bösartigkeit dadurch „von Herzen wegzutreiben, da man doch die Krank„heit dadurch viel schlimmer macht. Denn wenn zu„mal der Körper blutreich ist, so wird die Entzündungs„hitze vermehret, und das Fieber stärker und lang„wieriger gemacht, wenn nun noch dazu die gehörige „Leibesöffnung einige Tage gefehlet hat, so wird da„durch das Blut allzu sehr aufgelöset und Ausschläge „getrieben."

Ingleichen Cap. de purpura Chronica: „Am „allerwenigsten aber kann diese Krankheit bezoardische „Essenzen und Tinkturen vertragen, sondern man „vermehret sie dadurch und verursacht größere Hitze. „Ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß lang„wierige Frieseln, zu denen sonst weder Fieber noch „andre wichtige Zufälle zu kommen pflegten, durch „dergleichen Arzeneyen und durch das zu warme Ver„halten der Kranken in bösartige verwandelt worden „sind. Und überhaupt weiß man auch aus der Er„fahrung, daß je geschwinder und heftiger man den „Frieseln durch hitzige Arzeneyen und zu warmes Ver„halten des Kranken heraustreibt, desto eher ver„schwindet er bey dem kleinsten Umstande und fällt „zurück."

Nach den Vorschriften und Beyspielen solcher großen Aerzte bin ich immer verfahren, und lehre es meinen Schülern bereits ins neunte Jahr, so daß

sie in der Wahrheit meines Vortrages und den Warnungen jener berühmten Männer nicht den mindesten Zweifel setzen können. Und gleich wohl, finden sich Leute, die meine Unterweisungen kaum verlassen haben, und öffentlich behaupten, es wäre noch zweifelhaft, ob jemals von bezoardischen Arzeneyen ein Ausschlag entstanden wäre?

§. 7.

Nicht viel anders ist es mit einem andern Streitsatz beschaffen, worinnen von den sogenannten Hoffmannischen Tropfen die Rede ist, wenn darinnen gesagt wird: „Die Hoffmannischen Tropfen werden „ohne Grund in Fiebern getadelt und verworfen, „den sie machten nicht so viel Reiz, als ein Quentchen „Salpeter in einem Pfund Getränk aufgelöset.“ In diesem Satze ist kein richtiges Wort. Denn

1) ist die Gabe der Tropfen nicht bestimmt, da man doch bey Lesung der Hoffmannischen Schriften findet, daß er selbst sie in verschiedenen Gaben gegeben und das Verhältniß der Bestandtheile öfters verändert hat. Zuerst hätte die Menge des Getränks sowohl, worinn man sie nimmt, als die Tropfen selbst genau bestimmt werden sollen, ehe man behaupten wollte, daß sie weniger reizten, als ein Quentchen Salpeter in einem Pfunde Getränk.

2) haben die Herren, die diesen Streitsatz öffentlich angeschlagen haben, im Krankenhause nicht gelernet, daß man den Salpeter allemal in diesem Verhältniß zum Getränk geben soll. Wir nehmen unter vier Pfund Getränk kaum ein Quentchen, wenn wir das geringste von dem Reize desselben befürchten, besonders wenn die Kranken stark trinken. Aber

3) Wenn auch diese Tropfen, die vor Hoffmanns Lebzeiten schon ein bekanntes und aus der Mode gekom-

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn838318517/phys_0375 DFG

menes Mittel waren, Hoffmannische heißen sollen, welches ich zufrieden bin, und aus Gewohnheit selbst nachthue, so sollte man sie doch nur mit der Klugheit und Vorsicht, wie Hoffmann, brauchen. Denn dieser vortrefliche Mann denkt kaum an diese oder ähnliche Tropfen, wenn er die Behandlung der anhaltenden Faulfieber der hitzigen Fieber und aller und jeder Entzündungskrankheiten lehret, sondern verordnet ganz andere und zwar sehr schickliche Mittel: da indessen viele Aerzte wider Hoffmanns Gewohnheit und Meinung ihre Kranken von Anfange hitziger Krankheiten, bis zum Ende derselben und die ganze Zeit hindurch, so lange sie dauern, mit diesen Tropfen, so zu sagen, überschütten.

4) Endlich ist leicht einzusehen, daß, da erdige, mit Säuren gesättigte Mittel, und mithin auch die jezt gedachte Hoffmannische Mixtur, zuweilen eine augenscheinliche und sichtbar geschwinde Hülfe in Krankheiten leisten, welche durch Harnausleerung theils durch Hülfe der Natur, theils durch Mitwirkung der Kunst kuriret werden, z. B. in einigen Arten von Harnverhaltung und verschiedenen Hautausschlägen, die mit einem heftigen Jucken vergesellschaftet sind, als in welchen Fällen ich die Wirksamkeit dieser Arzeneyen an denen in unserm Krankenhause befindlichen Kranken meinen Zuhörern selbst gezeiget habe, dieses harntreibende Mittel in hitzigen Krankheiten schädlich seyn könne, und oft in der That schädlich sey, da alle vernünftige Schüler des Hippokrates uns lehren, daß man sich in dergleichen Fällen sorgfältig und bey Vermeidung der größten Gefahr hüten müsse, zu der Zeit, wenn die Natur noch keine Ausführungen anzeiget, sondern vielmehr denselben widerstehet, etwas zu verordnen, was in der noch rohen und zu allen heilsamen Bewegungen und Ausführungen noch unge-

schickten Säften, eine Bewegung verursachen könnte: indem die Natur ganz allein damit umgeht, die Kochung zu befördern und alle Ausleerungswege in denjenigen Stand zu setzen, daß sie nach vollbrachter Kochung dieselben geöffnet und zur Ausführung geschickt finde, und durch einen oder mehrere derselben der Krankheitsstoff aus dem Körper wirklich fortschaffen könne.

§. 8.

Ich habe zwar bereits Kap. 2. §. 5. mich erkläret, daß man meine Meinung, ob das Verwachsen der Lungen und des Ribbenfells in einem großen Umfange für eine Ursache verschiedener widernatürlicher Zufälle und Krankheiten zu halten sey oder nicht, falsch verstanden, ich habe aber daselbst vergessen, die nöthigen Anmerkungen wider die verschiedenen angeführten Stellen einiger Schriftsteller hinzuzufügen, welche beym Haller in Element. Physiol. Tom. III. pag. 122. vom Anwachsen einer von beyden Lungenhälften oder beyder Lungenhälften überhaupt und pag. 133. insbesondre als Zeugnisse angeführt sind, daß die ganze Lunge an der Brusthaut angewachsen seyn könne, ohne daß dergleichen Personen an dem Athemholen den mindesten Fehler hätten. Und antworte also hierauf folgendes.

1) Die Anzahl derer hier angeführten Schriftsteller ist gar nicht beträchtlich gegen die Menge derer, die gefunden haben, daß das Verwachsen eines Stückes, einer Hälfte oder der ganzen Lunge mit dem Rippenfell mancherley üble Folgen und Zufälle verursachet habe.

2) Nicht alle diese Stellen beweisen das, was sie, nach Herr Hallers Meinung, zu beweisen scheinen sollen.

Denn erstlich war bey dem jungen Menschen, beym Baron van Swieten Comm. Tom. I. pag. 510. nicht die ganze Lungenhälfte wie Haller schreibt, sondern nur der mittelste Theil des rechten Lungenflügels angewachsen. Und ich muß die von Herr van Swieten dabey gemachte Anmerkung, daß nämlich dieser junge Mensch ehe er vom Schlage getroffen wurde, Blutspeyen bekommen habe, nothwendig mit anführen.

Zum andern wird aus den Actis Harlemensibus ein Fall erzählt, wo der ganze linke Lungenflügel angewachsen war, aber nicht behauptet, daß diese Person nichts dabey gelitten hätte. Denn es steht ausdrücklich daselbst, daß das Athemholen seit neun Monaten und drüber dieser Person sehr schwer worden sey.

Zum Dritten werde ich selbst angeführt. Da ich Rat. Med. Tom. II. Kap. 8. einem Fall angeführet haben soll, wo ein Mensch nicht den mindesten Fehler am Athemholen gehabt, wie wohl man bey der Zergliederung seine ganze Lunge mit dem Rippenfell zusammengewachsen gefunden hätte. Man hat mich aber nicht recht verstanden: denn oben habe ich gesagt: „Man merkte auch die ersten vier Tage seiner „Krankheit keinen Fehler am Othemholen, eben so wenig „als nach der Zeit, als er an der Lungenentzündung „geheilt worden war, ausgenommen, kurz vor seinem „Tode. Sein Athem war nur kürzer, und sein „Puls ein wenig geschwinder und schwächer, als im „natürlichen Zustande, niemals aber merklich ungleich.“ Ueberdies war dort mein ganzer Zweck dieser, daß ich nach physiologischen Regeln erklären wollten, wie ein Mensch hätte leben können, bey dem alle in der ganzen Brusthöle befindliche Theile, das Ribbenfell, das Zwerchfell, die Lungen, der Herzbeutel, das Herz, die großen Gefäße, und das Brustfell,

dergestalt zusammengewachsen waren, daß kein einziges dieser Theile sich besonders ohne des andern bewegen konnte: und ich pflichtete also denen bey, die behaupten, die Lunge läge beständig an dem Ribbenfell an, weil das meiner Absicht am meisten entsprach, und gleichwohl sahe ich mich gezwungen, von meiner ganzen Auslegung abzugehen, weil diese Krankheit unerklärlich war. Wer also diese meine Erzählung zu einem Beweiße, daß das Athemholen auch bey ganz angewachsenen Lungen vollkommen gesund und natürlich seyn könne, brauchen wollte, der würde nicht sowohl mehr, als vielmehr das Gegentheil von dem sagen, was ich daselbst geschrieben habe: denn wenn dieses daraus gefolgert werden könnte, so würde auch nothwendig folgen, daß die natürliche Ordnung des Athemholens sowohl, als des Kreislaufs unverletzt bliebe, wenn alle obangeführte Eingeweide und Theile in ein einziges Stück zusammengewachsen wären. Und weil nun dasjenige, was zuviel beweiset, nichts beweiset, so hätte dieser Geschichte hierbey gar nicht gedacht werden sollen.

Zum vierten ist aus dem Boyle ein Fall angeführt. Wenn man aber die Stelle nachlieset, so siehet man, daß weder daselbst steht, daß die ganze Lunge angewachsen, noch auch daß bey einer ganz angewachsenen Lunge das Athemholen vollkommen natürlich gewesen sey. Sondern es steht nur so viel da, daß er bey einer Leichenöfnung die Lungen an vielen Orten angewachsen gefunden habe, wie aber das Athemholen dieses Menschen vorhero beschaffen gewesen, davon findet man nichts erwähnet.

Zum fünften soll es aus den Actis Edinburg. Tom. II. bewiesen werden. Nun findet man zwar wirklich einige Geschichten darinnen von Personen, bey denen die Lungen hier und da angewachsen gewesen, aber die Herren Waugh und Lowis haben dabey angemerkt, daß diese

Menschen bey Lebzeiten ein sehr beschwerliches Athemholen gehabt; und was den Fall, den Haller daraus anführt, anbelangt, wo nämlich die Lungen überall angewachsen waren, so sagt der gelehrte Andrew St. Clair zwar, daß dieser Mensch den Sommer vor seinem Tode ein leichtes Athemholen gehabt hätte, erzählt aber vorher, daß er vormals sehr schwer Athem schöpfen können, und einen hartnäckigen Husten und Nachtschweiße gehabt habe. Nicht zu gedenken, daß, wenn diese Geschichte einen Beweis davon abgäbe, sie zugleich etwas ungereimtes beweisen müßte, daß nämlich bey Lungen, die nicht nur allenthalben an das Ribbenfell angewachsen, sondern auch über und über voll käsichter Geschwüre und Beulen und voller Eitergeschwüren wären, das Athemholen vollkommen natürlich geblieben wär.

3) Ich behaupte endlich auch, es sey oft der Klugheit gemäß, ein Mißtrauen in viele dergleichen Erzählungen zu setzen, da diejenigen, welche die Leichenöffnung gemacht haben, oft in der Zergliederungslehre nicht genugsam bewandert gewesen seyn mögen, und man in Büchern, wo dergleichen Fälle gesammlet sind, findet, daß kein genugsamer Unterschied zwischen ordentlich angewachsenen, und anhangenden Lungen gemacht worden. Die angewachsenen Lungen (cohaesio fibrosa) sind es eigentlich, wovon hier die Rede ist, denn die anhangende Lunge, wo nämlich in der Stunde des Todes oder in der letzten Krankheit bey einer Lungenentzündung die Lungen und das Ribbenfell mittelst eines Schleimes oder Blutwassers zusammenhängen, (cohaesio mucosa, inflammatoria, siue serosa,) sind etwas ganz anders, und gehören gar nicht hieher. Und wenn wir diese letztern Fälle wegstreichen, so wird sich die Anzahl solcher Personen, wo ein beträchtliches Stück der Lunge oder die ganze Lunge wirklich an die benachbarten Theile angewachsen, und das Athemholen gleichwohl vollkommen natürlich gewesen, ungemein verringern.

Einige

medicinische Aufsätze

von

Ernst Platner.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0381
DFG

I.

Ueber einige Schwierigkeiten des Hallerischen Systems.

Wenn ich auch schon völlig überzeugt wäre, daß alle theoretische Untersuchungen über die wesentlichen Kräfte und Eigenschaften der thierischen Natur einen praktischen Arzt gar nichts angehen; oder vielmehr, wenn ich auch selbst ein Praktiker wäre, und folglich den Stolz des praktischen Standes hätte; (das würde aber vielleicht seyn, wenn ich ganz in den Verhältnissen lebte, aus denen er entstehet) so würde ich dennoch glauben, wenigstens von den Lebenskräften der menschlichen Natur die klärsten und wahrscheinlichsten Begriffe aufsuchen zu müssen, die man in den jezt vorhandenen Grundsätzen und Erfahrungen der Physiologie und Medicin haben könnte. Und fürwahr! wenn auch das den Praktiker nichts angehet, ob der lebendige Mensch ein Thier oder eine Maschine ist; ob die Werkstätte der Krankheit und der Genesung nach diesen oder jenen Regeln wirke; ob die lebendige Kraft in Adern, Gedärmen u. s. w. Elasticität der Fibern, oder eine andere thierische Fähigkeit ist: so weiß ich gar nichts in dem ganzen Inbegriff der medicinischen Grunderkenntnisse, was ein Praktiker zu erforschen oder zu lernen habe; so ist das medicinische Genie unter allen Arten des practischen Genies das einzige, welches mit Erfolg wirken kann, ohne den Gegenstand seiner Wirksamkeit zu kennen; so ist die ausübende Medicin keine Kunst, sondern eine Zauberey.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0383
DFG

Und dennoch sind es eben diese Hauptfragen der menschlichen Naturlehre, welche die meisten Praktiker, wenigstens größtentheils so stolz und kaltsinnig von sich hinwegweisen, gleich als ob sie ganz außer den Kreis ihrer Beschäftigung, oder unter dem Werth ihrer Geistesfähigkeit wären. Wäre ich in der medicinischen Welt angesehen und wichtig genug, um an die Berichtigung ihrer herrschenden Vorurtheile denken zu dürfen, so würde ich sagen, es sey mein Plan, diese Vorurtheile wider den Werth der spitzfindigen Theorie abzuschaffen, die speculativen Untersuchungen näher mit dem Interesse der Theorie zu verbinden, und überhaupt den deutschen Aerzten einen gewissen philosophischen Geist einzuflößen.

Was ich aber nicht vermag auszuführen, das darf ich doch wünschen, und wenn ich diese Wünsche durch einige Versuche äußere, so verdiene ich dann wenigstens den Vorwurf der Vermessenheit nicht. Aus diesem Gesichtspuncte müssen verständige und wohlwollende Männer diese Aufsätze, und überhaupt die kleinen Erscheinungen meiner Feder beurtheilen.

Ich habe bereits in einer lateinischen Schrift de principio vitali (1777) einige Zweifel wider das Hallerische Lehrgebäude von der Reizbarkeit erhoben. Da diese Schrift eines Theils nur wenigen zu Gesicht gekommen seyn kann, anderntheils auch, welchen Fehler ich selbst eingestehe, ohne ihn mit Beybehaltung eines gewissen Grades von wahrer Lateinheit verbessern zu können, etwas dunkel und unverständlich seyn mag: so will ich versuchen, ob es mir in einem deutschen Aufsatze besser gelingt, die Schwierigkeiten eines Systems zu zeigen, welches einen so schnellen und großen Einfluß in die Praxis gehabt, und die Lehrsätze der Pathologie sowohl, als der ausübenden Arzneykunst auf eine ganz eigene Weise bestimmt hat.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0384
DFG

Das Problem, welches der große Mann durch seine Lehre von der Reizbarkeit auflösen wollte, ist bekannt. Sind die selbstthätigen und zugleich bewußtlosen Lebensbewegungen das Werk der Seele? oder der Elasticität? So lautete die Frage in dem Zeitalter, welches Boerhaave und Stahl mit getheiltem Einfluß beherrschten. Haller fand Boerhaavens Erklärung zu mechanisch, und Stahls Theorie zu metaphysisch. In jenem vermißte er den Character der thierischen Natur, in diesem die wesentlichen Eigenschaften eines Körpers. Und doch will er ein System, welches beydes mit einander vereiniget. Nun bemerkt Haller, daß sich die Muskelfasern ohne elastischen Druck blos auf die Veranlassung eines feinern Anreizes von selbst zusammenziehen. Und in dieser lebendigen Zusammenziehlichkeit findet er alles, was ihm zur Erklärung der thierischen Lebenskräfte nöthig dünkt: die innere selbstständige Quelle von der Kraft des Herzens, der Adern, des Magens, der Gedärme, mit einem Worte, die physische Ursache aller bewußtlosen Bewegungen des thierischen Körpers. Das Stahlische System, welches lange vor Stahlen von den ältesten Zeitaltern her geherrschet hatte, und weder von den Schwärmereyen der Chymisten beunruhigt, noch von den Angriffen der Mechaniker erschüttert worden war, verlor auf einmal in Deutschland sein ganzes Ansehen; Haller gewann den übereinstimmenden Beyfall der Theorie und der Praxis, und Stahlen blieb nichts als der leidige Ruhm eines spitzfindigen Kopfes. Alle Grundlehren der Pathologie wurden schnell umgebildet, oder vielmehr in die von Hallern gebildete Form umgegossen. Krankheit, Fieber, Krampf, Entzündung, Temperament, Idiosynkrasie, alles ward aus der Reizbarkeit erklärt; und ein System, welches auf diese Lehre keine

Beziehung nimmt, wurde für seicht und altmodisch gehalten.

Und so herrschet nun die Hallerische Theorie in den Schulen der Deutschen mit einer fast uneingeschränkten Macht.

Wenn demungeachtet das Stahlische System nicht gänzlich unter uns vergessen und ausgetilgt worden ist, so haben wir dieses vornehmlich den Engländern zu verdanken, welche dasselbe, nachdem es aus Deutschland verdrängt worden war, in ihren Schutz nahmen, und theils durch Auslegungen, der gemeinen Fassung minder scharfsinniger Köpfe näher brachten, theils durch neue Lehrsätze und Erfahrungen auf die Heilungsmethode sehr glücklich anwendeten. Ich bin vollkommen überzeugt, daß die häufige Lesung der englischen Praktiker den Grad von Stahlianismus vornehmlich erhalten hat, der sich noch hier und da, und vielleicht ohne das Andenken des Stahlischen Namens unter den deutschen Aerzten findet. Die Stahlische Methode hat vielleicht jezt in dem bessern Theil der deutschen Aerzte mehr Nachgänger, als jede andere. Aber Stahls Theorie — dieser ihr Fortgang wird nicht schneller in unsern medicinischen Schulen seyn können, als der Fortgang der Philosophie selbst. Und dieser ist langsam bis zum Erstaunen, ja beynahe möchte ich sagen, bis zum Verdruß.

Ich will jezt die Hauptsätze der Hallerischen Lehre in der Ordnung betrachten, in welcher sie unter einander zusammenhängen, und dann aufgeklärten Praktikern zu urtheilen überlassen, ob dieses System deutlich und erwiesen genug ist, um die Lehrsätze der ausübenden Arzneykunst darauf zu gründen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0386
DFG

Die Haupterfahrung, von welcher der Herr von Haller ausgehet, ist klar und zuverlässig. Die einfachesten Beobachtungen zeigen eine Zusammenziehlichkeit der Muskelfasern, die nothwendig etwas anders seyn muß, als Elasticität, weil sie nicht durch Druck, sondern durch Anreiz erweckt wird, die aber auch der Nervenkraft nicht nothwendig bedarf, weil sie da noch wirksam ist, wo Nervenkraft sich nicht gedenken läßt, wie z. B. in abgerissenen, zerstückten Theilen des thierischen Körpers. Ob nun aber diese Reizbarkeit der Muskelfasern eben so in dem lebendigen Körper, wie in dem todten, ohne Antheil der Nerven- und Seelenkraft wirke, und ob nun also die Hallerische Entdeckung das Stahlische System aufhebe, oder doch wenigstens dessen Wahrscheinlichkeit vermindere? das sind Fragen, die der aufmerksamsten Untersuchung würdig scheinen.

Ich will nachher untersuchen, ob die Reizbarkeit von der Elasticität in ihren physischen Grundursachen eben so verschieden ist, als in den äußerlichen Erscheinungen. Jezt wollen wir zuerst sehen, ob eine solche Eigenschaft der Fibern, eine Eigenschaft, die ganz unabhängig von der Wirksamkeit der Seele bestehet, die Grundursache von der Lebensthätigkeit eines thierischen Körpers seyn könne. Diese Untersuchung erfordert es, daß wir das Stahlische System, welches durch das Hallerische aufgehoben seyn soll, wenigstens in seinen Hauptsätzen betrachten.

Thierische Bewegung, so sagt der Stahlianer, ist ganz etwas anders, als jede andere Bewegung der unbeseelten Körper. Thier ist Körper mit Seele vereinigt. Wer diesen Grundbegriff verletzt, verdirbt die ganze Naturlehre der thierischen Körper auf einmal, und giebt allen ihren Untersuchungen und Lehrsätzen einen falschen Gesichtspunkt. Demnach also

ist in dem lebendigen organischen Körper des Thieres, keine Geschäfte irgend eines Werkzeugs, keine Bewegung der kleinsten Fiber, keine Thätigkeit des unsichtbarsten Elements, woran die Seele keinen Antheil hätte. Und das ist eben der Unterschied unter den Theilen, die wirklich thierische Theile und nicht blos körperliche Theile sind. Das Blut und andere Flüßigkeiten — das sind eben darum keine eigentlichen thierischen Theile, weil sie mit der Seele wenigstens unmittelbar in keiner Verbindung stehen. Ja hieher gehören selbst unter den festen Theilen sehr viele: wie z. B. Knochen, Knorpel, Haare, Nägel u. s. w. die hangen wohl im ganzen, und der Masse nach mit dem thierischen Körper zusammen, allein sie sind nicht von der thierischen Natur, weil sie nicht beseelt sind. Und eben darum sind sie auch keines Lebens, keiner Selbstthätigkeit fähig. Wo Leben und Selbstthätigkeit ist, da ist Seelenkraft. Wo Seelenkraft ist, da ist Empfindung, oder vielmehr da muß Empfindung vorangehen. Folglich geschieht alle Bewegung, in den lebendigen Theilen des menschlichen Körpers in den Fibern des Herzen, des Magens, der Adern, Gedärme u. s. w. durch eine Mitwirkung der Seele. Die Seele aber wird zu einer unabläßigen Thätigkeit aufgefodert, durch unabläßige Nervenreize, welche in diesen Theilen wirken. So ist also die Bewegung in den Fibern der Lebenswerkzeuge, ihrer Entstehung und ihrer physischen Kraft nach nichts anders, als was die Bewegung unserer willkührlichen Glieder ist. Daß sich jezt mein Arm ausstrecket, das erkennet jeder für das Werk meiner Seel, daß sich aber das Herz zusammenziehet — das soll das Werk einer andern Kraft seyn. Und doch hat das Herz Nerven und um die Nerven herum sind allenthalben die Ursachen eines unabläßigen Reizes wirksam. Wie ist es denn

nun möglich, daß die Nerven, die nach dem Eingeständniß der ganzen medicinischen Welt, die Werkzeuge der Empfindung sind, gereizt werden, ohne ihre Veränderung der Seele mitzutheilen? Und wenn das nothwendig erfolgen muß, wie ist es möglich, daß die Seele bey dieser Mittheilung der Nervenrührung nicht empfindet? oder auf die Empfindung nicht zurückwirket?

Da wo Stahl bey dem entweder falsch gedachten, oder falsch gesagten Satz beharret, daß die Seele allenthalben gegenwartig sey dem ganzen Körper, da verlasse ich ihn so wie bereits viele unter seinen eifrigsten Nachfolgern in England gethan haben. Das ist aber in seinem System nichts Wesentliches — so wenig als ein anderer Satz, den der Herr von Haller für bedeutender zu halten scheint als er wirklich ist, daß nämlich der Wille der Seele, die Lebensbewegungen wirke. Stahl treibt diesen Gedanken, oder beynahe möchte ich lieber sagen diese Allegorie etwas weit. Allein in der Hauptsache macht die Einkleidung eines Begriffs keinen wesentlichen Unterschied. Genug es ist die Kraft der Seele, von welcher die Rede ist. Ich bin selbst ganz und gar abgeneigt zu glauben, daß diese Kraft etwas willkührliches, etwas anderes als dunkles thierisches Gefühl sey. Hat nun aber der Herr von Haller nichts als diesen unwesentlichen Theil des Stahlischen Lehrgebäudes niedergeschlagen, hat er nichts bewiesen als die höchste Unwahrscheinlichkeit der Willkühr in bewußtlosen Bewegungen, so hat er damit noch nicht dargethan, daß die Lebensbewegungen gar keine Seelenwirkungen seyn können, weil sie keine solchen sind, die man im engsten Sinne des Wortes, willkührliche nennen könne.

Und dennoch ist nichts gewisser, als daß es vornehmlich diese beyden Nebensätze der Stahlischen Lehre waren, der eine von der Allgegenwart der Seele, der

andere von der Willkührlichkeit der Lebensbewegungen, was dem Herren von Haller mißfiel, und eine andere Theorie zu suchen veranlaßte.

Und diese nun, fand er in der Zusammenziehlichkeit der Muskelfiebern ganz. Hier, sagt Haller, ist eine Kraft, welche zu allen Lebensbewegungen zureichend ist, ohne den geringsten Antheil der Seele. Dieß ist eine Kraft, die ich mit Augen sehe, jene muß ich erst durch spitzfündige Schlüsse ergründen, diese Kraft ist gewiß keine Seelenwirkung. Denn sie wirkt noch nach dem Tode.

Es kommt bey der Prüfung des Hallerischen Systems beynahe, wie mich dünkt, alles auf die Prüfung des Schlusses an: daß weil die Zusammenziehlichkeit der thierischen Fasern, in dem todten Körper ganz unwidersprechlich ohne Seelenkraft wirket, sie auch in dem lebendigen ohne Seelenkraft wirken müsse. Ich gestehe, daß es mir mit der redlichsten und unpartheyischsten Aufmerksamkeit schlechterdings nicht gelingen will, die Beweiskraft dieses Schlusses zu finden. Alles, was sich meiner Einsicht nach daraus folgern läßt ist höchstens so viel, daß die Muskelfibern Fähigkeiten und Kräfte in sich selbst haben, daß sie nicht gänzlich aufhören etwas zu seyn und zu vermögen, wenn sie schon von der Gemeinschaft des Seelenorgans abgesondert und getrennt sind.

Man erlaube mir ein Beyspiel, und wenn es nicht das schicklichste und passendeste ist, so denke man daß ich ein akademischer Lehrer sey, der eben darum, weil er alle Augenblicke Beyspiele ersinnet, gerade da wo es am nöthigsten ist nicht die natürlichsten und besten zu treffen pflegt. Ich sehe eine Maschiene die aus lauter elastischen in sich selbst bewegsamen Theilen zusammengefügt ist, welche aber alle von einem ein-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0390
DFG

zigen Triebwerk regiret werden. Nun nehme ich das Haupttriebwerk hinweg. Jedes von den einzelnen Triebwerken behält noch immer eine gewisse Bewegungskraft übrig, welche ich auf mancherley Weise in Thätigkeit bringen kann. Wenn ich nun so schliesse, diese einzelnen Triebwerke haben das Vermögen sich zu bewegen, auch dann wenn sie mit dem Haupttriebwerk in keiner Verbindung mehr stehen: also hat an ihrer Bewegung auch dann das Hauptriebwerk keinen Antheil, wenn diese Verbindung statt findet. Wäre das richtig geschlossen? Oder folgt aus jener Bemerkung etwas anders als dieses, daß die einzelnen Triebwerke auch eine Kraft, ein Vermögen besitzen, wenn sie, ein jedes für sich ihrer eigenen Thätigkeit allein überlassen sind. Und dennoch schließt man in dem Hallerischen System nicht anders. Die Muskelfiebern haben in sich selbst eine Kraft sich zusammenzuziehen, also ist ihr Zusammenziehen niemals etwas anders, als das Werk dieser ihrer eigenen Fähigkeit. Damit ist ja aber höchstens die Möglichkeit einer solchen Bewegung bewiesen. Soll nun aber wahrscheinlich werden, daß diese Möglichkeit auch wirklich statt finde; daß das Zusammenziehen der Fibern auch in den lebendigen Körper ohne Theilnehmung der Seele und des Nervengefühls geschehe, so muß ja fürs erste gezeigt werden, daß die Reize, welche den Fibern in dem Zustand des Lebens beygebracht werden, nicht den Nerven (und Nerven sind doch in allen Muskelfibern gewiß,) mitgetheilt werden, oder daß diese Nervenrührung nicht in die Seele wirke, oder daß die Seele nicht nach dunkelen Nervengefühlen zurückwirke. Aber wie schwer sollte es nicht, auch dem scharfsinnigsten Hallerianer werden, nur eine einzige dieser Verneinungen zu behaupten, von denen eine jede ein wesentliches Stück in dem Grundbegriff der thierischen Natur ist.

Erstens, daß die Muskelfiebern Nervenwesen in sich enthalten, das ist ein Postulatum.

Anderns, daß die Reize, welche den Fibern beygebracht werden, den nervichten Theil desselben betreffen oder berühren müssen, das ist ein unwidersprechlicher Schluß aus dem vorigen.

Nun aber drittens, daß jede Nervenrührung eine Veränderung in der Seele, und jede Seelenveränderung eine dem empfangenen dunkeln, oder klaren Eindrucke gemäße Bewegung verursache; wer will das läugnen, ohne die ersten Gründe der Natur und Seelenlehre aufzuheben — Aber die Seele ist sich ja der tausendfachen dunkeln Gefühle, die sie auf diese Weise unabläßig und aus allen Nervenpuncten des ganzen Körpers empfangen müßte, nicht bewußt — Wer noch so weit zurück wäre, daß er sich von bewußtlosen Seelenwirkungen keinen Begriff machen könnte, für den wären freylich noch leichtere Sachen, als das Stahlische System ist, unbegreiflich. Haller hat selbst an mehrern Orten, und vornehmlich in dem 4ten Theile seines großen physiologischen Werkes, wo er von der Muskelbewegung redet, angemerkt, daß dieser Einwurf wider das Stahlische System nichts beweise.

Wenn denn also das Hallerische System bestehen soll, so muß zuvörderst erwiesen werden, wie in einem lebendigen thierischen Theile, der durch sein Nervenwesen mit der Seele innigst und genau verbunden ist, irgend eine Rührung ohne Theilnehmung der Seele möglich sey. Bevor dieses dargethan ist, bleibt die Sache, so weit meine Einsicht reicht, ungedenklich.

Allein Haller hat ja Erfahrungen an lebendigen Thieren, und zwar Erfahrungen in Menge aufgestellt,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0392
DFG

welche eben dieses zeigen. Dauert nicht die Zusammenziehung auch in lebendigen Theilen fort, wenn schon die Nerven unterbunden sind? Hier nun aber kommt es, bevor diesen Erfahrungen die Beweißkraft zugestanden werden kann, auf die Frage an: ob ein solches Zusammenziehen eines fleischichten Theiles, dessen Nerven unterbunden sind, eine lebendige thierische Wirkung zu nennen, oder vielmehr aus eben dem Gesichtspunkte zu betrachten ist, aus welchem wir oben das Zusammenziehen der todten abgetrennten Theile betrachtet haben?

So viel sehe ich ein, daß die Bewegung solcher unterbundener Theile, keine Wirkung der Seele mehr seyn könne, so wenig als die Bewegung eines Muskels in dem todten Körper. Daß aber darum die Bewegung der Muskeln, welche ihr Verhältniß mit der Seele durch die Nerven noch wirklich haben, nicht aus einem in der Seele erweckten Gefühl entstehe, das will mir nicht einleuchten. Hier in diesem Punkte ist es offenbar, wo sich alle Schwierigkeiten vereinigen. Aber er ist es auch, wo die strengen Stahlianer zu weit gehen, wenn sie Bewegungen todter oder unterbundener Theile noch für Seelenwirkungen gehalten wissen wollen, und nun diese Behauptung zu unterstützen, die Seele in dem ganzen Körper verbreiten, und von einzelnen übriggebliebenen Theilen der Seele reden, welche diese Bewegungen fortsetzten. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Stahl entweder ein Materialist war, oder von dem Wesen der Seele eine verworrene aus dem Begrif der anima rationalis und sensitiua oder vegetatiua der vorigen Zeiten, zusammengesetzte Idee hatte. Anima sensitiua ist bey den Alten nichts anders, als der Nervengeist. Von diesem, nicht aber von der Substanz, die man allein

Seele nennen sollte, konnten sie sagen, daß er durch den ganzen Körper verbreitet sey.

So folget also auch aus dieser Erfahrung weiter nichts, als so viel, daß die lebendigen Theile eines thierischen Körpers, in einen solchen Zustand versetzt werden können, welcher sie ganz von der Gemeinschaft der Seele entfernt, und ohne darum die Wirksamkeit zu verliehren die ihnen als Körpern von einer gewissen Einrichtung und Beschaffenheit, für sich selbst eigen ist. Die Muskelfibern mögen sich immer zusammenziehen wenn sie alles Einflusses der Seelenkraft durch die Unterbindung der Nerven völlig beraubet sind. Damit ist gar nicht bewiesen, daß alsdann, wenn sie dieses Einflusses theilhaftig sind, oder vielmehr theilhaftig seyn müssen, ihr Zusammenziehen nicht von der Seelenkraft abhange.

Die größte Schwierigkeit in dem Hallerischen System finde ich da, wo der Sitz der Reizbarkeit so angegeben werden soll, daß kein Gedanke von Seelen- oder Nervenkraft übrig bleibe. In den Muskelfibern sagt Haller, ist der eigenthümliche Sitz dieser Kraft, und zwar in dem leimichten Wesen oder Gluten. In den Muskelfibern, das ist die allgemeine Bestimmung des Sitzes der Reizbarkeit — in dem Gluten der Muskelfibern, das ist die besondere.

Anlangend das erste, so beweisen die Hallerischen Erfahrungen allerdings auf eine unwidersprechliche Weise, daß eine sichtbare Zusammenziehlichkeit nur allein den Muskelfibern eigen sey. Ist denn aber da, wo diese sichtbare Zusammenziehlichkeit nicht ist, auch keine Reizbarkeit, d. i. keine Thätigkeit, die durch den Reiz erwecket werden kann? Oder vielmehr, auf deren Reizbarkeit nothwendig eine sichtbare Thä-

tigkeit hervorbringen? Wenn es erlaubt ist, den Begriff auf diese Art zu bestimmen, dann ist es freylich offenbar, daß den Nerven keine Reizbarkeit zukommt. Aber lasset uns sehen, ob diese Bestimmung, der Natur der Sache und den selbsteigenen Grundsätzen des großen Hallers gemäß ist. Reizbarkeit wird von ihm allenthalben entgegengesetzt der Empfindlichkeit, d. h. derjenigen Kraft, welche von der Seele und ihrem Empfindungsvermögen abhanget. So ist also die Reizbarkeit eine Kraft, die gewissen Theilen an sich selbst zukommt, und die Empfindlichkeit eine Kraft, die ihnen nicht an und für sich zukommt, sondern in wie fern sie mit der Seele zusammenhängen. Offenbar ist es also, daß in diesem Sinne des Worts, der unmittelbar aus dem angenommenen Gegensatz folget, Reizbarkeit allen gedenklichen Bestandtheilen oder ersten Principien des thierischen Körpers gemein ist. Denn alle Wesen der Materie haben eine Kraft auf einen empfangenen äusserlichen Einfluß, eine demselben angemessene Thätigkeit hervorzubringen. Haller sagt dieses an einem gewissen Orte selbst. Die Reizbarkeit, sagt er, die ich den Muskelfibern beylege, ist keine neue, unerhörte Eigenschaft. Die ältesten Physiker, (er führt einige namentlich an,) schreiben der Materie eine gewisse Empfindsamkeit zu.

Hätte es doch Hallern geliebet, auf diesem Wege, auf welchem er hier war, weiter fortzugehen. So sey es denn also mir erlaubet, denselben zu verfolgen. Alle Wesen der Materie überhaupt, und also alle Bestandtheile des thierischen Körpers haben Kraft, Thätigkeit, oder Reizbarkeit. Das ist das Postulatum, von welchem ich ausgehe. Diese allen Substanzen

der Materie wesentliche Thätigkeit kann unsern Sinnen nicht anders sichtbar werden, als in zusammengesetzten, sichtbaren Körpern; das ist das zweyte. Demnach nun äußert sich diese Eigenschaft entweder gar nicht, oder so und anders, je nachdem die Zusammensetzung, Mischung, Structur eines Körpers es mit sich bringt. Also äußert sich die Reizbarkeit der Urstoffe unseres Körpers in den Muskelfibern durch sichtbares Zusammenziehen, nicht aber in den Nerven; weil die Nerven, obwohl sie in den Muskelfibern selbst, der Grund dieser sichtbaren Thätigkeit sind für sich selbst allein, d. h. ohne die Structur, welche in der Muskelfiber das Nervenwesen umgiebt, eine solche in die Sinnen fallende Wirkung nicht hervorbringen können, oder weil eine Nervenfiber nicht eine Muskelfiber ist. So äußert sich das Feuer nur in gewissen Verhältnissen durch Flamme, aber wer wollte in dem Wasser das Feuer läugnen, weil es darinnen nicht glühen oder flammen kann.

Anlangend das andere, so hat Haller nirgends bewiesen, daß die Reizbarkeit der Muskelfibern, nicht in ihrem nervichten Theile gegründet sey. Dieser Beweis erfoderte, daß er die Reizbarkeit in einer von allem Nervenwesen völlig getrennten Muskelfiber gezeigt hätte. Das ist aber unmöglich. Da nun das Nervenwesen, der sogenannte Nervengeist, das allerthätigste, wirksamste Wesen ist, welches wir in dem thierischen Körper kennen, da alle Muskelfibern Nerven haben, da die auf den Reiz erfolgende Zusammenziehung derselben eine der allerlebhaftesten Wirkungen der thierischen Natur ist, so sehe ich nicht ein, warum man dieselbe nicht dem Nervenwesen zuschreibt. Der einzige Grund, der Hallern davon abhält, ist dieser, daß sich die Nerven ausserhalb der muskulö-

sen Structur nicht zusammenziehen. Kann denn aber ihre Kraft, wenn sie mit einer solchen Struktur vereinigt ist, nicht von der sichtbaren Zusammenziehung die Ursache werden? Ich sage noch einmal, die Unterbindung der Nerven, das Zusammenziehen todter oder abgerissener Fleischtheile — alles das beweiset weiter nichts, als daß in diesem Falle die Reizbarkeit ohne Seelenwirkung erfolgt, nicht aber dieses, daß sie nicht von den in den Fleischtheilen übrigen Nervenwesen entstehe. Nicht so deutlich, oder vielmehr nicht so richtig haben das einige Stahlianer ausgedrückt, wenn sie, verführt durch den Begriff der allgegenwärtigen Seele, (da doch nur der Nervengeist in dem Körper allgegenwärtig ist,) sagen, es könne in den einzelnen Theilen etwas von der Seele übrig seyn, welches die Zusammenziehung bewirke.

Ich übergehe, um nicht weitläuftig zu werden, andere Schwierigkeiten dieses Systems, welche aus der Nichtigkeit des Begriffs der Muskelfaser entstehen, und verweise diejenigen meiner Leser, welche darüber erstaunen, daß ich einen Begriff nichtig nenne und für eine bloße Täuschung erkläre, der die spitzfindigsten, anatomischen und mikroskopischen Beobachter beschäftigt hat, auf die ausführliche Erläuterung, die ich über diesen Punkt in meiner oben erwähnten lateinischen Schrift gegeben habe.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0397
DFG

II.

Einige Gedanken über den Tod und über die vier tödtlichen Krankheiten des Menschengeschlechts.

Es ist, in Beziehung auf alle Arten des Erkenntnisses, ein sehr großer Gewinn für den menschlichen Verstand, wenn er die Gabe besitzt, verschiedene Dinge unter einen einzigen Gesichtspunkt zu bringen, oder vielmehr in scheinbaren Verschiedenheiten, die Einartigkeit und Aehnlichkeit zu finden, welche zufällige Bestimmungen in ein einziges gemeinsames Wesen vereinigt. Denn in der That sind die meisten Verschiedenheiten nichts anders, als Täuschungen der Denkart und der Sprache. Wenn wir eine und dieselbe Sache entweder in verschiedenen Gestalten einhergehen sehen, oder in verschiedenen Beziehungen und Verhältnissen betrachten, oder in der vorhandenen Sprache mit verschiedenen Namen bezeichnet finden, so machen wir aus diesen Verschiedenheiten der Vorstellungsart und des Ausdrucks, Verschiedenheiten der Sache. Wie viel zählen nicht die Sittenlehrer menschliche Tugenden! Und doch giebt es nur eine einzige Tugend in dem Menschen, und alle die einzelnen Tugenden, die wir in den Systemen vorfinden, sind nichts anders, als verschiedene Erscheinungen einer einzigen, und verschiedene Benennungen derselben.

Ich habe in der Abhandlung über den Grundbegriff der Krankheit einen Versuch gemacht, alle einzelne namhafte Krankheiten als zufällige Bestimmungen eines Dinges, als verschiedene Gestalten einer einzigen Krankheit darzustellen. Jezt will ich die tödtlichen Krankheiten insbesondere, nach einer ähnlichen

Methode, in einen gemeinsamen Grundbegriff des Todes und der Tödtlichkeit vereinigen. Die Absicht, welche ich dabey habe, ist, die nahe Verwandschaft und wesentliche Aehnlichkeit einiger Krankheiten in ein gehöriges Licht zu stellen, die man auf das alleinige Zeugniß des Anscheins für ganz verschieden halten dürfte, und wirklich auch, so wie ich aus den gangbaren Erklärungen und Lehrsätzen urtheilen muß, für ganz verschieden hält.

Diese Untersuchung muß durch einige Betrachtungen über die Entstehung des Todes theils zubereitet, theils unterstützt werden.

Was ist der Tod? Eine Trennung des Leibes von der Seele, sagt die Definition des gemeinen Lebens; an welcher ich nichts auszusetzen habe, wenn sie vollständig und richtig genug gedacht wird. So lange nämlich die Werkzeuge der Empfindung und der Phantasie in einem gewissen Zustande der Tüchtigkeit und Wirksamkeit sind, so lange überkommt durch dieselbe die Seele Vorstellungen, so lange empfindet und denket sie durch den ihr beygesellten Körper, und so lange hat der Mensch Leben. Demnach also ist der Tod eine solche Zerrüttung der Empfind- und Denkwerkzeuge, wodurch diejenige Thätigkeit derselben gänzlich aufgehoben wird, welche der Seele die von dem Körper abhangenden Vorstellungen überliefern muß. Weil nun damit das Verhältniß, die wahre Verbindung zwischen der Seele und dem Körper nothwendig aufhöret, so ist nun der Körper gleichsam von der Seele entfernt oder getrennt. Man siehet aus dieser Erläuterung, daß man hier gar nicht an eine örtliche Trennung, nicht an eine räumliche Abscheidung zu denken habe. Man denke sich, wenn das

sonst gedenklich ist, daß die Substanz, das Wesen der Seele Jahrtausende in dem Gehirn des todten Körpers verbleibe. Das ändert nichts in der Sache. Genug, sobald das Seelenorgan in dem Maaße untüchtig geworden ist, daß es der Seele keine Vorstellungen weder der Sinnen, noch der Phantasie übergeben kann, so ist dasselbe von der Seele getrennt, so ist der Mensch todt.

Nun wird es nicht schwer werden, das Wesen des Todes genauer zu bestimmen. Es ergiebt sich aus diesen Begriffen von selbst, daß der Tod nichts anders sey, als, wenn wir es kurz ausdrücken wollen, Unwirksamkeit des Seelenorgans. Der Ursachen nun, welche diese gänzliche Unwirksamkeit des Seelenorgans bewirken, ich will sagen, der tödtlichen Krankheiten, giebt es unendlich viele. Nun wird aber eben keine spitzfindige Metaphysik erfodert, um zu begreifen, daß Dinge, welche bey einer großen Menge von Verschiedenheiten ähnliche Wirkungen und Erscheinungen sehen lassen, eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit mit einander haben, und am Ende von einem einzigen ursprünglichen Wesen abhangen müssen. So giebt es eine unendliche Mannichfaltigkeit der angenehmen Empfindungen. Aber endlich muß doch ein allgemeines Wesen des Vergnügens seyn. Und so muß es nothwendig ein allgemeines tödtliches Uebel geben, von welchem alle die namhaften, tödtlichen Verletzungen und Krankheiten nur zufällige Bestimmungen sind. Dieses ursprüngliche tödtliche Uebel, die nächste Ursache des Todes, und ich möchte sagen, die einzige tödtliche Krankheit des Menschengeschleches ist die Zerrüttung des Seelenorgans, oder des Nervenwesens. Es verstehet sich, daß hier das Gehirn vornehmlich mit begriffen ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0400
DFG

Diese einzige Grundursache des Todes nimmt sehr vielerley Gestalten an. In der Chirurgie hat man, besonders auf Veranlassung der gerichtlichen Untersuchungen, die tödtlichen Verwundungen schon seit langer Zeit in gewisse Classen geordnet, und aus einem allgemeinen Begriffe hergeleitet. Aber von der Tödtlichkeit der innerlichen, oder sogenannten klinischen Krankheiten ist weniger Bestimmtes gesagt worden, entweder weil eine eben so dringende Veranlassung dazu fehlte, oder weil etwas Bestimmtes davon nicht so leicht gesagt werden kann. Indessen ruhen doch in den meisten Lehrbüchern der Chirurgie die Lehrsätze von der Tödtlichkeit auf einem, wo nicht falschen, doch wenigstens unfruchtbaren Begriff des Lebens. Leben, sagt man, ist die Bewegung des Herzens und der Gefäße. Daß sich in dem lebenden Thiere Herz und Gefäße bewegen, davon ist keine Frage. Daß aber diese Bewegung die ursprüngliche, wesentliche Ursache des Lebens in der thierischen Natur sey, das ist zwar sehr oft geschrieben, aber nirgends mit durchdachten Gründen erläutert worden.

Dieses bey seit gesetzt, so will ich jezt ohne die Tödlichkeit der chirurgischen Verletzungen zu erwähnen, die vornehmsten der innerlichen Krankheiten betrachten, welche in einem gewissen Grade, eine entschiedene Tödlichkeit haben. Meine Absicht, ich sage es noch einmal, ist vornehmlich dahin gerichtet, daß man diese Krankheiten welche auf der Oberfläche der Symtomen betrachtet, ganz von verschiedener Art zu seyn scheinen, aus dem Gesichtspunkte betrachte, von welchem ihre wesentliche Aehnlichkeit sichtbar ist.

Der Tod, wenn er nicht unmittelbar und augenblicklich auf die Verletzung eines Lebenswerkzeugs er-

folgt, treibt sein langsames schleichendes Werk unter der Hülle gewisser Symtomen, oder vielmehr läßt sein Werk, das ist die tödliche Krankheit nur durch gewisse Symtomen sichtbar werden, die wir Krankheiten nennen; obwohl sie eigentlich nur Symtomen von der einzigen tödtlichen Krankheit, von der Zerrüttung des Nervensystems sind. Ich kenne solcher symtomatischer Krankheiten, in welchen der Tod des Menschengeschlechts sein Spiel zu haben pflegt, vornehmlich vier: Brand, Wassersucht, Schwindsucht, Nervenschlag, (Apoplexi.) Der Tod eines jeden Menschen, wenn er nicht durch chirurgische Verletzung erfolgt, hat eine von diesen vier Gestalten, und weil der Tod nicht allein eine Ursache, sondern auch einen Nahmen haben will, allezeit einen von diesen vier Nahmen. Diese vier Symtomen der Todeskrankheit, oder wenn man lieber will, diese vier tödlichen Krankheiten, sind in Ansehung der organischen und der flüssigen Theile welche sie betreffen, in Ansehung der Langsamkeit oder Geschwindigkeit mit welcher sie fortschreiten, und noch in mancher andern Betrachtung genug verschieden, um ein System zu rechtfertigen, welches sie in weit von einander abgelegenen Lehrstücken abhandelt und nirgends unter einen gemeinschaftlichen Grundbegriff vereinigt; ja ich will zugeben, daß sie Verschiedenheit genug haben, um, wenigstens in vielen Fällen eine verschiedene praktische Behandlung zu erfodern. Aber dennoch glaube ich es könne auch dieses vortheilhaft seyn, wenn wir diese vier Krankheiten von der Seite betrachten, von welcher sie, wie ich oben gesagt habe, nichts anders sind, als viererley zufällige Bestimmungen, Erscheinungen, Symtomen der einzigen allgemeinen Todeskrankheit, der Zerrüttung, oder Betäubung des Nervenwesens. Der praktische Vortheil den ich von dieser Vorstellungsart

erwarte, ist dieser: daß die sogenannte Indicatio vitalis, welche über der lieben indicatione curatoria so oft vergessen wird, mehr Einfluß erlange, als sie ausserhalb der Stahlischen Methode hat, daß der Arzt in dem Grade mit stärkenden Arzeneyen eile, in welchem die Gefahr des Todes nahe und wahrscheinlich ist. Vornehmlich aber wird der Arzt durch Ideen dieser Art in den Stand gesetzt, unter dem Schein der Wirklichkeit, das heißt unter dem Symtom die Krankheit zu finden und auf die verschiedenen organischen oder flüssigen Theile in denen das Uebel sichtbar ist, nicht mehr zu sehen, als nöthig und gut ist. Denn im Grunde ist es doch nur etwas zufälliges, daß in dem Brande etwan ein Fuß faulet, in der Schwindsucht die Drüsen verstopfet sind, in der Wassersucht das Zellgewebe erfüllt und in dem Nervenschlag eine Muskel gelähmt ist. Der Grund ist und bleibt dennoch allenthalben derselbige: Zerrüttung, Betäubung des Nervenwesen.

1. Der Brand. Ich beziehe mich auf die Abhandlung in meinen chirurgischen Supplementen, in welchen ich die Gründe ausführlich angeführt habe, die mich berechtigen, den Brand für eine Nervenbetäubung zu halten, und nicht für ein Verderbniß der flüssigen Theile, woraus erst die Zerrüttung der organischen und dann der Nerven entsteht. Alle Ursachen aus denen der allgemeine sowohl, als der örtliche Brand entstehet, alle Symtomen die ihn begleiten, alle Mittel die ihn hemmen, alle Umstände mit einem Worte, die sich dabey wahrnehmen lassen, bezeugen die Wahrheit des Satzes: daß das Verderbniß der flüssigen und die Zerstörung der festen Theile Symtomen, entweder einer allgemeinen, oder lokalen Nervenbetäubung sind. Ich habe mich da unter andern auch auf

die Erfahrung berufen, welche die Wundärzte in Ansehung der von den Kanonenschußwunden entstehenden Gehirnerschütterung gemacht haben. Unwidersprechlich ist es, daß diese Erschütterung allein, auch die sonst unwichtigste Verletzung, zum Brande geneigt machen kann. Der allgemeine Brand, der sich bey dem traurigen Ausgang der hitzigen Fieber so besonders in den innerlichen Theilen verräth, ist offenbare Nervenbetäubung. Auch diejenigen Aerzte, welche sich nicht zu der Nervenpathologie bekennen, verrathen das Gefühl der Wahrheit, durch die Maasregeln, welche sie in Fiebern dieser Art zu treffen pflegen. Ist es wohl der gemeinen Theorie vom Brande gemäß, daß man ihn zu verhüten, oder wenn er schon gegenwärtig ist, zu hemmen, Nervenstärkende Arzeneyen gebraucht? Und dennoch thun das, schon in den bösartigen Pocken, wohl alle Aerzte fast ohne Ausnahme.

Ich merke hier beyläufig an, daß eine gewisse Art der Leibesverstopfung, die entweder ganz ohne in dem Puls fühlbare Entzündung, oder mit einer schwachen Entzündung sehr schnell bis zum Brande der Gedärme gelangt, mir nichts anders zu seyn scheinet, als eine allgemeine Betäubung des ganzen Nervensystems. Erfahrne Aerzte werden verstehen, welche Art von Leibesverstopfung ich meyne. Nicht die, welche von Fehlern der Diät, oder von periodisch wirksamen Symtomen der Brüche, oder von organischen Unordnungen der Gedärme entspringet, sondern eine andere Art, die entweder keinen Kunstnahmen hat, oder deren Kunstnahmen ich nicht kenne. Genug, der Fall ereignet sich nicht selten, daß Menschen in einer Zeit von etlichen Tagen sterben, ohne ausser der Leibesverstopfung ein namhaftes Uebel gehabt zu haben. Die

Kranken dieser Art, wie ich aus meiner kleinen Erfahrung weis, sind gelassen, ruhig, oder vielmehr fühllos. Und weil der Mensch nur dann eine Krankheit zu haben scheint, wenn er Schmerz leidet, so scheinen sie kaum krank zu seyn, daher ihr geschwinder Tod wenigstens denen, die nicht von der Kunst sind, insgemein unerwartet ist.

Was ist nun aber dieser Brand in den Gedärmen, oder vielmehr, was ist diese Leibesverstopfung anders, als Nervenbetäubung? Ich glaube wenigstens bey denkenden Aerzten über diesen Gedanken nicht den Vorwurf einer Ungereimtheit besorgen zu dürfen. Denn die Fühllosigkeit ist doch offenbar die Ursache des Uebels. Und was ist denn Fühllosigkeit anders, als Betäubung. Die Zerstörung der flüßigen und festen Theile aber ist von dieser Nervenbetäubung eine sehr begreifliche Folge.

Wollten forschende Beobachter diesen Ideen weiter nachgehen, so würden sie dieselben vielleicht noch in manchen Krankheiten mehr finden, die man von einer ganz andern Seite zu betrachten gewohnt ist. Z. B. Die Ruhr, das traurige Ende derselben ist ebenfalls der Brand. Ist aber dieser Brand wirklich die Wirkung stillstehender anfressender Säfte, wie es die meisten unserer Lehrbücher erklären? oder ist er nicht vielmehr ein Phänomen der Nervenbetäubung. Mir ist das letztere eben so klar, als dieses, daß die Ruhr selbst eine Nervenkrankheit ist, — eine Idee, deren Wahrscheinlichkeit in eben dem Maaße zunimmt, in welchem sich die Wahrscheinlichkeit der andern Ursachen, die man von dieser Krankheit anzugeben pflegt, bey den deutlichen Widersprüchen der Erfahrung vermindert.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0405
DFG

2. Die Wassersucht. Diese ist das zweyte von den Symtomen des Todes. Ihrem wesentlichen Grunde nach ist sie, (ich rede hier von der vollendeten und eben darum tödtlichen Krankheit,) Betäubung der Nerven, so wie auch der geringste Grad der Wassersucht, z. B. das Aufschwellen der Füsse Schwachheit der Nerven ist. Einige englische Schriftsteller haben dieses so deutlich erwiesen, daß ich nicht begreife, wie man die Evidenz eines solchen Lehrsazes verkennen kann.

Wenn aber die Wassersucht aus eben der Grundursache entstehet, aus welcher das Phänomen des Brandes herzuleiten ist, wie kommt es, daß diese einzige Grundursache, daß die Betäubung der Nerven hier den Brand, dort die Wassersucht hervorbringt? Ich will diese Frage, die sich eigentlich auf die ganze Hypothese überhaupt beziehet, am Schluß dieser Abhandlung, in Beziehung auf alle viere der eben angeführten Krankheiten, zu beantworten suchen. Für jetzt merke ich noch an, daß man meinen Hauptsatz aus der Wirksamkeit der Chinarinde, oder auch die Wirksamkeit der Chinarinde in der Wassersucht, aus meinem Hauptsatze verstehen kann.

Und hier, da ich der Chinarinde gedenke, fällt mir das bey, was ich vorhin von dem Werth der sogenannten Indicationis vitalis sagte. Wenn man nämlich diejenige Wassersucht, welche aus einer allgemeinen Schwachheit und Betäubung des Nervensystems entstehet, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird man die Nothwendigkeit erst recht deutlich einsehen, sie ohne Anstand mit stärkenden Mitteln zu behandeln, und die Zeit nicht mit ausleerenden Arzneyen zu verlieren, deren Erfolg in einem solchen

Falle mehr wünschenswerth als möglich ist. Was ist aber von dieser Zögerung, die sich so mancher Arzt vorzuwerfen haben mag, anders Schuld, als die, aus der äusserlichen Aehnlichkeit des Anscheins, entspringende Verwirrung zwoer Arten der Wassersucht, wovon die eine Verstopfungen der Eingeweide zum Grunde, die andere aber zur Folge hat; wovon die eine aus Hindernissen und Verderbnissen in der Absonderung der Säfte, die andere aus Kraftlosigkeit des Nervensystems entstehet. In dem Falle des Brandes pflegen die Aerzte die indicationem curatoriam leichter zu vergessen, und die Chinarinde schneller zu verordnen. Warum? weil das tödtliche Uebel hier schneller wirkt, und die Gefahr dringender ist. In der eben so gefährlichen Wassersucht aber, von der ich hier rede, wird man theils durch die Aehnlichkeit mit einer andern Gattung, die nicht so gefährlich ist, theils durch den langsamen Gang des Verderbens nur allzuleicht verleitet, die stärkenden Mittel zum größten Nachtheile des Kranken weiter hinauszuschieben.

3. Die Schwindsucht. Ich begreife in diesem allgemeinen Nahmen alle die Krankheiten, welche in einer langsamen Auszehrung und Erschöpfung der Lebenskräfte bestehen. Die Mannichfaltigkeit der Gestalten, worinnen diese tödtliche Krankheit erscheinet, hindert mich so wenig, als die Verschiedenheit der Nahmen, die sie in unsern Lehrbüchern trägt, an der Vorstellung, daß Schwindsucht dem verborgenen Wesen nach, nichts anders sey, als das, was Brand und Wassersucht ist: Betäubung, oder vielmehr Erschöpfung der Nerven. In der That ist sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, von

dem Brande nur durch die Langsamkeit ihres Fortganges, und von der Wassersucht nur durch die besondere zufällige Bestimmung der äusserlichen Symtomen unterschieden. Man denke, indem ich hier, theils so verschiedene Krankheiten verähnliche, theils so mannichfaltige in einen Grundbegriffe zusammenbringe, an das, was dieser Krankheit wesentlich ist, und lasse das Zufällige hinweg. Und dann erst sehe man, ob meine Ideen unrichtig oder vielmehr nur fremd und schulwidrig sind. Die Schwindsucht, (man vergesse nicht, daß ich das Wort hier in dem allerweitesten Sinne nehme,) ist ihrer äusserlichen Erscheinung nach von einer unendlichen Mannichfaltigkeit, welche man am besten übersehen kann, wenn man die pathologischen Nahmenverzeichnisse in Augenschein nimmt. Lungensucht (phtisis pulmonialis), Nervenschwindung (tabes neruosa), Hecktik, Auflösung des Bluts, Skropheln der Lymphendrüsen und Auszehrung (defectus lymphae nutrientis), wer kann bey einer ganz gewöhnlichen Abstraktionsfähigkeit Mühe haben, alle diese Uebel in dem einzigen Grundbegriffe der Nervenkrankheit zu vereinigen? Es ist wahr, (und ich bitte meine Leser, daß sie dieses mein Geständniß nicht übersehen, weil sie sich sonst von meiner Lehre einen ganz falschen Begriff machen würden), es ist wahr, daß diese Uebel, die ich hier als Erscheinungen eines einzigen Grundübels betrachte allesammt, oder doch gewiß einige, sehr oft ihren ersten Anfang in den einzelnen Theilen nehmen, in denen sie am sichtbarsten sind, und daß sie also eben so oft ihren wesentlichen, ursprünglichen Grunde nach, nicht als Nervenkrankheiten angesehen werden können. Allein was oft ist, das ist doch nicht immer. Aerzte die mehr Erfahrung haben, als ich, und mehr Beobachtungsgeist, als die meisten, mögen

entscheiden, ob nicht die vorhin nahmhaft gemachten Krankheiten meistentheils 1) in den Nerven ihren Ursprung haben, 2) durch stärkende Mittel, noch am glücklichsten, wenigstens am weissesten behandelt werden. Ich will nur bey einem einzigen Beyspiele stehen bleiben. Schon seit mehrern Jahren haben die englischen Praktiker mit Beyfall aller deutschen Aerzte, welche jener ihre Methode mit Verstand anwendeten, gezeigt, daß in der Verstopfung der Lymphendrüsen, oder vielmehr in derjenigen Schwindsucht, welche in dieses Symtom eingekleidet zu seyn pflegt, die Chinarinde, wider alle Erwartung des Systems, ein vortreffliches Mittel sey. Es giebt ganz gewiß Verstopfungen der Lymphendrüsen, welche eine ganz andere Art von Arzneymitteln verlanget. Aber so viel ist doch aus dieser berühmten Erfahrung einleuchtend, daß Verstopfungen der Nervendrüsen sehr oft nichts anders als eine Aeusserung von der allgemeinen Betäubung oder Erschöpfung der Nervenkraft sind. Mit der Hektik und ihrem schleichenden Fieber ist es offenbar dasselbige, und was nun diejenigen Arten der Lungensucht betrifft, welche ohne Geschwür sind, und sich nur durch Skirren, oder durch Verkleinerung, Anwachsung der Lungen in den Leichnamen zeigen, so ist wohl bey so vielen andern Gründen, welche die Nervenpathologie für sich hat, höchst wahrscheinlich, daß auch hier der ursprüngliche Grund in den Nerven seyn müsse. Offenbar ist es, daß abermals die sogenannte indicatio vitalis durch diese Lehrsätze gewinnet, in dem der Arzt dadurch auf den nächsten Weg geleitet wird, von dem er sich durch die sogenannte indicationem curatoriam in Fällen dieser Art, beynahe ganz und gar entfernet.

4. Der Nervenschlag. Wenn ich nicht fürchten darf, auf eine für mich ganz nachtheilige und lächerliche Weise mißverstanden zu werden, indem ich mich nach meiner Denkart ausdrücke, so sage ich, der Nervenschlag ist von den vorhin angeführten tödlichen Krankheiten seinem Wesen nach nur durch die Plötzlichkeit unterschieden, mit welcher er die Nerven angreift. Ich nehme hier das Wort Nervenschlag abermals in dem weitesten Sinne, und verstehe darunter alle Krankheiten, wo das Nervenwesen auf einmal von einer starken überwältigenden Kraft angegriffen, und auch sogleich beynahe zu Boden geworfen wird. Diese Krankheit also bestimmt und betrachtet, mag nun wohl oft statt finden, wo wir ganz andere Namen hören. Apoplexie, Lähmung, Todenzuckung — nicht diese Symtomen allein sind Erscheinungen derselben, sondern wie ich die Dinge zu sehen und die Begriffe zu denken gewohnt bin; so ist z. B. die Wirkung des Gifftes oder auch eines tödlichen Miasma, welches die Lebenskraft oft in einem Augenblicke völlig niederschlägt, nichts anders, als das, was ich in Ermangelung eines andern Wortes, und in der Hoffnung eines richtigen Verständnisses meiner Ausdrücke, Nervenschlag genannt habe. Auch die Art der Leibesverstopfnng, deren ich oben erwähnet habe, ist dann, wenn sie mit einem zu geschwinden Tode befolgt wird, als daß man sie Brand nennen könnte, ebenfalls ein Phänomen derselbigen Ursache.

Ich will nun das kleine Resultat dieses kleinen Aufsatzes kurz zusammenfassen; vorher aber erinnere ich meine Leser nochmals, daß meine Absicht bloß dahin gehet, die Methode zu befördern, welche verschiedene und einander ganz entgegenstehende patho-

logische Begriffe in einem Gesichtspunkte vereinigt. Niemals aber habe ich mir in den Sinn kommen lassen, Ideen dieser Art für vollständige systematische Erklärungen derjenigen Krankheiten auszugeben, die ich je zuweilen anführe, und nach meinen Grundsätzen bestimme.

Wir sehen also, und das ist das Resultat, wenn wir den Grundbegriff des Todes, den ich oben beygebracht habe, zu Hülfe nehmen; 1) daß es, abgerechnet die chirurgischen Verletzungen vier tödtliche Krankheiten des Menschengeschlechtes giebt, oder vielmehr, daß unter den vieren, die ich nahmhaft gemacht habe, Brand, Wassersucht, Schwindsucht, Nervenschlag, alle tödtliche Krankheiten enthalten sind; 2) daß diese vier tödtlichen Krankheiten, (nicht da wo sie die angezeigten Nahmen führen, sondern da, wo sie die tödtliche Kraft besitzen,) ihrem Wesen nach gar nicht von einander unterschieden sind. Der zweyte Satz ist es, der einige Erläuterung vornehmlich bedarf.

Daß diese vier Todeskrankheiten, Nervenkrankheiten und zwar nahmentlich, Betäubung, Kraftlosigkeit des Nervenwesens sind, das ist aus den bisherigen Betrachtungen, wie ich hoffe, einigermaßen klar geworden. Aber dieses allein ist dennoch nicht zu der ganzen Erläuterung, zu dem ganzen Beweis meines Hauptsatzes hinreichend. Aber nun gehe man nur noch einen Schritt weiter, so wird man finden was in dem vorigen noch mangelt. Nämlich, ich denke mir die Sache so: Tod ist die gänzliche Unwirksamkeit des Seelenorgans oder Nervenwesens. Demnach ist der allgemeine Begriff der tödtlichen Krankheit dieser: Betäubung, Erschöpfung, mit einem

Worte, ein der gänzlichen Unwirsamkeit nahe kommende Schwächung des Nervenwesens. Weiter: diese Schwächung kann entweder augenblicklich geschehen, (und schnell oder langsam fortwirken,) dann ist es Nervenschlag; oder durch Bewegungen der Natur, die bald länger bald kürzer, bald heimlich, bald verborgen sind, (Fieberbewegungen meyne ich) entstehen, dann ist es Brand, oder durch allmählige langsame Erschöpfung der Nervenkraft verursachet werden; dann ist es nach dem Verhältniß der organischen Theile, welche dabey leiden, Schwindsucht oder Wassersucht.

Man verweile bey dieser Betrachtung noch einen Augenblick, um zu sehen, wie diese viererley Krankheiten wechselsweise aus einander entspringen, so, daß beynahe eine jede derselben, (nämlich in einem gewissen Verstande,) eben sowohl die erste als die letzte seyn kann. So ist oft das erste Symtom, die Schwindsucht; diese kann von der Wassersucht befolgt, dann aber mit dem Brande oder auch mit dem Nervenschlag auf eine tödtliche Weise beendigt werden. In bösartigen Fiebern kann das erste Symtom der Brand seyn, welcher dann nachher in Schwindsucht oder Wassersucht übergehet, wenn er nicht sogleich in wenigen Tagen bis zum Tode vollendet wird. Der Nervenschlag gehet, (nämlich da wo er nicht sogleich tödtet,) einmal in die Schwind- oder Wassersucht, ein andermal in den Brand über u. s. w. Mit einem Worte, alles dieß ist ein und dieselbe Krankheit, welche nur mannichfaltige Gestalten annimmt, und dadurch den Anschein verschiedener Krankheiten verursachet. Jedoch erinnere ich nochmals, daß ich das nur von den Gattungen der nahmhaft gemachten Krankheiten behaupte, welche tödtlich sind. Damit

will ich nicht sagen unheilbar, sondern Krankheiten, meyne ich, welche zu dem Tode hinstreben, in denen die Natur nicht zur Genesung, sondern zum Verderben wirket, und das eben darum, weil sie in Erschöpfung der Lebenskraft ihren Grund haben. Und so sind also die stärkenden Mittel die einzigen, die sich hier denken lassen. Ich habe immer geglaubt, daß die Freunde der Universalmedicin, alle Krankheiten aus diesem Gesichtspunkte betrachten, und eben darinnen allen Krankheiten eine einzige Art von Mitteln entgegensetzen: nämlich reizende, erhitzende Nervenerweckende, stärkende Dinge.

Zum Beschluß dieses Aufsatzes berühre ich noch mit kurzen die oben vorbeygegangene Frage: warum, wenn diese vier Uebel, nicht sowohl vier verschiedene Krankheiten, als vielmehr nur so viel Symtomen einer einzigen Todeskrankheit sind, warum diese einzige Krankheit sich auf eine doch so sehr verschiedene Weise offenbaret. Denn es ist z. B. doch gewiß zwischen Brand und Schwindsucht gar keine äusserliche Aehnlichkeit zu finden. Ich glaube nun, daß dieses theils von den äusserlichen Ursachen der Krankheit, theils von der innern und oft verborgenen Beschaffenheit der Körper abhanget.

1. Von den äusserlichen Ursachen der Krankheit. Ich will zum Beyspiel nehmen den Brand und die Schwindsucht. Mein Satz ist also dieser: beyde Krankheiten sind Erscheinungen derselbigen Grundursache, nämlich eines tödtlichen Uebels, oder einer auf den Tod hingehenden Betäubung des Nervenwesens. Man lasse die Ursache, welche das Nervenwesen angreift, eine Wunde seyn. Ist es eine Schußwunde mit Erschütterung, dergleichen wie ich oben angeführt habe, sehr oft ohne große Verletzung durch

die Kanonenkugel verursachet wird, so entstehet entweder ein plötzlicher Tod nach einem heftigen Nervenschlage, oder wenn der Angriff auf das Nervenwesen einige Grade schwächer ist, der Brand; oder wenn die Erschütterung nicht statt findet, und folglich der Angriff weit schwächer und langsamer wirkend ist, die Schwindsucht. Oder die Ursache sey ein Gift. Ist die Menge des genommenen Giftes groß, oder die Kraft desselben an sich selbst stark, so erfolgt in kurzen der Brand. Ist die Menge kleiner, oder die Kraft des Giftes schwächer, so entstehet die Schwindsucht. Eben so wird es sich bey der Wirksamkeit epidemischer Stoffe, und bey der Wirksamkeit aller Ursachen verhalten. Fast allezeit wird eine der nahmhaften Krankheiten entstehen, je nachdem die Gewalt welche auf das Nervenwesen wirket, stärker oder schwächer ist. Denn ich habe oben gesagt, daß diese vier Krankheiten, besonders durch den Grad der Geschwindigkeit des Fortganges unterschieden sind.

2. Ich sagte anderns, es hange ab, von der Beschaffenheit der Körper. Ein Mensch, der sehr schwache Nerven hat, wird von einem Gift, von einer Wunde, von einer Epidemie stärker angegriffen und geschwinder überwältigt werden, als ein solcher, der dem Angriffe mehrern Widerstand zu thun vermag. Also wird in einem nervenschwachen Menschen auf dieselbige Ursache, Nervenschlag oder Brand erfolgen, welche in einem stärkern Körper nur Schwindsucht wirket. Ein Mensch, dessen Lungen schwach oder wohl gar schon auf eine andere Weise verletzt sind, wird freylich bey einer entstehenden Erschöpfung seines Nervenwesens vornehmlich in den Lungen, ein anderer bey andern Anlagen, in den Lymphendrüsen, noch ein anderer in den größern Ein-

geweiden angegriffen werden, oder es wird eine allgemeine Langsamkeit in dem System der einsaugenden Gefäße entstehen. Und so begreife ich, wie die schleichende Todeskrankheit in einem Körper Lungensucht, Skrophelkrankheit, oder mit einem Worte Schwindsucht, in einem andern aber Wassersucht, werden könne.

Genug also, ich finde eine Krankheit in dem Menschengeschlechte, welche ich, im eigentlichen Verstande, die tödtliche Krankheit, die Todeskrankheit nennen möchte, und diese Krankheit finde ich vornehmlich in den vierley Gestalten, in denen ich sie hier betrachtet habe. Hätte diese Idee einigen Anschein, so wäre es der Mühe werth ihren Grund sowohl als ihren praktischen Umfang durch die Beobachtung genauer anzugeben. Ich folgere für jetzt aus diesen Betrachtungen: daß es nur, wenn wir die Sache von dieser Seite ansehen, zweyerley Krankheiten giebt. 1) solche deren Sitz und nächste Ursache nicht in dem Nervenwesen enthalten ist; welche zwar in das Nervenwesen zurück wirken, jedoch so, daß desselben Beunruhigung, Kraftlosigkeit, Betäubung u. s. w. nur das Symtom ist; 2) solche Krankheiten, wo umgekehrt die Leiden und Zerrüttungen der einzelnen Theile, die Verderbniß der Säfte u. s. w. Symtomen sind, welche ihren idiopathischen Grund in der Erschöpfung, oder Entkräftung des Nervenwesens haben. In jenen Krankheiten arbeitet die Natur zum Leben, in diesen zum Tode. In jenen ist die Gefahr einzelner nachfolgender Uebel größer, als die Gefahr des Todes; in diesen ist die Gefahr des Todes dringend. In jenen ist die indicatio vitalis ein späterer Endzweck, in diesen der erste.

Aber diese beyden Arten von Krankheiten unterscheiden, ihre Kennzeichen erforschen und angeben, das ist die Sache der Praktiker allein. Sollte es einem mit seinem Beobachtungsgeiste gelingen, dieses auseinander zusetzen, so wären die Streitigkeiten zwischen den Stahlianern und Boerhavianern, wenigstens in Ansehung der Methode, beendigt; so wären beyde Systeme in einer gegenseitigen Mäßigung und Einschränkung vereinigt. Wer deutlich verstehet, was ich meyne, der wird mir zugestehen, daß dieses der Medicin einen ungemeinen Grad der Deutlichkeit, und überhaupt der Vollkommenheit verschaffen müßte.

Seite 384 auf der lezten Zeile, ließ statt: auf deren; muß denn

f. III. p. 406.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0419
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838318517/phys_0420
DFG

n werden, oder es wird eine all-
it in dem System der einsaugen-
n. Und so begreife ich, wie die
ankheit in einem Körper Lungen-
nkheit, oder mit einem Worte
einem andern aber Wassersucht,

finde eine Krankheit in dem Men-
che ich, im eigentlichen Verstande,
heit, die Todeskrankheit nennen
Krankheit finde ich vornehmlich
stalten, in denen ich sie hier be-
ätte diese Idee einigen Anschein,
e werth ihren Grund sowohl als
fang durch die Beobachtung ge-
Ich folgere für jetzt aus diesen
es nur, wenn wir die Sache von
, zweyerley Krankheiten giebt.
und nächste Ursache nicht in dem
ten ist; welche zwar in das Ner-
ken, jedoch so, daß desselben Be-
osigkeit, Betäubung u. s. w. nur
; 2) solche Krankheiten, wo
und Zerrüttungen der einzelnen
bniß der Säfte u. s. w. Symto-
ren idiopathischen Grund in der
Entkräftung des Nervenwesens
Krankheiten arbeitet die Natur
n zum Tode. In jenen ist die
chfolgender Uebel größer, als die
in diesen ist die Gefahr des To-
jenen ist die indicatio vitalis ein
n diesen der erste.